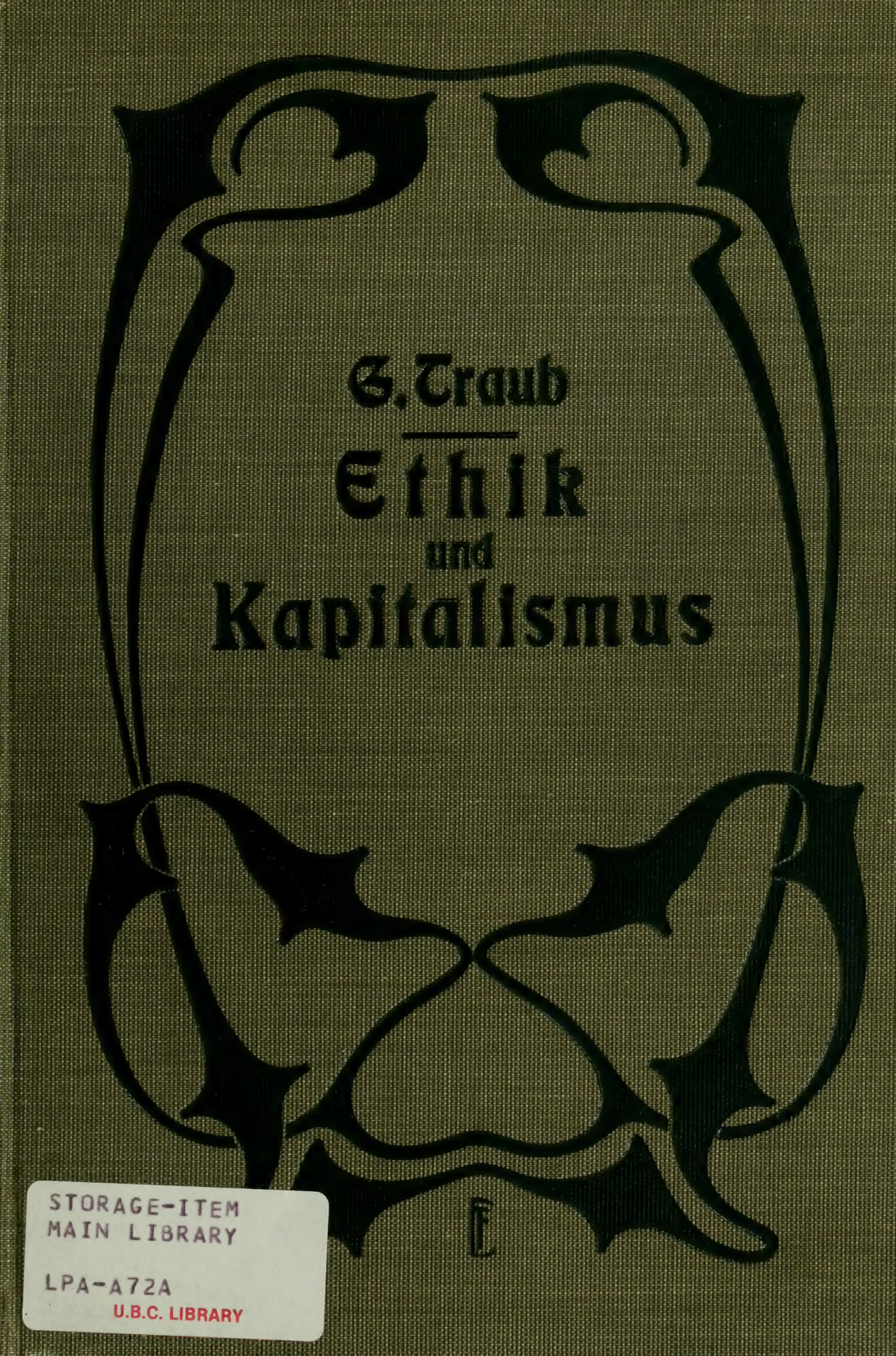

G. Traub
Ethik
und
Kapitalismus

Ethik und Kapitalismus

Grundzüge einer Sozialethik

von

Lic. theol. G. Traub
Dortmund

Zweite verbesserte und vermehrte Auflage



Heilbronn
Verlag von Eugen Salzer
1909

Meiner lieben Frau.

Inhaltsübersicht.

Vorwort zur ersten Auflage.

Mit gutem Mut griff ich die vorliegende Arbeit an. Ich wollte die Probe machen, Ethik und Volkswirtschaft zu verbinden, ohne eine der beiden an ihrem Recht zu beschneiden. Während der Arbeit wurde ich sehr bescheiden. Ich habe die Schwierigkeit des Versuchs kennen gelernt. Trotzdem kann das Buch wohl manchem helfen; dem einen, der sich die Schwierigkeit des Problems zu leicht gedacht hat, soll es die Frage erschweren, dem andern, der den Mut für Gegenwart und Zukunft verloren hat, die Freudigkeit der Arbeit zurückgewinnen. Ein wirkliches Stück eigener persönlicher Entwicklung liegt in dieser Schrift. Mein einziges Bemühen war, gerecht zu bleiben. Das mögen meine Kritiker, denen ich für jeden Wink dankbar bin, nicht vergessen. „Ungerecht" wurde ich nur gegen alle, die sich materieller Wohlfahrt und geistigem Fortschritt des Volkes widersetzen.

Die Literaturangaben am Ende der einzelnen Paragraphen bezwecken, auf lesenswerte Bücher aufmerksam zu machen, ohne daß ich damit irgend einen Anspruch auf Vollzähligkeit der Literatur mache, oder mich mit den angezogenen Autoren immer einverstanden erkläre.

Öffentlich danken möchte ich den Männern, aus deren Schriften ich für das Verständnis der einschlägigen Fragen am meisten gelernt habe, den Professoren Simmel, Sombart, Stammler, Neumann, besonders Pfarrer Naumann.

Dortmund, Herbst 1904.

Traub.

Vorwort zur zweiten Auflage.

Es ist mir eine Freude, in verhältnismäßig kurzer Zeit dies Buch zum zweitenmal hinaus schicken zu dürfen. Es hat offenbar manche Freunde gefunden. Ich wollte nur, ich hätte mehr von Kritik lernen können. Die nationalökonomische Fachpresse hat m. W. die Ausführungen nicht berücksichtigt. Die sozialistische hat mir einige dankenswerte Fingerzeige gegeben. Besonders danke ich den Herrn Prof. D. Tröltsch und Dr. Drill für eingehende Besprechungen, die mich zu reiflicher Überlegung zwangen. Ich habe das gesamte Zahlenmaterial nachgeprüft, bin, soweit mir möglich, der neuesten Entwicklung nachgegangen, habe im einzelnen Ausdruck überall verbessert, ein Kapitel über die Bevölkerungsfrage und was damit zusammenhängt, eingeschoben, aber im ganzen Stil, Standpunkt und Haltung beim alten bebelassen. Vielleicht bekomme ich einmal Muße, diesen großen Zeitfragen noch umfassender nachzudenken, und das Buch nach der systematischen Seite hin auszubauen.

Meine Schrift gilt deutscher Zukunft. Mögen viele daran arbeiten im Sinn strebender Kraft, tragender Liebe, unversieglicher Hoffnung!

Dortmund, Sommer 1908.

Traub.

§ 1.

Schwierigkeiten der Erörterung.

Unsere Aufgabe ist, zuverlässige Maßstäbe für die sittliche Beurteilung des heutigen wirtschaftlichen Lebens zu gewinnen. Hierzu ist ein Doppeltes nötig. Einmal müssen wir prüfen, welche sittlichen Wirkungen von den bestehenden wirtschaftlichen Ordnungen ausgehen. Dann gilt es den Versuch, bestimmte sittliche Richtlinien zu ziehen, nach welchen die volkswirtschaftliche Entwicklung beeinflußt werden soll. Die eine Seite dieser Aufgabe ist rein darstellender Art. Wir müssen die Tatsachen des volkswirtschaftlichen Lebens möglichst klar und unparteiisch beschreiben. Die Zusammenhänge zwischen wirtschaftlichem Handeln und sittlicher Lebensauffassung, ihre gegenseitige Abhängigkeit von einander, die Art ihres wechselseitigen Einflusses sind zu begreifen. Ist dies geschehen, so müssen Normen gesucht werden, um die volkswirtschaftliche Entwicklung sittlich zu beeinflussen. Beide Aufgaben hängen enge mit einander zusammen. Denn wir müssen bereits einen bestimmten sittlichen Maßstab in der Hand haben, um das Leben daran messen zu können. Andererseits ist eine genaue Kenntnis des ganzen Aufbaus unserer Volkswirtschaft vorausgesetzt, wollen wir mit unsern sittlichen Forderungen nicht Unerfüllbares verlangen. Überall werden sich Fehler einstellen, wo es an der Kenntnis der volkswirtschaftlichen Tatsachen oder an der Erkenntnis des sittlich Notwendigen fehlt.

Die Schwierigkeiten dieser Erörterung müssen so scharf wie möglich ins Bewußtsein treten. Nichts hat dem Ansehen der Ethik mehr geschadet, als unbewußte Oberflächlichkeit einzelner sittlicher Urteile. Auf der einen Seite verdammt man das kapitalistische System in Bausch und Bogen; auf der anderen Seite rühmt man es unbesehen. Beide Urteile werden meist temperamentvoll vorgetragen, vielleicht mit wirklicher Überzeugungstreue. Sie helfen uns doch beide

nichts. Der Wille wird nur durch klare Erkenntnis überzeugt. Deshalb betonen wir absichtlich die Schwierigkeiten der Untersuchung. Wir wünschen nichts sehnlicher, als eine sittliche Neugeburt volkswirtschaftlichen Handelns. Aber sittliche Redensarten, mögen sie noch so gut gemeint sein, sind eher ein Hemmschuh wirklichen Fortschritts. Darum verzichten wir von vornherein auf den billigen Ruhm einer Lösung der sozialethischen Fragen. Wir versuchen, sie in ihrer Schwierigkeit zu begreifen und den Weg für den sittlichen Willen ein wenig zu ebnen.

Die große Schwierigkeit liegt in dem Gegenstand der Beurteilung: dem modernen Wirtschaftsleben. Noch ist das Charakteristische der heutigen Wirtschaftsordnung nicht widerspruchslos sichergestellt. Praktiker und Gelehrte streiten sich über die treibenden Kräfte, welche in letzter Linie die Wirtschaftsform der Neuzeit bedingen. Wir haben noch keine vollständig einheitliche Deutung der modernen „kapitalistischen" Produktion. Sie scheint verhältnismäßig jung zu sein. Andere freilich finden sie in früheren Jahrhunderten ebenso grundsätzlich vorhanden. Außerdem sehen wir neben der kapitalistischen Wirtschaftsform gleichzeitig andere Wirtschaftsstufen. Wir stehen noch in dem Kampf um die Vormacht des Kapitalismus. Seine eigentlichen Feinde leben gar nicht im Arbeiterlager. Handwerk und Landwirtschaft sind es, die für andere Wirtschaftsformen kämpfen. Wie schwierig ist es, mitten im Kampf zu urteilen! Dazu kommt, daß wir mitten in der Umwälzung von Volkswirtschaften zur Weltwirtschaft stehen. Das Tempo der Entwicklung ist ein ungeheuer rasches geworden. Es ist einfach ein Ding der Unmöglichkeit, heutzutage ein abschließendes Urteil über die „kapitalistische" Wirtschaftsweise abzugeben, ähnlich wie über die Zeiten feudalistischer Gesellschaftsordnung. Erst der Geschichtschreiber späterer Zeiten vermag den gesamten Prozeß in seinen Vorzügen und Nachteilen zu überblicken und dem Ethiker den Stoff zu seinem sittlichen Urteil zu geben. Überdies sind die Entwicklungstendenzen selbst heute nicht so eindeutig, daß wir mit Sicherheit sagen könnten, welche Wirtschaftsformen lebensfähig bleiben, und welches Bild der volkswirtschaftlichen Arbeit Europa im Jahr 2000 zeigen wird. Infolge der Unberechenbarkeit des technischen Fortschritts wird es dem Sozialethiker immer schwieriger, bestimmte Richtlinien für die Zukunft zu ziehen.

Setzen wir aber auch voraus, daß wir ein verhältnismäßig deutliches Bild der heutigen Wirtschaftsentwicklung ge-

wonnen haben. Die wirklich schweren Fragen kommen erst jetzt. Wie wirkt die heutige Wirtschaftsordnung auf die sittliche Haltung des Volkes? Sehen wir dieselben Erscheinungen in allen Ländern gleichmäßig, oder müssen die ethischen Zustände der Völker aus anderen Verhältnissen abgeleitet werden? Ist es überhaupt möglich, eine bestimmte Wirtschaftsweise für sittliche Folgen verantwortlich zu machen? Steht die Technik der Gütererzeugung und Güterverteilung in einem faßbaren Zusammenhang mit dem Gewissen einer Nation? Überragen nicht Einflüsse des Klimas, der Rasse, der geschichtlichen Erziehung, der politischen Stellung so sehr, daß wir das Konto, welches für volkswirtschaftliche Einflüsse in Betracht kommt, gar nicht reinlich ausscheiden können? Trotzdem halten wir daran fest, daß die Volkswirtschaft von der Ethik grundsätzlich nicht getrennt werden darf. Beide beschäftigen sich doch mit einem und demselben Menschen. Es ist unmöglich, diesen Menschen dauernd in zwei Hälften zu spalten, die nicht zu einander passen. Im Gegenteil! Volkswirtschaft und Ethik werden stets auf einander angewiesen sein, weil es der Mensch nicht erträgt, auf die Dauer mit sich selbst in Widerspruch zu leben. Aber so klar dieser Grundsatz ist, so undeutlich wird unser Urteilen, sobald es sich um einzelne Fragen handelt. Schon eine einzelne Handlung sittlich beurteilen, ist eine schwierige Sache, die eigentlich nur dem Handelnden selbst leicht werden kann. Wie verwickelt wird die Sache erst, wo es sich um die sittliche Beurteilung eines Standes, Berufes, einer Klasse handelt! Würde es sich hier um klar ausgedrückte, willensmäßige Entscheidungen eines Standes handeln, so wäre der Maßstab sittlicher Beurteilung noch zu finden. Was aber interessiert, das ist die Gesamthaltung eines Berufes, einer Klasse, in der sich die Einflüsse der volkswirtschaftlichen Handlungsweise widerspiegeln. Wer hat den sittlichen Mut auf Grund wirtschaftlicher Verhältnisse einen Stand sittlich abzuschätzen?

So häufen sich die Schwierigkeiten, wenn wir nur das Objekt „Wirtschaftsleben" klar ins Auge fassen. Doch erscheinen sie uns Kinderspiel gegenüber den anderen Schwierigkeiten, die sich erheben, wenn wir nach dem Subjekt „Ethik" fragen. Welches ist der sittliche Maßstab, den wir an die Volkswirtschaft anlegen wollen? Die verschiedenen Anschauungen über das Sittliche treten hier in Wettbewerb mit, ja in Kampf gegen einander. Wir haben eigentlich gar kein Recht, so stolz zu schreiben „Ethik und modernes Wirt-

schaftsleben". Wo ist denn die einheitliche Ethik? Jeder nimmt das Wort in den Mund und jeder denkt sich darunter eine bestimmte, manchmal freilich sehr unbestimmte Größe. Unter den Begriffen von „gut" oder „Tugend" stellt sich jeder verschiedenes vor. Die entgegengesetzten Parteien bekämpfen sich mit demselben sittlichen Pathos. Eine Maßregel der Volkswirtschaft, die Tausenden als schreiende Ungerechtigkeit erscheint, findet hundert „sittliche" Verteidigungen. Immerhin könnten wir dieser Schwierigkeit leicht Herr werden. Wir würden sagen: „Tatsächlich existieren freilich die verschiedensten sittlichen Meinungen. Das ist aber eine leidige Folge schlechter Erziehung. Wären alle nach wirklich sittlichen Grundsälzen tüchtig erzogen und würden sie danach ihr Leben einrichten, dann würde die Kraft der Ethik sich deutlich erweisen." Sicher hat diese Meinung recht, wenn sie uns zur Pflicht macht, an den letzten Sieg der sittlichen Kräfte des Menschengeschlechts zu glauben. Aber bedenklich ist die Anschauung, als ob wir eine einheitliche, wissenschaftliche Darstellung sittlicher Grundsätze besitzen würden. Wie die Straßenbilder unserer Städte verschiedene Baustile zeigen, so auch die verschiedenen ethischen Grundanschauungen. Eine mittelalterliche Stadt war verhältnismäßig einheitlich gebaut. Frühere Zeiten mögen in erhöhtem Maß eine umfassende Gedankenwelt, ein beherrschendes Lebensideal gehabt haben. Heutzutage läuft alles nebeneinander her. Die einen leben im galiläischen Christentum, die anderen im romanischen, die dritten im protestantischen. Hier wird die Ethik gebaut mit den Gedanken der Aufklärungszeit, dort mit pietistischem Material. Bald ist die antike Staatsmoral der klassischen Völker das Ideal, das man erreichen soll. Bald grenzen die tiefsten Gedanken, die über das Wesen des Sittlichen ausgesprochen werden, an Anarchismus. Der eine Entwurf einer politischen Ethik ist demokratisch bestimmt, der andere aristokratisch gefärbt. Gerade die einseitigen ethischen Auslassungen regen am meisten an. So steht Ethik gegen Ethik. Die Grundfragen sittlichen Denkens erscheinen immer noch strittig. Man will noch heute wissenschaftlich unbestimmt lassen, ob es überhaupt einen Sinn habe, von Gemeinschaftsethik zu reden und vielmehr alles sittliche Handeln nicht im Individuum beschlossen liege. Individualethik und Sozialethik scheinen sich auszuschließen. Auch genügt es nicht darauf hinzuweisen, daß beide die sittliche Handlung nur in verschiedenen Stadien und Beziehungen beurteilen; es handelt sich wirklich um

eine Verschiedenheit der letzten ethischen Voraussetzungen. — Wer sich die Situation in der wissenschaftlichen Ethik vergegenwärtigt, müßte beinahe mutlos die Feder sinken lassen. Was nützt es, etwas zu sagen, wo die besten Führer einander widersprechen? Hier liegt einer der Gründe, warum die Sozialethiker von den Männern wirtschaftlicher Praxis leichthin über die Achsel angesehen werden. Diese begreifen nicht, warum sie ihre Erfolge preisgeben sollen, solange ihre Kritiker noch nicht einmal über ihre eigenen Grundsätze eins sind. Trotz alledem müssen wir uns das Recht sittlicher Beurteilung wahren. Die höchsten Gedanken sind stets die umstrittensten, die besten Ziele die heiß bekämpften. Um Kleinigkeiten ereifert man sich nicht. Rentabilität kann man berechnen; geistige Güter von dauerndem Wert erfordern ganze Menschen und ganze Zeitalter — eine Kraftanstrengung, die zu gewaltig ist, als daß sie in eine durchsichtige Bilanz gefaßt werden könnte. Wer nur einen bescheidenen Beitrag zur sittlichen Erkenntnis liefert, hat eben damit das Recht zur Aussprache. Jeder Versuch, die Arbeit an sittlichen Problemen wach zu halten, ist willkommen.

Freilich erhebt sich hier die letzte Schwierigkeit. Sie dürfte auch kaum überwunden werden. Sie liegt in der Person des Ethikers selbst. Ich bedaure lebhaft, daß die Vertreter der kapitalistischen Großunternehmungen in Industrie und Handel sich fast nie zusammenhängend über die ethische Seite ihres Berufs äußern. Carnegie hat das einigermaßen versucht; die Lebenserinnerungen von Siemens oder die Worte von Krupp und Abbe über ihr Werk lassen die sittliche Tüchtigkeit als tragende Kraft des Handelns deutlich erkennen. Aber manchmal möchte man wünschen, diese Menschen zum Reden zu bringen, die doch am klarsten Größe und Versuchung ihres Berufs verstehen, Segen und Gefahren am besten abwägen könnten. Ihr Schweigen hat seinen Grund nicht nur in der beliebten Entschuldigung: „Dazu haben wir keine Zeit“! Es mag sehr oft von recht ehrenwerten Motiven bestimmt sein; denn jeder Berufsangehörige wird in der Charakteristik des eigenen Berufes doppelt vorsichtig sein. Er kennt zu gut die Schwierigkeit persönlicher Pflichterfüllung und will sich deshalb nicht zum Richter oder Gesetzgeber aufwerfen. Trotz alledem bleibt es bedauerlich, daß das Interesse zur wissenschaftlichen Durcharbeitung des Wirtschaftsprozesses, in welchem man selbst einen wesentlichen Machtfaktor darstellt, bei den Praktikern der kapitalistischen Unternehmungen außerordentlich gering ist.

Wer mitten in seiner Arbeit steht, sieht freilich schwerer über das ganze Arbeitsgebiet weg. Aber die großen Führer unseres industriellen Zeitalters haben die sittliche Pflicht nicht nur in, sondern auch über ihrer Arbeit zu stehen. Zweck und Ziel des volkswirtschaftlichen Treibens hörten auch wir viel lieber von Männern der Praxis beschreiben, als daß wir aus Büchern darüber lernten. Allein es fehlt vielfach gerade dort an der Erfassung der großen Zusammenhänge im wirklichen Volksleben, wo man eine weitblickende Überschau über die Erfordernisse gesunder Völkerentwicklung erwarten zu dürfen meint. So wird es zunächst auch hier, wie bei anderen Berufen dabei bleiben, daß der Außenstehende Vorteile und Nachteile im ganzen oft genauer abzuwägen sich bemüht, als der Berufsangehörige selbst.

Warum muß das aber im vorliegenden Fall gerade ein Theologe sein? Theologie und Volkswirtschaft scheinen so weit auseinanderzuliegen wie Himmel und Erde. Und doch lassen wir uns als Theologen das Recht nicht nehmen, Hüter großer Ideale zu sein, als Unparteiischer zwischen den verschiedenen Klassen zu stehen und im Mitempfinden mit Arbeit und Erfolg, Not und Unterdrückung ausgleichend und zugleich zum Fortschritt treibend zu wirken. Dies möge denen gegenüber gesagt sein, die in der Theologie nichts als veralteten Dogmenkram finden zu dürfen meinen, und den Theologen von der frischen Luft wirklicher Lebensbewegung abschließen wollen. Ebenso offen soll freilich zugegeben werden, daß die ganze Atmosphäre modernen Unternehmertums dem Theologen zunächst etwas so fremdartiges ist, daß es von beiden Seiten des besten Willens bedarf, einander zu verstehen. Die theologische Arbeit als Beschäftigung mit geistigen Fragen hat leider einen ungesunden Begriff von „Geistigkeit" entwickelt, unter dem sie selbst leidet. Das Denken zieht sich gerne in vorgeblicher Reinheit von der verwirrenden Fülle des Lebens zurück. Solche geistige Arbeit behauptet zwar ihr volles Recht, sobald sie sich nicht selbst genügen, sondern wieder fruchtbar für das Leben werden will. Aber alle „Geistigkeit" die den Stoff des wirklichen Lebens und der tatsächlichen Geschichte souverän verachtet, ist ein Unkraut. Die Denkmöglichkeit darf nie zum Feind, sondern nur zum Antrieb neuen Schaffens werden. Sittliche Arbeit heißt doch gerade die Welt der wirklichen Dinge vergeistigen. Es ist deshalb ein außerordentlich gesundes Mittel gegen geistliche Verflüchtigung sittlicher Wahrheiten, im Studium volkswirtschaftlicher Bewegungen die Bedingungen jeden sittlichen Fortschritts

kennen zu lernen. — Neben diesen allgemeinen Schwierigkeiten, welche sich bei der Arbeit eines theologischen Ethikers geltend machen, sind es scheinbar kleine, aber doch eingreifende Unterschiede der ganzen Lebensart, welche den Abstand von der volkswirtschaftlichen Arbeit so groß erscheinen lassen, daß ein gerechtes Urteil fast unmöglich dünkt. Das Verständnis streng geregelter Arbeitszeit wird demjenigen schwerer, der die Möglichkeit persönlicher Geschäftseinteilung sich zunutze machen kann. Abgesehen davon wird es einem Beamten schwierig, sich die zwingende Macht des Erwerbstriebes auf dem Gebiet der geschäftlichen Konkurrenz vorzustellen, da sein Einkommen den Schwankungen des Geldmarkts nicht unterworfen ist. Man nenne die Erwähnung dieses Unterschiedes ja nicht kleinlich! Mancher Pfarrer würde mit dem Tag vorsichtiger in der sittlichen Beurteilung des Kaufmannstandes werden, an welchem er selbst gezwungen würde, sich in einem Geschäft sein Brot zu verdienen. Endlich sind die Hilfsmittel und Vorarbeiten auf diesem sozial-ethischen Gebiet verhältnismäßig gering, und es wird den einzelnen Versuchen, sich zurecht zu finden, stets ein ziemliches Maß von Subjektivität anhaften.

Mit alledem wollen wir nicht den Schein erwecken, als ob wir die Aufgabe absichtlich so schwierig gestalteten, um uns von der Verantwortung zu entlasten und andern die Freude an der Arbeit zu verringern. Was wir hassen, ist nur der belletristische Betrieb der Sozialethik. In unverbindlicher Weise wird da die „soziale Frage“ behandelt vielleicht mit viel gutem Eifer, aber mit wenig Ernst, in die volkswirtschaftlichen Zusammenhänge selbst einzudringen. Die sittlichen Einflüsse werden nur gestärkt, wenn man sich der Schwere seiner sittlichen Forderungen bewußt bleibt.

Literatur: Carnegie, Kaufmanns Herrschgewalt. — Werner Siemens, Lebenserinnerungen. — Berliner Jahrbuch für Handel und Industrie. — Bussmann, Handel und Ethik. — Traub, der Pfarrer und die soziale Frage. — Abbe, Gesammelte Abhandlungen. — Dorner, Individuelle und soziale Ethik.

---

§ 2.

Charakteristik der kapitalistischen Wirtschaftsform.

Will man sich das Wesen kapitalistischer Produktion klar machen, so frage man nicht: welche Dinge sind Kapital?

sondern: wie arbeitet der kapitalistische Unternehmer im Unterschied vom Handwerker oder Bauer alten Stils? Mit dem Namen „Kapital“ werden nämlich so verschiedenartige Begriffe genannt, daß man sich daraus von den eigentümlichen Merkmalen kapitalistischen Prozesses kein deutliches Bild machen kann. Man sagt, Kapital sei Geld. Aber an sich ist das Geld in der Tasche kein Kapital; es kann nur solches werden. Andere nennen die Werkzeuge Kapital, die Nähmaschine für die Näherin, Schlägel und Bohrer für den Bergmann, eine wissenschaftliche Bibliothek für den Gelehrten. Aber es kommt darauf an, wie die Werkzeuge benützt werden, ob als Eigentum oder als Lehen oder in Erbpacht. Wieder andere bezeichnen die Rohstoffe als Kapital; die Baumwolllager des Spinnereifabrikanten würden sein Kapital ausmachen. Allein ebensogut könnte man das Gespinnst als Kapital für den Weber, das gewobene Tuch als Kapital für den Schneider, den fertigen Anzug als Kapital für den Kaufmannsladen bezeichnen. So ergeben sich alle die wissenschaftlichen Streitfragen, die teilweise ihre ganze Nahrung aus einer verschiedenen Begriffsbestimmung des einen Worts „Kapital“ ziehen. Fallen Grundstücke unter den Begriff des Kapitals? Kann man von einem geistigen Kapital reden? In welchen Verhältnis stehen Vermögen und Kapital zu einander? Summiert sich das Volkskapital durch einfache Häufung der Privatkapitalien? Daß auf diese Fragen ganz verschiedene Antworten der wirtschaftlichen Theoretiker folgen, hat seinen Grund eben in der Vielgestaltigkeit des Begriffs „Kapital“. Die grundlegende Erkenntnis für die Erfassung des modernen wirtschaftlichen Betriebs ist die, daß es sich beim kapitalistischen Arbeiten um einen bestimmten Prozeß, einen eigenartigen Vorgang handelt. Man rede nicht von bestimmten Dingen oder Gütern und nenne diese Kapital; man vergegenwärtige sich vielmehr einen Arbeitsprozeß im Fluß der Abwicklung. In der Eigenart des Unternehmens selbst muß sich das charakteristische Merkmal des kapitalistischen Betriebs entdecken lassen. Wir stellen deshalb den Handwerker alten Stils und den kapitalistischen Unternehmer einander gegenüber.

Der alte Handwerker ist ein freier Handwerker. Er hat „gelernt“. Er weiß die sämtlichen technischen Kunstgriffe in seiner Branche. Er kauft die Rohstoffe selbst ein, die zur Verarbeitung nötig sind. Der Handel mit den Rohstoffen ist frei. Bei der Verarbeitung greift er selbst zu. Er ist Herr der Werkstatt und zugleich erster Arbeiter darin. Die

ganze Arbeit der Gesellen und Lehrlinge wird von ihm bestimmt und eingeteilt. Ist das Stück fertig, so verkauft es der Meister. Die Ansetzung des Preises richtet sich nach der Berechnung des Markts. (Das ist der Sinn des Wortes „Preiswerk.“) Diese wird erleichtert, je mehr die Arbeit für einen übersehbaren Kundenkreis geschieht. Wohl gibt der Handwerker auch an den Hausierer und Zwischenhändler ab. Handwerker kaufen auch Erzeugnisse von Kollegen zum Wiederverkauf. Das Rückgrat seiner Erwerbsarbeit bleibt aber die Befriedigung eines übersehbaren Bedarfs. Die Absatzgebiete werden festgestellt. Sie sind meistens engbegrenzt. Selbst der Tuchhandel, der über viele Märkte hinging, muß an der Tatsache gemessen werden, daß jede Stadt ihre eigene Weberzunft besaß. Die ganze Wirtschaft ist auf bestimmte Bedarfsdeckung gerichtet. Zugleich soll die Arbeit dem Handwerker standesgemäßen Gewinn abwerfen. Er und seine Familie sollen von dem Erwerb leben können. Die Höhe des standesgemäßen Unterhalts schwankt außerordentlich. Es gibt auch in der Blütezeit der Zünfte reiche und arme Handwerker und Handwerksgenossen. Doch bleibt die Tatsache, daß der Zweck der wirtschaftlichen Arbeit damit abgeschlossen ist, wenn das Handwerk seinen Mann nährt.

Voraussetzung für diesen wirtschaftlichen Zustand war der verhältnismässig geschlossene Stadtmarkt. Hier herrschte der städtische Meister; es wurden höchstens noch die Freimeister zugelassen. Allein das Gemeinwohl deckte sich im ganzen mit dem Wohl der Stadt. Die Grenzen und Marken der Stadtgemeinde bildeten die Absatz- und Unterhaltsgebiete der arbeitenden Zunft. Mit diesem Monopol war Wohl und Wehe der alten Handwerker im letzten Grund verknüpft. Da trat ein Umschwung der Verhältnisse ein, dem die alten Ordnungen auf die Dauer nicht mehr stand halten konnten. Die Bevölkerung wuchs stärker, als man übersah. Der Verkehr nahm zu. Die Stadtwirtschaft dehnte sich aus. Man mußte produzieren für weite Strecken und ganze Völker. Die größte Verwirrung in das alte handwerksmäßige Wirtschaften brachte der Weltmarkt. Unübersehbare Verhältnisse eröffneten sich den produzierenden Menschen. Die Produktion gewann gewaltig an Ausdehnung. Man suchte einen Bedarf zu decken, den man gar nicht genau kennen konnte. Es kamen Zeiten ungeahnten Aufschwungs, unterbrochen von regelmäßigen schweren Rückschlägen. Das ganze Angesicht des Produzierens hatte sich vollständig verändert.

Der kapitalistische Unternehmer braucht streng genommen

keine bestimmten technischen Kenntnisse in einer einzelnen Branche zu besitzen. Es genügt ihm, daß er Geldvermögen hat. Dieses läßt er wirken, indem er die Arbeit und die Kenntnisse anderer mietet. Er stellt Technicker und Arbeiter an und gründet ein Unternehmen, von dem er sich möglichst vielen Gewinn verspricht. Es kann ihm im Grund einerlei sein, ob er sein Geld in ein Schuhgeschäft oder in den Buchhandel steckt. Wie man einen Stiefel macht, wie man die Buchstaben setzt, braucht er nicht zu wissen. Der kleinere Kapitalist wird freilich stets die nötigen technischen Kenntnisse in dem Betrieb, den er leitet, besitzen. Für den Begriff des Kapitalisten selbst sind sie entbehrlich; in den modernen Großunternehmungen fallen kapitalistische und technische Leitung stets auseinander. Ein solches Unternehmen hat seinen letzten Sinn nicht in der Deckung eines bestimmten, sondern in dem Reiz stets neuen Bedarfs. Es werden hunderttausende von Waren produziert, die zunächst gar nicht abgesetzt werden. Man arbeitet auf Lager. Das Hauptaugenmerk des kapitalistischen Unternehmers ist darauf gerichtet, daß sich das Geld im Betrieb möglichst oft umschlägt, damit möglichst viel Geld verdient wird. Und dies nicht bloß bis zur Grenze eines standesgemäßen Unterhalts. Die einzelne Person könnte sich damit wohl zufrieden geben. Aber das Geld, das ins Geschäft gesteckt ist, ist damit nicht zufrieden. Das hat seine eigenen Bewegungsgesetze. Je öfter es seinen bestimmten Kreislauf durchrollt, desto mächtiger wächst es sich aus. Es kann nicht ruhen. Es zwingt stets aufs neue zu weiterer Verwertung. Vom Standpunkt des Kapitalisten aus wäre es Sünde gegen das Geschäft, dem Kapital an irgend einer Stelle seines Laufs halt zu gebieten. Deshalb gehört es zu den Hauptaufgaben des Kapitalisten, den Markt nicht nur zu bedienen, sondern ihn erst zu schaffen, zu erweitern, neue Bedürfnisse zu wecken. Der Kapitalist muß spekulieren. Wir meinen damit nicht das Spiel an der Börse. Seine Spekulation besteht im Berechnen aller Chancen, im Leiten des Marktes im Überblick über die ausgedehntesten Verhältnisse, in Spürsinn für die entlegensten Möglichkeiten, ein Geschäft zu machen. Vorwärts kommt, wer am besten rechnen kann.

Immerhin haben wir bis dahin nur die wesentlichen Merkmale des auf Tauschhandel überhaupt beruhenden Verkehrs geschildert. Die Wucht der kapitalistischen Entwickelung liegt in andern Erscheinungen. Wir nennen in erster Linie die Maschine. Die Anhäufung der benutzbaren Kräfte infolge der Dampfmaschine geht ins Enorme. Mit dieser Un-

summe neu verfügbarer Kräfte ist eine Lebhaftigkeit des Wirtschaftens in die Welt eingezogen, wie sie frühere Geschlechter nicht geahnt haben. Die Maschine selbst bedeutet grundsätzlich etwas anderes, als die Werkzeuge des Handwerkers. Auch diese vermehrten menschliche Kraft, oft ins Weite; aber noch bedurfte es stets eines bestimmten Kraftansatzes, eines immer neu wiederholten Willens, einer bestimmten Bewegung des Menschen, um die Wirkung zu erzielen. Die Maschine dagegen arbeitet ins grenzenlose. Sie arbeitet automatisch. Es bedarf meist nur des einmaligen Antriebs von Menschenhand, dann vollbringt sie ihre Arbeit von selbst. Eine ungeheure Ersparnis an menschlicher Muskelkraft und Gehirnmaterie liegt in den großen maschinellen Anlagen moderner Großbetriebe. Ihre Bedeutung für das Unternehmen sehen wir weniger in der Steigerung der Produktion, als in der ungeahnten Verbesserung des Verkehrs. Das Handelsgebiet erstreckt sich heute über die Welt; diese ist gleichzeitig eng und übersichtlich geworden. Zivilisierte Länder sind nicht übersättigt, solange die unzivilisierten ihren Bedarf so nahe heranrücken können. Die moderne Verkehrswirtschaft ist für kapitalistische Unternehmung Triumph und Sporn zugleich.

Diese Fortschritte der Mechanik beruhen auf der Vertiefung unserer naturwissenschaftlichen Forschung. In letzter Linie wären all unsere kühnen Brücken, langen Kabel, weiten Kanäle, die Länder umspannenden Eisenbahnen, Telegraph und Telephon unmöglich ohne die emsige Arbeit des Forschers in den chemischen und physikalischen Laboratorien. Mit Zahl und Maß, Element und Kraft kann jedes Verfahren versucht, jede Wirkung erprobt werden. Die Mathematik schafft in unscheinbarer Stille die Grundlagen der Naturbeherrschung. Die gesamte Produktionweise ist anders geworden, seit die wissenschaftlichen Forschungsergebnisse in die Arbeitswerkstätten der modernen Fabrik eingedrungen sind. Das technische Können der früheren Handwerker war ein in Tradition erzogenes, durch Tradition gebundenes. Es ruhte auf persönlicher Vermittlung. Die heutige Technik hat etwas Unpersönlicheres, aber desto Exakteres. Sie verleiht eine ungemeine Sicherheit und scheinbar unbeschränkte Ausnutzung aller Kräfte. Der Bund zwischen Theorie und Praxis, wie er zwischen der forschenden Naturwissenschaft und der Maschinen bauenden Industrie geschlossen ist, bedeutet ein unentbehrliches Hilfsmittel für die werbende Kraft der kapitalistischen Unternehmung. Und doch wäre die ganze Welt

unserer Maschinen denkbar auch innerhalb einer ganz anders gearteten Wirtschaftsordnung. Wie der Pflug sich nicht darum kümmert, ob ihn der selbständige Bauer oder Pächter oder der ausgelöhnte Handarbeiter oder die Frau führt, so einerlei kann es der Drillmaschine sein, ob sie einer landwirtschaftlichen Genossenschaft oder einem Privatmann, ob sie dem Hypothekengläubiger oder dem Schuldner gehört. Das „Ideal" der kommunistischen Ära rechnet geradezu mit dem gesammten Heer der Maschinen, nur in noch vergrößertem Umfang; sie sollten dann aber dem Ganzen Dienst tun und nicht einzelnen Privatleuten.

Deshalb wird zwar die Intensität der kapitalistischen Wirtschaftsform durch das Anwachsen der maschinellen Kräfte erklärt, nicht aber ihr Wesen selbst. Das erfassen wir auch nicht, wenn wir auf die bürgerliche Rechtordnung hinweisen, welche das Privateigentum schützt. Allerdings ist der Zusammenfluß von großen Geldmassen in den Händen einzelner nur bei derRechtsordnung denkbar, in welcher das Privateigentum die Grundlage bildet. Ohne solch angehäuften Geldbesitz würde der Reiz zur kapitalistischen Wirtschaft erlahmen. Aber man muß sich vergegenwärtigen, daß der Kapitalismus nicht erst dort erscheint, wo das Recht vollständig in seinem Sinn ausgebildet ist. Er erkämpfte sich erst diese Ordnung durch Jahrhunderte währenden Kampf. Das privatwirtschaftliche Recht, wie es besonders in der Gewerbefreiheit ausgebildet ist, ist eines der wertvollsten Hilfsmittel des Kapitalismus — seine innere Triebkraft ist damit noch nicht erklärt. Zwar hat die Gewerbefreiheit die Verfügung über das Kapital außerordentlich erleichtert. Dem Kapitalisten ist nirgends wohler, als in möglichst freien Unternehmungen. Aber undeutlich bleibt noch immer, worin die Rentablität dieser Handlungen selbst ruht.

Die Hauptfrage bleibt: wie wird Profit möglich? Erst die Beantwortung dieser Frage führt uns in das eigentümliche Wesen reiner Handelswirtschaft. Das Geld soll sich möglichst oft „umschlagen". Nach jedem Umlauf muß es mit einem Plus herauskommen. Woher stammt dieser Überschuß, der beständige Reiz zu weiterer Kapitalanlage? Nehmen wir ein Beispiel. Ein Schuhmachermeister verkauft auf dem Markt Schuhe. Er nimmt 60 Mark ein. Hierfür kauft er einen Schrank in die Küche. Die 60 Mark decken also sein eigen Bedürfnis. Das Geld bildete nur ein Mittelglied, das ausgeschaltet wurde. Es diente nur als Wertmesser, um Schuhe, die der Meister nicht brauchte, und Schrank, den der Meister

nötig hatte, gegen einander auszutauschen. Das Geld ist hier eigentlich überflüssig. Ein Kreis mit Naturalwirtschaft und wenig entwickelten Marktverkehr braucht darum kein Geld. Sobald aber der bewegliche Handel der Städte Gebiet um Gebiet umschlingt, und nicht mehr der Kaufmann mit dem Bauer, sondern der Händler mit dem Händler selbst tauschen will, erscheint das Geld in seiner Macht. Mit Geld kann man kaufen nicht nur Ware, sondern auch Arbeit; nämlich überall dort, wo Not oder Zwang Arbeitswillige schafft. Solche bietet ihm der Staat in seinen verschiedenen Klassen, oder in den verschiedenen von ihm unterworfenen Völkern. Hier sind Tributpflichtige und der Ertrag ihrer Arbeit wird von den Herrschenden angeeignet. Die Entstehung der modernen sozialen Frage ist ohne Einsicht in die ökonomische Entstehung der Staaten unmöglich, wie andererseits die nationale und internationale Arbeitsteilung wesentlich mit der politischen Geschichte verflochten ist. Auf diesem Boden erscheint der Kapitalist. Er bietet Geld dar, um eine Fabrik zu bauen und in Gang zu setzen. Ihm ist nicht darum zu tun, Schuhe zu bekommen, auch nicht darum zunächst, Kleider, Wohnung, Bücher oder sonst etwas Bestimmtes zu kaufen. Er will mehr Geld erhalten, als er ausgegeben hat. Das wird ihm nur dadurch möglich, daß er sich gewisse Anteile an dem Arbeitsertrag Fremder sichert. Sein Geld kann sich nur vermehren, wenn er etwas von dem Ertrag der Arbeit einbehält. Diese Anteile können sich verschiedenartig zusammensetzen. Entweder wird der Arbeiter zu gering entlohnt; das Quantum von Gütern, das er erzeugt, ist mehr wert, als er dafür erhält. Die Differenz bildet den Profit. Oder stattet die Gesellschaft bestimmte Personen mit Vorrechten aus. Diese Vorrechte bestehen in der Anweisung auf den Arbeitsertrag anderer. So bei Fürsten, Beamten. Oder wird der Wert der Güter infolge der allgemein gesteigerten Produktivität immer höher gesteigert. Selbst wenn also der Lohn, der ausbezahlt wird, dem Arbeitsertrag selbst entsprechen würde, können doch infolge des Welthandels Kombinationen eintreten, welche den Wert der erzeugten Güter steigern. Dieses Plus schließt wieder die Möglichkeit des Profits ein.

Hier interessieren uns die Wege, auf welchen Profit gewonnen werden kann, nicht weiter. Es handelt sich nur um einen deutlichen Begriff der wirtschaftliche Entwicklung. Diese umfaßt mit der Zeit alle Gegenstände und macht sie zu Waren. Es entstehen Werte, die der einzelne gar

nicht mehr begleichen kann. Gesellschaften nehmen bestimmte Anteile und handeln wieder mit diesen Geschäftsbeteiligungen wie mit Geldsorten. So entsteht die Kapitalverschreibung und der Handel in Wertpapieren. Die heutige Bankwirtschaft ist das ausgeprägteste Bild moderner kapitalistischer Unternehmung. Hier feiert die kaufmännische Umgestaltung der Welt ihren Sieg. Sagen wirs kurz mit einem Wort: Kapitalismus ist Kaufmannsgewalt auf allen Gebieten des Lebens. Das Zauberwort des modernen Kapitalismus heißt: Geschäft.

Literatur: Sombart, Der moderne Kapitalismus I. II. — Kautsky, Karl Marx ökonomische Lehren. — Philippowich, Grundriss der politischen Ökonomie. — Fuchs, Volkswirtschaftslehre. — Neumann, Grundlagen der Volkswirtschaftslehre. — Oppenheimer, der Staat. — Naumann, Neudeutsche Wirtschaftspolitik.

---

§ 3.

Anklagen gegen den Kapitalismus.

Nachdem wir das Wesen der kapitalistischen Wirtschaftsweise klarzulegen versuchten, wollen wir ihre verschiedenen Beurteilungen kennen lernen. Die Luft schwirrt von anklagenden und verteidigenden Stimmen. Wir heben nur die hauptsächlichsten Gesichtspunkte heraus, welche die beiden streitenden Parteien geltend machen, um einen Gesamteindruck von der sittlichen Streitfrage zu bekommen. Wir hören zunächst ruhig, ohne zu richten. Bezeichnend ist, daß die Anklagen gegen den Kapitalismus meist die Form eines sittlichen Vorwurfs annehmen. Das erklärt sich psychologisch aus der Tatsache, daß die minderbemittelten Klassen gegen die reicheren sich leicht ohne weiteres auf Recht und Gerechtigkeit berufen, um damit ihre ökonomische Haltung zu ergänzen und zu stärken. Wir sehen darin ein glänzendes Zeugnis für die überragende Macht sittlicher Gedanken: selbst die widersprechendsten Beweggründe müssen sich auf sittliche Grundsätze stützen, um sich Gehör zu schaffen. Wie stark der sittliche Trieb des Menschengeschlechts ist, beweist nicht zum letzten die Sozialdemokratie, das politische Gegenbild des Kapitalismus. Obgleich ihr Vater, Marx, ausdrücklich die sittliche Be-

trachtungsweise aus dem Gebiet der wirtschaftlichen Fragen verbannt hatte, bringt sie es nie fertig, wirtschaftliche Reformen ohne Anrufung von Recht und Gerechtigkeit zu fordern. Wo sie von „Ausbeutung der Arbeiterklasse“, von „Lohnsklaverei“, von „Raub am Volkskapital“, von „unerhörten, zum Himmel schreienden Mißständen“ redet, arbeitet sie immer mit Urteilen, sittlichen Begriffen und Idealen. Die ökonomische Reform wird auf ewiges Recht gegründet.

Hören wir zunächst unparteiisch die Anklagen, ohne irgendwelche Stellung zu nehmen, und geben diesen selbst das Wort.

Der Kapitalismus ist ein in der Wurzel ungerechtes Wirtschaftssystem. Der Lohnarbeiter wird um seinen Arbeitsertrag betrogen. Der Lohn stellt keine entsprechende Vergütung der wirklichen Arbeitsleistung dar. Er richtet sich nicht nach dem Werk, das der Arbeiter geschaffen hat, sondern nach seinen Unterhaltungskosten. Der Arbeiterstand erhält so viel, daß er eben leben kann. Die Grenze des Lohns liegt in seinem Existenzminimum. Ja er sinkt unter dieses herab, so oft die Arbeitskräfte sich in großer Zahl anbieten. Was dagegen der Arbeiterstand liefert, übersteigt die Lohnsumme beträchtlich. Das fließt in die Taschen des Unternehmers. Die kapitalistische Wirtschaftsmethode ist deshalb in ihrer Grundlage verwerflich, unsittlich; sie muß ihrer eigenen Natur nach ungerecht wirken. Man vergleiche nur die Zahl der Dividenden mit den Lohnerträgnissen!

Wie gegen den Arbeiterstand kehrt sich der Kapitalismus gegen den Mittelstand. Er verdrängt ihn ohne jede Rücksicht. Die mittleren Klassen werden in ihrer Selbstständigkeit zerrieben. Alles wird durchsetzt mit kapitalistischen Einflüssen. Die Reichen werden reicher; die Armen immer ärmer. Die mächtigen Produktionsmittel der technischen Anlagen kommen steigend in wenige Hände. Im Besitz einzelner Wenigen sammelt sich, wie im Reservoir, die Geldmacht, ihnen zufließend aus allen Gegenden. Die drei größten deutschen Bergwerksgesellschaften vermehren ihren Grubenbesitz in rapidem Maß. Kartell und Ring, Syndikat und Trust zeigen deutlich die Konzentration des Kapitals, das zu Riesensummen verlagert wird. Der Schaffhausensche Bankkonzern verfügt über 558 Millionen Kapital. Die Ostseereederei, einst die führende, ist vollständig überflügelt von den großen Reedereien in Hamburg und Bremen. Überall beobachten wir Umschichtung, Veränderung, Verdrängung der Kleinen durch die Großen. Die

Berufseinteilung selbst wird willkürlich verschoben. Das Rückgrat der Volkswirtschaft, die Landwirtschaft, rückt an zweite oder dritte Stelle. Sie hat ihre ausschlaggebende Bedeutung für das Gefüge des Volksganzen verloren. Ihre eigenen Lebensbedingungen werden vollständig geändert durch die Verflechtung in den Welthandel. Der Boden wird zur Ware; die Bodenwerte werden Handelsartikel. Die Grundlage der nationalen Volkswirtschaft ist dadurch untergraben. Am meisten hat unter der anwachsenden Macht des Kapitalismus der Handwerkerstand zu leiden. Der selbständige Meister kann sich kaum mehr halten. Große Teile des alten Standes sinken in die Reihe der Angestellten; sie werden Bediente großer industrieller Etablissements. Ein ungeheures Kapital gesunder Volkskraft geht damit verloren. Die Gliederung des Volkes wird zu seinem eigenen Schaden vereinfacht. Ein ödes Bild von kapitalistischen Herren und Angestellten rückt an die Stelle des mannigfach gegliederten, wechselvollen, farbenreichen Ständelebens früherer Tage. — Der schwärzeste Zug in diesem Bild ist die Beherrschung der geistigen Arbeit durch das Kapital. Der „Verleger" ist die älteste Form des kapitalistischen Unternehmens selbst; man denke an den Tuchverlag! Derselbe Name haftet heute an dem Vermittler der Volksbildung, dem Buchhandel. Das geistige Produzieren ist an die Bedingungen gebunden, die ihm vom Kapital vorgeschrieben werden. Nicht nur die Preise der geistigen Arbeit werden gedrückt. Die Richtung des geistigen Geschmacks selbst wird durch die Unternehmer beeinflußt und bedingt. Die modernen Scherlschen Unternehmungen zeigen, wie schwer sich selbständige Blätter heute noch halten können. So erstreckt sich der Einfluß des Kapitalismus bis in die Gebiete des künstlerischen und kirchlichen Lebens. Manche tragische Geschichte eines begabten Künstlers, der eigene Wege suchte, hat das Kapital auf seinem Gewissen. Daß auch die Kirche von solchen Einflüssen nicht frei ist, hat die jüngste Zeit an dem Beispiel Herrn von Mirbachs aufs erschreckendste enthüllt.

Neben dieser unheimlichen Macht, die dem modernen Kapital innewohnt, wirft es seinem Besitzer eine ganze Reihe von Vorteilen ab, um die er sich gar nicht zu bemühen braucht. Sie fallen ihm von selbst zu. Der Großkapitalist wird von Polizei und Verwaltung anständiger behandelt; er erhält überall die zuverlässigsten Auskünfte. Die kommunalen Ämter stehen ihm offen. Sein Kredit ist ein wachsender. Er kauft leichter und billiger ein, verkauft rascher und

teurer. Er lebt von hundert gesellschaftlichen Annehmlichkeiten, die er nicht geschaffen hat, die ihm aber geschäftlich und außergeschäftlich zugute kommen. Selbst wenn er Wohltaten tut, werden sie eifrig registriert und erstrahlen in hellerem Glanz, als die bescheidenen Gaben der kleinen Leute. Diese ganze „goldige“ Atmosphäre, die das Kapital um seinen Besitzer verbreitet, erklärt nicht zum wenigsten den großen Vorsprung im Wettbewerb zwischen Kraft und Besitz, Geschicklichkeit und Vermögen, sittlicher Tüchtigkeit und rücksichtslosem Geschäft. Man könnte Seiten füllen, um nachzuweisen, wie sich das Kapital gewissermaßen selbst in die Hände arbeitet und in allen möglichen Verwandlungen gesellschaftlicher, geschäftlicher, politischer Beeinflussung immer wieder nur sich selbst zu nützen weiß. Gerade diese unkontrollierbare Macht des Kapitals ist seine eigene Domäne. Es herrscht viel weniger durch die Scheine und Goldbarren, die es wirklich besitzt, als durch die Achtung und das Entgegenkommen des Menschen, die ihm kostenlos zuteil werden.

So sicher scheinbar diese Herrschaft des Kapitals steht, so merkwürdig ist es, daß sie die meiste Nahrung aus der Unsicherheit des gewerblichen Lebens zieht. Unsicherheit nämlich im Sinn von Unberechenbarkeit. Das Kapital ist auf den Weltmarkt angewiesen. Hier sind die Bedürfnisse unübersehbar. Ihre Deckung ist stets äußerst kompliziert. Großes Risiko, aber auch große Gewinnchancen eröffnen sich hier. Das Kapital liebt keine gleichmäßige Ruhe, es arbeitet gern stoßweise. So verbreitet es überall neue Aussichten, lebt von weiten Möglichkeiten, verbreitet Unsicherheit. Auf deutschem Markt interessiert heute argentinischer Weizen gerade so, wie märkischer Roggen und russische Gerste. Das künftige Wohl der rheinisch-westfälischen Industrie wird mitbedingt vom Ergehen des amerikanischen Stahltrust. Hier gilt es kühne Berechnungen. Die Börse tritt in ihr Recht. In ihr laufen die Fäden finanzieller Unternehmungen des Erdballs zusammen. Sie selbst reagiert auf alle Wetterzeichen und beeinflußt alle Werte. Welche Panik brach an der Berliner Börse aus, als der russisch-japanische Krieg anfing! Kohlenpapiere, die damit gar nichts zu tun hatten, sanken bis zu 37 %. Zeiten aufsteigender und sinkender Konjunktur wechseln miteinander ab. In regelmäßigen Zwischenräumen beobachten wir Krisen. Werke, die eben nicht genug Arbeitskräfte bekommen konnten, entlassen in ein paar Wochen wieder. Das gesamte Tempo des wirtschaftlichen Lebens wird hastig, überstürzend,

unterbrochen, ungleichmäßig. Der Gesellschaftkörper ist stets unvorhergesehenen Erschütterungen ausgesetzt. Wie kann sich da ein ruhiges, sittliches Leben entwickeln! Man hat ja keine Zeit dazu und hätte man eben Zeit gefunden, so wirft eine neue kapitalistische Welle scheinbar bestgesicherte Unternehmungen zusammen und alle Kraft wird benötigt, um nur die Lebensunterlagen zu retten. Zu dieser Unsicherheit der Arbeitsmöglichkeit und der Weltmarktslage tritt die Unsicherheit des technischen Prozesses selbst. Eine Maschine verdrängt die andere. Die Erfindungen häufen sich. Das Kapital reizt zu immer rascherer Bewältigung der Arbeit; es zwingt zu großen Investierungen infolge verbesserten Maschinenmaterials. Der konkurrenzfähige Betrieb muß mitmachen, wenn er oben bleiben will. Welches ist das Ziel dieser Entwicklung? Kann solches gegenseitige Übertrumpfen gesund wirken? Die gesamte maschinelle Entwicklung arbeitet darauf hin, die Menschenhand auszuschalten. Arbeitshände verteuern den Betrieb. Rentabilität des Geschäfts fordert möglichste Einschränkung dieses Ausgabepostens. Welche Aussichten eröffnen sich für die Zukunft des arbeitenden Volks? Ist es nicht eine Sünde des Kapitals an der Volkskraft, alle Hoffnungen der Arbeiter in Frage zu stellen? Ist es nicht ein Widersinn, daß das Kapital die Lohnarbeiterschaft erzeugt und nachher wieder abstößt? Selbst der Geldlohn, den das Kapital austeilt, wird zur unsicheren Größe. Der Wert des Geldes hängt vom internationalen Geldmarkt ab. Erinnern wir uns, welch unheimliche Folgen die Geldknappheit 1907 gezeitigt hat, so daß bei Beleihungen bis zu 25 % Nachlaß an der geborgten Summe gefordert werden konnte. Solange der Arbeiter feste Naturalgüter als Löhnung bezog, wußte er wenigstens, was er in der Hand hatte. Der moderne industrielle Arbeiter ist mit seinem Geldlohn der wirtschaftlichen Konjunktur vollständig unterworfen. Die Kaufkraft des Geldes schwankt. Diese Schwankungen bestimmt wieder das Kapital. Es übt seine Herrschaft nicht nur in der Höhe des Lohnsatzes aus, den es dem Arbeiter gewährt, sondern auch in seiner Verwendungsfähigkeit, welche durch die allgemeinen Geldverhältnisse erst bestimmt wird. Ja es zwingt den Arbeiter in seinen eigenen Ausgaben ihm noch Dienst zu tun. Denn die Arbeitermasse verbilligt einige Ausgaben des Reichen. Beide sind auf die unentbehrlichen Lebensmittel angewiesen. Der Arbeiter muß sie kaufen, wie der Reiche; jener aber kann sie nur kaufen entsprechend seiner Löhnung. Somit richten sich die Preise nach diesen niedrigsten Sätzen. Sie

müssen so niedrig gehalten werden, daß die großen Arbeiterschichten sie entrichten können. Von diesen Preisen profitiert wieder der konsumierende Kapitalist. Ein verzweifelter Kreislauf der Wirkungen! Das Kapital erscheint als eine Macht, der man nie entrinnen kann. Allem prägt sie ihren Stempel auf, niemanden und nichts entläßt sie aus ihrem Geltungsbereich.

Und doch ist diese Macht auf eine Reihe starker Selbstwidersprüche gestüzt. Auf der einen Seite wird die Gier nach Geld entfesselt, auf der andern läßt das erworbene Geld nicht stille stehen, da es weiter „umgeschlagen" werden muß. Das Ziel der Arbeit, die Ruhe, wird nicht erreicht. Erwerbssucht treibt zur Arbeitssucht. Sie läßt den wirtschaftenden Menschen nie zu Atem kommen. Sie zaubert ihm verlockende Bilder hohen Kapitalgewinns vor und fällt ihm dieser zu, so entstehen sofort noch reizvollere Aussichten. — Auf der einen Seite wird grundsätzlich jede wirtschaftliche Kraft zur Konkurrenz zugelassen. Gerade dem freiesten Wettbewerb verdankt die moderne Geldwirtschaft ihren großen Erfolg. Auf der anderen Seite treibt die immer höher ausgebildete, immer rascher sich entwickelnde Technik des Betriebs den kleinen Wirtschafter aus dem Wettbewerb hinaus. Er kann nicht mehr mit. Im Zeitalter der Gewerbefreiheit entdecken wir nicht nur die Ansätze, sondern bereits die großartigsten Versuche zu monopolartigen Trustbildungen. Der Kapitalarme wird ausgeschlossen. Wieviel tüchtige Kräfte liegen heute am Weg! Sie sind zur Seite gedrückt, nicht weil ihnen physische Kraft oder sittliche Berufstreue oder geistige Tüchtigkeit mangelte, sondern weil sie kein Vermögen besitzen. Und dies inmitten der Gewerbefreiheit! — Auf der anderen Seite lebt das Kapital davon, daß möglichst viele Bedürfnisse in der Kulturwelt entstehen. Sie werden künstlich gesteigert. Das Kapital zehrt von der Unzufriedenheit, die es selbst erweckt. Und doch hält seine Befriedigung der Bedürfnisse nicht Schritt mit der wechselnden Freude an neuen Dingen, die man gerne haben möchte. Es reizt den Konsumenten, mit seinem bisherigen Besitz unzufrieden zu werden und versagt sich ihm doch, wenn es darauf ankommt, der Masse die Bedarfsartikel wirklich zuzuführen. — Auf der einen Seite entvölkert das Kapital das flache Land. Aus dem Osten wanderten von 1885—1890 über eine halbe Million Menschen nach dem Westen. Die Zahlen der germanischen Völkerwanderung sind klein gegenüber den modernen Verschiebungen der Arbeitermassen durch das Kapital.

Auf der anderen Seite ballt die kapitalistische Industrie Menschenheere auf wenige Quadratmeilen zusammen. In treibhausartiger Geschwindigkeit erstehen die Städte im rheinisch-westfälischen Industriebezirk. Der Arbeiter wird angelockt, seine Familie zu vergrößern. Je mehr Hände er stellen kann, desto größeres Einkommen bezieht er. Die gleiche Familie wird jedoch infolge der wechselnden Geldlöhnung den schwersten Gefahren für ihren inneren Halt ausgesetzt. Kinderarbeit und Frauenbeschäftigung zersetzen die Familie. Die Hausindustrie hat verwüstend gewirkt. Die Masse des handarbeitenden Volkes ist gewissermassen durch das Kapital erzeugt. Man braucht den Proletarier. Und doch treibt die maschinelle Entwicklung dahin, die Menschenhand aus dem Betrieb auszuschalten. Wie die Lampe mit ihrem Licht die Mücken lockt, um sie in ihrer Nähe zu verbrennen, so erscheint der Kapitalismus als ein großer Lebenswecker, um doch nur Leben zu zerstören. — Einerseits zeigt das geldwirtschaftliche System die Tendenz, alles der Herrschaft des Geldes zu unterjochen. Dinge und Personen, Materielles und Geistiges sollen für Geld feilstehen und ihren bestimmten, bezahlbaren Preis erhalten. Und doch verliert der Geldbesitz seinen psychologischen Reiz in dem Augenblick, in welchem er dem Besitzer alle Möglichkeiten erschließt. Das innere Verhältnis zum Kapital wird gelockert, je mächtiger es sich ausbreitet. — Das sind einige der seltsamen Widersprüche, in welchen sich die moderne kapitalistische Entwicklung bewegt. Sie hängen mit dem Hauptvorwurf zusammen, den man dem Kapitalismus macht; er lautet: der Kapitalismus zersetzt alle festen Werte. Die Anarchie der Wirtschaft überträgt sich auf die Welt der sittlichen Gesetze. Das Geld kennt kein staatliches Interesse. Es kann aus dem Vaterland flüchten, es macht gleichgültig gegen die großen nationalen Verbände. Man denke an die modernen internationalen Filialgründungen industrieller Werke, welche zu einer nationalen Gefahr auswachsen. Alle kaufmännischen Beziehungen drängen zu internationalen Verbindungen. Das Kapital wirkt fruchtbarer, je weiter der Kreis ist, in welchem es sich betätigen kann. So erleben wir Dinge, wie dies, daß englische Firmen dem erbittertsten Feind der englischen Truppen, dem Mahdi, die Waffen liefern. Das Geld hat kein sittliches Interesse. Es ist charakterlos. Es dient dem Russen und Japaner in gleicher Weise. Selbst interesselos weckt es doch die stärksten Interessen. Was bedeuten heute nationale Grenzen und nationale Macht gegen die internatio-

nale Herrschaft des Kapitals! Die Kriege werden zum großen Teil nicht mehr durch die Waffen, sondern durch die Banken entschieden. Es wäre auch ein interessantes Unterfangen, die Grenzen der modernen Kulturstaaten nach dem Gesichtspunkt zu zeichnen, wo der Schwerpunkt ihrer kapitalistischen Kraft liegt. Denken wir der Milliarden, die Frankreich in Rußland, oder England auf dem Kontinent liegen hat, so verschiebt sich das Bild der nationalen Mächte bedeutend. Auch das Gemeinwohl ist nicht das letzte Ziel der kapitalistischen Wirtschaft. Es kann zwar beabsichtigt sein, aber es bleibt stets Mittel zum Zweck. Der staatliche Rechtsschutz dient dem Erwerb. Insoweit sind die staatlichen Ordnungen zu schützen. Sie werden bekämpft, sobald sie sich dem kapitalistischen Interesse widersetzen. Selbst das staatliche Kapital muß den Gesetzen der privatkapitalistischen Entwicklung folgen, und die staatlichen Unternehmungen werden vom ganzen Wirtschaftsgetriebe gezwungen, gleichen Charakter anzunehmen. Das Kapital triumphiert über die sittlichen Rechtsideen, welche zu den Grundlagen jeder staatlichen Ordnung gehören. Weiter wird durch die Entwurzelung der Massen von ihrem Boden der Respekt vor den gewohnten Sitten und Autoritäten stark erschüttert. Die persönliche Färbung des Einzelverkehrs verwischt sich. Die Familienhaftigkeit geht verloren. Das monopolistische Kapital setzt sich über jede Rücksicht auf Leben und Gesundheit seiner Mitbürger weg. Man weiß, wie mit diesen Gütern gewirtschaftet wurde, ehe der Staat mit bestimmten Gesetzen eingriff. Auch heute gehört Engels Buch: „Die Lage der arbeitenden Klassen in England" (1845, neue Auflage 1892) leider noch nicht zu den vollständig veralteten Werken. Die Zahl der Unfälle und gewerblichen Erkrankungen ist eine erschreckend hohe. Noch immer erfordert der Bergbau tausende von Opfern. Wie lange hat es bedurft, dem Kapitalismus auch nur einigermaßen die Empfindung der Verantwortlichkeit nahe zu legen! Viele moderne Wohlfahrtseinrichtungen würden heute noch nicht da sein, wenn sie sich nicht vom kapitalistischen Gesichtspunkte aus rentieren würden.

So dringt das Geld in alle Poren des Gesellschaftskörpers. Alle Verhältnisse sollen sich nach ihm messen lassen. Die alten Ideale werden verschoben. Das Geld tritt in Konkurrenz mit den geistigen Mächten, die den ganzen Menschen beanspruchen. Es zerreißt die Bande des Blutes und spaltet die Menge in Klassen. Im Klasseninteresse begräbt es alles geistige Streben. Es brennt die Herzen der Menschen aus,

indem es ihnen die eine Parole gibt: verdienen. Das alte Wort Christi ist zur erschreckenden Wahrheit geworden: Gott oder Mammon. Der Kapitalismus sucht auf allen Gebieten die Herrschaft. Was sich nicht geldhaftig ausdrücken läßt, erscheint wertlos. Die Welt der Gefühle, der sittlichen Grundsätze und heiligen Empfindungen wird vollständig entwertet. Wie man vor den Naturgesetzen nicht halt macht, und sie gegeneinander ausspielt, indem man die Anziehungskraft der Erde durch die Explosivkraft paralysiert, so macht man vor den sittlichen Grundsätzen noch weniger halt. Sie erscheinen als überflüssiger Ballast. Die fortschreitende kapitalistische Wirtschaftsentwicklung bezeichnet das Umsichgreifen einer ideallosen, grundsätzlich materialistisch gestimmten Welt- und Lebensanschauung.

All diese Vorwürfe lassen sich zusammenfassen in den der absoluten Haltlosigkeit. Nichts hat Halt, nirgends findet man Halt. Alles löst sich auf in Verhältnisse. Das Geld drückt selbst nichts anderes aus, als ein Verhältnis. Der Mensch schillert, die Dinge schwanken, die Werte wechseln. Das Bild der Kulturwelt ändert sich kaleidoskopartig. Treu und Glauben schwinden. Die Fahrt geht in sausendem Tempo. Wohin? Worüber? — So der Staatsanwalt.

Literatur: Sombart, Die deutsche Volkswirtschaft des 19. Jahrhunderts. — v. Below, Historische Zeitschrift 1901. — Stein, Die soziale Frage im Lichte der Philosophie. — Jentsch, Weder Kommunismus noch Kapitalismus. — Monatsschrift für christliche Sozialreform von Vogelsang. — Ethische Kultur von Förster. — David, Die Zeitung. — Sombart, Das Proletariat. — Brooke Adams, Das Gesetz der Zivilisation und des Verfalls. — Sinclair, The Metropolis. — Duimchen, Monarchen und Mammonarchen.

---

§ 4.

Selbstverteidigung des Kapitalismus.

Was hat der Kapitalist auf diese Vorwürfe zu antworten? Er wird folgendes einwenden.

Ausbeutung gab es immer, so lange die Erde steht. Der Knecht diente dem Bauer, der unfreie Bauer dem Kloster, der Lehrling dem Meister. Sie alle bekamen nie den vollen Arbeitsertrag. Und doch lebte man damals noch nicht in der „kapitalistischen“ Wirtschaftsordnung. Es ist durchaus parteiisch, das wirtschaftliche Elend einzig vom Kapitalismus

herzuleiten. Wieviel Not fand sich in mittelalterlichen Städten, wo man die Bönhasen, d. h. die unzünftigen Handwerksmeister und die unehelich Geborenen von ehrlicher Arbeit ausschloß! Selbst die kommunistischen Stufen des Ackerbaues sind nicht rein von solcher Ausnutzung fremder Arbeit. Sie sind ja teilweise mit kriegsgefangenen Sklaven durchsetzt, die zum Dienste herangezogen werden. Somit trifft jener Vorwurf mindestens nicht den Kapitalismus allein. Doch wird eine Schuld dadurch nicht geringer, daß sie gemeinsam drückt. Deshalb erhebt sich die grundsätzliche Frage: handelt es sich wirklich um Ausbeutung? Ist Profit nur möglich infolge ungerechten Raubs? Es muß zugestanden werden, daß es sich in vielen Fällen wirklich um nichts anderes handelt. Die moderne Ausbeutung ist gerade so wirkliche Tatsache wie die Ausbeutung der Kolonialhändler durch Venedig im Mittelalter. Aber es ist ein Unterschied, ob diese „Ausbeutung" notwendig mit dem kapitalistischen System verbunden ist, oder ob sie nur möglich ist. Der Kapitalist behauptet das letztere. Er stellt sich auf den Boden der modernen privatwirtschaftlichen Rechtsordnung. Diese schließt das Privateigentum an allen Produktionsmitteln, an Werkzeugen und Boden, in sich. Ist solches rechtlich anerkannt, dann hat der Arbeiter wirklichen Anspruch nur auf Vergütung seiner eigenen Arbeitsleistung, nicht auf das gesamte Arbeitsprodukt. Das letztere hat er ja garnicht allein hergestellt. Er arbeitet in der Werkstätte des Unternehmers, mit den Werkzeugen des Fabrikanten, nach dem technischen Stand, den Chemie und Physik, Mathematik und Technologie geschaffen haben. Er benützt also in seiner Arbeit Vorteile, die er sich selbst gar nicht verdankt. Es wäre ihm garnicht möglich, das Arbeitsprodukt so schnell und so gut herzustellen, wenn er nicht mit der fremden Technik, dem fremden Arbeitserfolg selbst ausgerüstet wäre. Er schaltet mit ihnen wie mit seinem Eigentum. Wer will im fertigen Arbeitsprodukt die Arbeitsleistung eines einzelnen ausscheiden? Wer die Vorarbeiten, die zur Errichtung einer chemischen Fabrik oder zur Anlage einer Zeche nötig sind, ruhig erwägt, wird finden, daß in dem Arbeitsertrag eine Vereinigung der verschiedensten Arbeitsfaktoren steckt. Somit ist das Arbeitsprodukt nicht das Werk des Handwerkers allein, sondern zugleich des Maschinentechnikers, Ingenieurs, Unternehmers, Professors. *Was der Arbeiter bietet, ist seine Arbeitsleistung*, nicht das fertige Werk. Das Recht auf den vollen Arbeitsertrag besteht nie zurecht.

Selbst Marx hat es nicht anerkannt, ja solche Forderung scharf kritisiert. Dazu kommt noch ein anderes. Der Profit des Unternehmers besteht allerdings darin, daß er sich fremden Arbeitsertrag aneignet. Allein es bleibt trotzdem möglich, daß die Erträgnisse der im Dienst des Unternehmers stehenden Arbeiter tatsächlich höhere werden, als sie vordem waren. Schuhmachende Handwerksmeister können unter Umständen aus ihrer Arbeit weniger Ertrag ziehen, als der Lohn beträgt, den ihnen der kapitalistische Unternehmer bietet, wenn er die modernste Technik, das reichste Absatzgebiet seinem Unternehmen bereit stellt. Dadurch hat er die Nutzungsfähigkeit der Ware so gesteigert, daß er immer noch seinen Profit hat, auch wenn der Lohn des Schuharbeiters verhältnismäßig größer ist, als der Verdienst des Schuhhandwerkers. Es muß stets berücksichtigt werden, wie hoch der Wert des Güterquantums selbst gehoben werden kann — durch Verminderung der Produktionskosten, durch Ausdehnung des Markts, Benützung der Konjunktur — und wessen Tätigkeit dies zu verdanken ist. Nicht der Handarbeiter, sondern der disponierende Unternehmer hat dies fertig gebracht. Deshalb handelt es sich nicht um „ungerechte Ausbeutung."

Was die Verdrängung des „Mittelstandes" anlangt, so ist dagegen zu erinnern, daß der Mittelstand selbst nicht aufgehört hat. Es sind nur andere Schichten, welche in eindrangen. Die finanzielle Stufe mittlerer Vermögen ist keineswegs aus der volkswirtschaftlichen Gliederung ausgefallen. Dem widerstreiten die Tatsachen der Steuerstatistik und die Sparkasseneinlagen. Gerade die Einkommenstufen in den Mittellagen sind während des letzten Jahrhunderts in Deutschland eher gestiegen als gefallen. Richtiger könnte man sagen, daß infolge des industriellen Kapitalismus die unteren Einkommenstufen abgenommen haben. Das Elend als Massenerscheinung ist wesentlich vermindert worden. Man muß sich die Ärmlichkeit früherer Verhältnisse klarmachen, um hier einen großen Fortschritt anzuerkennen. Die Elendesten der Elenden sind im Verschwinden. Man überschätzt die revolutionäre Macht des Kapitalismus. Um seiner eigenen Selbsterhaltung willen muß er viele kleine Kanäle haben, durch die er sich ergießen kann. Sein Egoismus verlangt gesteigerte Kaufkraft. Jedenfalls ist die Lage der unteren Klassen in wesentlicher Hebung begriffen. Wenn es nicht mehr dieselben Standesangehörigen sind, welche heute den Mittelstand ausmachen, so fällt die Verantwortung dafür nicht auf den Kapitalismus. Er

wäre verwerflich nur dann, wenn er die Mittelstufen überhaupt ausschaltete.

Daß der Kapitalismus dem Handwerk entgegentritt, ist richtig. Er bleibt sein technischer Feind. Aber auch die Zunft hatte ihre großen sittlichen Nachteile nicht nur zur Zeit des Niedergangs, sondern schon in der Blütezeit. Es ist übrigens eine rein technische Frage, ob der handwerkliche Betrieb den neuzeitlichen Anforderungen, wie sie durch den Weltmarkt gestellt werden, noch genügen kann oder nicht. Die Selbständigkeit des Handwerkers war schon vor dem Auftreten des maschinellen Kapitalismus eine durchlöcherte. Sie hing meistens nicht mehr mit seiner technischen Berufstätigkeit, sondern mit dem Besitz von Haus- und Grundeigentum zusammen. Damit fallen diese Anklagen aus dem Gebiet sittlicher Erwägungen heraus und sind rein nach ökonomischen Rücksichten zu beurteilen.

Zudem hat der Kapitalismus eine Fülle neuer Berufsarten geschaffen. Der Vorwurf einer Verarmung der reich gegliederten Volkswirtschaft ist durchaus hinfällig. Wir zählen seit dem Mittelalter etwa 1500 neue Berufsarten. Man nehme eine beliebige Tabelle moderner gewerblicher Berufszählung vor und man wird staunen über die Masse neuer Erwerbszweige. Der Beruf eines Reisenden war früher fast unbekannt. Schon 1893 zählte man deren in Deutschland über 70000. Die moderne Arbeiterwelt zeigt eine solche Fülle von Nuancierungen, daß es ordentlich Mühe kostet, sich alle anschaulich zu machen. Man nehme die Grenzlinien nach oben und unten — den ungelernten Tagelöhner und städtischen Latrinenfeger, den Metallarbeiter und Feinmechaniker — und sehe nach, was dazwischen liegt. Das ganze Spezialistentum ist Erzeugnis der kapitalistischen Periode. Alle Fortschritte der praktischen Technik und der wissenschaftlichen Theorie sind heute undenkbar ohne verzweigte Arbeitseinteilung. Man wird den Mut verlieren, dem Kapitalismus Beschränkung der Berufsarten vorzuwerfen.

Dazu nehme man die Energie des modernen Unternehmertums. So angreifend wie die Maschine vorgeht, so unermüdlich hat der moderne Stab der Techniker und Ingenieure scheinbar unmögliche Aufgaben in die Hand genommen. Sie hätten es garnicht fertig gebracht ohne den Kapitalisten. Im Ruhrkohlenbergbau mögen heute weit über 3 Milliarden Mark investiert sein. Das Anlagekapital der Eisenbahnen beträgt etwa 160 Milliarden Mark. Unsere städtischen Pflaster reden von Millionen eingestampfter

und verhüllter Werte. Eine erstaunliche Summe von Wagemut, zäher Arbeit, sittlicher Ausdauer liegt in solchen Ziffern. Das moderne Unternehmen hat ein weit lebhafteres Tempo der Arbeit hervorgerufen. Das bedeutet einen segensreichen Fortschritt des gesamten Volksorganismus. Die ganze Volkswirtschaft hängt heute vom Geldmarkt ab. Kaum ist ein anderes Gebilde volkswirtschaftlichen Lebens so empfindlich, wie dieses. Der Kredit bildet die grundlegende Funktion des modernen Lebens. Millionen werden aufs Wort gewagt und weggegeben. 1901 zählte man in Deutschland 165 Aktienbanken mit einem werbenden Kapital von mehr als 3 Milliarden Mk. Derartig verzweigte Unternehmungen sind undenkbar ohne ein großes Kapital von Treu und Glauben, Wahrhaftigkeit und Berufsinn.

Dazu rechne man die Tatsache, daß die kapitalistische Wirtschaftsperiode die Verbreitung der geistigen Kultur in weitem Umfange erst ermöglicht hat. Schul- und Kirchenwesen, Wohnungsfürsorge, Sanitätsanstalten, Hygiene sind im kapitalistischen Staat außerordentlich gefördert worden. Alle modernen „Bewegungen“, ob sie nun dem Kapitalismus freundlich oder feindlich gesinnt sind, benutzen stillschweigend seine Fortschritte in modernem Verkehr und Technik. Die großen Aufgaben moderner Städteverwaltungen werden wesentlich erleichtert durch einen guten Geschäftsgang. Die steuertechnischen Verbesserungen wären kaum möglich gewesen ohne den Kapitalismus. Eine gut rentierende Fabrik in der Markung einer Landgemeinde bedeutet eine Bereicherung an guten Straßen, besseren Wohnungen, mannigfacher Arbeitsgelegenheit; dazu wird es möglich, die Schulstellen zu vermehren, bessere Anschauungsmittel anzuschaffen, der Armut zu Leibe zu gehen. In dem letzten Jahrzehnt sind in Amerika für wissenschaftliche Anstalten mehr als 200 Millionen Mark geschenkt worden. Was die moderne Technik an Überwindung von Raum und Zeit durch Dampf und Elektrizität geleistet hat, bedeutet die Ermöglichung geistiger Verbindung in einem Umfang, wie sie früher undenkbar war. Wir haben uns an das Institut der internationalen Kongresse gewöhnt. Was würden aber unsere Großväter dazu gesagt haben, daß Arbeiter aus aller Herren Länder sich in regelmäßigen Zwischenräumen versammeln können? Mehr als 12000 Dampfer und mehr als 27000 Segelschiffe fahren heute über den Ozean. Darin liegt eine Vermehrung geistiger Spannkraft, deren Tragweite erst für den historischen Rückblick späterer Zeit klar meßbar ist.

Welche Fülle von Erfindungsgeist und Organisationstalent steckt in der einen Tatsache, daß die Kohlenausbeute der Welt 1850—1906 von 67 Millionen Tonnen auf 905 Millionen gestiegen ist! Man vergegenwärtige sich, daß allein im rheinisch-westfälischen Industriebezirk täglich 25000 Eisenbahnwaggons angefordert werden, um die Ausbeute eines Tages zu befördern. Heute sind den Kulturvölkern innerhalb knapp hundert Jahre so viele produktive Kräfte erschlossen worden, wie den früheren Nationen in allen Jahrhunderten zusammen. Man frage die Baumwollproduzenten, ob es ihnen sonst möglich gewesen wäre, die Produktion auf 20 Millionen Ballen im Jahr 1906 zu steigern. Das bedeutet Gewinn eines breiten Raumes für geistige und sittliche Kultur. Er war früher vom Kampf um die elementaren Widerstände der Natur besetzt. Heute kann hier etwas anderes wachsen. Was bedeutete früher eine Mißernte für Deutschland und was heute! Die Technik selbst schafft freilich keine sittliche Kultur; sie ist indifferent. Aber sie bahnt ihr die Wege durch Minderung der Widerstände und eine Fülle neuer Beziehungen. Man vergesse nie, daß die Technik nur groß wurde, weil sie vom Strom des Kapitalismus befruchtet war.

Der Kapitalismus hat das Interesse an den wirtschaftlichen Zusammenhängen des Volksganzen wachgerufen. Es ist kein Zufall, daß die ökonomische Geschichtsauffassung von Marx-Engels, welche die Wirtschaftsweise als das Rückgrat des Völkerlebens und das treibende Motiv seiner Veränderungen betrachtet, gerade im Zeitalter des Kapitalismus entstanden ist. Die gesamte moderne soziologische Forschung ist angeregt durch diesen Motor, der alles in Bewegung setzt. Weit gründlichere Kenntnis von den Lebensbedingungen der Völker hat sich allmählig gebildet. Das allgemeine Interesse, das die soziale Frage findet, ist nur eine Folge der allumfassenden kapitalistischen Betriebsweise.

Man kann sogar sagen: der Kapitalismus hat dazu beigetragen, das Individuum frei zu machen. Er hat die alten gesellschaftlichen und rechtlichen Bindungen gelöst. Durch die Entwicklung der Gewerbefreiheit und die Anspannung der spekulativen Tätigkeit sind die Kräfte des Individuums ungeahnt entbunden worden. Infolge der Flüssigkeit der wirtschaftlichen Werte kann sich das Individuum mehr Geltung verschaffen, wie früher. So ist der Fortschritt zur möglichen Freiheit unleugbar. Neben diesem individualisierenden Zug bedeutet die sozialisierende Tendenz des

Kartells, Trusts eine neue Stufe des Solidaritätsbewußtseins. Die Opferwilligkeit wird großgezogen. Die Möglichkeit, daß auch hier neue sittliche Werte entstehen, kann nicht geleugnet werden. Die Unsicherheit der kapitalistischen Wirtschaftsordnung soll zwar nicht abgestritten werden. Aber sie ist die Begleiterscheinung wachsender freier Bewegung. Das Wesen der Freiheit setzt immer ein gewisses Maß von Unsicherheit voraus. In jeder Naturallöhnung, zu welcher der Gutsherr gegenüber dem Tagelöhner verpflichtet war, steckte ein starkes Maß von Bindung des Tagelöhners in seiner persönlichen Tätigkeit. Bekam der Gutsherr das Recht, seine Verpflichtung in Geldform abzulösen, so wurde er selbst in seiner Dispositionsfähigkeit freier, zugleich aber auch der Tagelöhner. Dieser kann mit Korn oder Vieh nicht so viel anfangen, wie mit Geld, vorausgesetzt, daß ihm ein wirklicher Markt für seine Bedürfnisse zugängig ist. Jedenfalls empfindet der Mensch die persönliche Freiheit immer stärker, je weniger fest bestimmt die Dinge oder Personen sind, an welche er sich gebunden fühlt. In der Erweiterung der Geldherrschaft liegt deshalb weniger eine Lösung von Pflichten sittlicher Art, als eine Erlösung von Banden rechtlicher Natur. Dadurch, daß der moderne Arbeitgeber gesetzlich gezwungen ist, den Arbeiter in Reichsgeld zu entlohnen, wird der Wert der Person des Arbeiters erhöht. Denn das bedeutet, daß der Arbeitgeber auch sonst nichts vom Arbeiter beherrschen soll, als eben seine Arbeitsleistung. Das Verhältnis der beiden wird durch den modernen Arbeitsvertrag fremder gestaltet. Zugleich aber bedeutet es einen Fortschritt zur rechtlichen Freiheit, dem die ökonomische Freiheit folgen kann. Diese Freiheit der Person in der Geldwirtschaft kommt endlich zum Ausdruck in der unendlichen Summe von Möglichkeiten, welche die Verwertung des Geldes eröffnet. An allen möglichen Vereinen und geistigen Bestrebungen kann der einzelne heute in der Form des Geldbetrages teilnehmen. Er verdoppelt, verdreifacht, verzehnfacht seine eigene Person und kann dadurch seinen eigenen geistigen Lebensinhalt bereichern und den anderer fördern.

Damit sollen die Gefahren der kapitalistischen Entwicklung nicht geleugnet werden. Aber einmal umschloß die handwerklich zünftlerische Wirtschaftsstufe gleichermaßen eine große Zahl von Gefahren, vor allem bei steigender Vermehrung der Völker. Andererseits wird der Aufstieg zur Höhe stets gefahrvoller bleiben, als der Gang im Tal. Nur sollten die Vorwürfe, die gegen den Kapitalismus erhoben

worden sind, vom Standpunkt der Geschichte und der Theorie aus zurückgewiesen werden. Er verdient sie nicht. — So der Advokat des Kapitals.

Literatur: Simmel: Philosophie des Geldes. — Brentano: Über die Ursachen der heutigen sozialen Not. — Prius: Freiheit und soziale Pflichten. -- v. Lösch: Die Kölner Zunfturkunden. — Ratzel, Das Meer als Quelle der Völkergröße. — Hahn, Die Eisenbahnen. — Frech, Ergiebigkeit der Steinkohlenlager. — Oppel, Die Baumwolle.

---

§ 5.

Die Hauptfrage.

Wir haben nun beide gehört, den Staatsanwalt und den Verteidiger des Kapitalismus. Beide haben reichlich Material vorgebracht. Nun sollte der Richter eintreten und das Urteil fällen. Ein endgültiges Urteil haben wir aber schon deshalb abgelehnt, weil wir mitten in der kapitalistischen Entwicklung selbst stehen. Darum waren wir gezwungen, jene Stimmen „für“ und „wider“ zu hören, nicht, weil sie überall Recht hätten, sondern weil sie uns die Richtung zeigen, in welcher wir suchen müssen. Wir hätten uns scheinbar diesen Umweg sparen können. Allein wir fanden kein anderes Mittel, um die Schwierigkeit der Frage anschaulich zu machen. Dazu kommt, daß wir es heute bereits nicht mehr mit reinen Wirkungen eines ungehemmten Kapitalismus zu tun haben, soweit wir sie besonders auf deutschem Boden beobachten. Die staatliche Arbeiterschutzgesetzgebung einerseits und die sozialdemokratische Arbeiterbewegung andererseits üben eine solche Kontrolle an den Handlungen des Kapitals, daß wir keine reinliche kapitalistische Entwicklung mehr vor uns haben. Es wird zudem unmöglich sein, den reinen Begriff des Kapitalismus zu erheben und zum Gegenstand der Kritik zu machen, weil es sich stets um ein beschränktes historisches Gebilde handelt. Endlich ist zu berücksichtigen, daß die Grundsätze der modernen Therapie im ganzen auch auf volkswirtschaftlichem Gebiet verwendbar sind. Wir meinen die Tatsache, daß der Bazillus zwar der Anlaß großer Volkskrankheiten, keineswegs aber ihr einzig schuldiger Erreger ist. Nur wo der Bazill auf einen bereits geschwächten

Organismus trifft, vollendet er sein Zerstörungswerk. Ein gesunder Körper stößt sie aus. So bleibt zu untersuchen, ob der Kapitalismus von einem sittlich und geistig gesunden Volk ertragen werden kann, oder ob die moderne Kulturmenschheit bereits an solchen inneren Schäden krankt, daß ihr der Kapitalismus schädlich werden muß. In keinem der beiden Fälle würde die ganze Last der Verantwortung auf den Kapitalismus allein fallen. Dieses Netz von Wechselwirkungen aber zu übersehen und die Beeinflussung selbst in ihrem Maß und ihrer Tendenz richtig zu schätzen, würde eine einheitliche Durcharbeitung unserer soziologischen Begriffe voraussetzen, wie wir sie noch lange nicht besitzen.

Unsere Hauptaufgabe liegt auf sittlichem Gebiet. Was Ethik über den Kapitalismus sagen kann, gilt es zu suchen. Wir begegnen zunächst einer Reihe schiefer ethischer Gedankengänge in der Behandlung der modernen sozialen Frage. In ihnen muß die falsche Grundrichtung auf gezeigt werden. Sodann suchen wir festzustellen, worin das Wesen des Sittlichen besteht, um endlich die Linien zu ziehen, die von der Ethik zur Volkswirtschaft führen, ohne die Grenzlinien der einzelnen Wissenschaften zu verletzen. Die Hauptfrage bleibt: wie kann der handelnde Mensch beiden gerecht werden, sittlichen Anforderungen und volkswirtschaftlichen Ordnungen? Kann er das überhaupt oder heißt es den Menschen zum doppelzüngigen Wesen verurteilen, der sein Leben zwischen Ethik und Volkswirtschaft fein zu teilen verstehen muß? Diese allgemeinen Fragen werden nur beantwortet mit Rücksicht auf die gegenwärtige volkswirtschaftliche Lage, auf das herrschende System des Kapitalismus. Es handelt sich für uns um den Versuch einer historischen sittlichen Orientierung, nicht um eine systematische Erörterung.

---

§ 6.

Gefühlsethik.

Recht schlechten Dienst bei den Versuchen, die Geschäftswelt sittlich zu beeinflussen, leistet die Gefühlsethik. Ihre Äußerungen sind sicher wohlgemeint, und entspringen meist empfindsamer Teilnahme. Aber es fehlt ihnen die

notwendige Folgerichtigkeit und Straffheit des Gedankenzusammenhangs. Vor allem verraten sie beträchtlichen Mangel an wirklicher Kenntnis der Zusammenhänge im wirtschaftlichen Leben.

Unter „Gefühlsethik“ fassen wir folgende Erscheinungen zusammen. Ein schreiender wirtschaftlicher Notstand wird bekannt. Sofort faßt der Gefühlsethiker dahinter und benutzt ihn, um das ganze volkswirtschaftliche System zu verurteilen. An jedem Elend des Lebens muß der Kapitalismus schuld sein. Derartige summarische Urteile, mögen sie vom höchsten sittlichen Pathos vorgetragen sein, üben nur gegenteilige Wirkung: sie versteifen den Kapitalismus in seinen Fehlern, statt ihn auf mögliche Reformen aufmerksam zu machen und ihn dazu zu zwingen. Selbstverständlich kann ein solcher Fall das Sympton einer von Grund aus verfehlten volkswirtschaftlichen Tendenz sein. Als Soziologen werden wir soweit gehen und zugestehen, daß in jeder Einzelschuld ein großer Teil Gesamtschuld steckt. Allein trotzdem muß bei jedem einzelnen Falle gerade der sittlich strenge Kritiker untersuchen, ob er nicht auf einen Mangel an persönlicher Tüchtigkeit, auf Verschwendung oder Faulheit oder gar auf ganz elementare Verstöße gegen Grundgesetze des wirtschaftlichen Handelns zurückgeführt werden muß. Wie mancher Handwerker ist noch den Schlendrian früherer Geschäftsführung gewöhnt! Wie viele Klagen kann man in den Häusern hören, wo sie beschäftigt werden müssen! Da hilft kein Klagelied gegen die Brutalität des Kapitalismus. Wer nicht lernen will, die Zeit auskaufen, das Geschäft einteilen, Aufträge ablehnen, wenn man sie nicht bewältigen kann, die modernen Forderungen prompter Lieferungsfrist und Innehaltung geschäftlicher Versprechen zu beobachten, der ist nichts anderes wert, als daß er durch eine besser arbeitende Wirtschaftsweise ersetzt wird. Wir wollen uns gegen das Mißverständnis hüten, als ob wir damit den gesamten Handwerkerstand verurteilten. Wir verwerfen nur die sentimentalen Klagen besonders vieler christlich-sozialer Kreise über den Verlust des „goldenen Bodens“ beim Handwerk. Wer auf goldenem Boden ausruhen will, hat bald das Nachsehen. Mit Gefühlsethik wird in dieser Sache das klare sittliche Urteil nur getrübt.

Dem Ansehen des Ethikers schadet es überhaupt, wenn er beliebig an verschiedenen Punkten des wirtschaftlichen Lebens mit seiner Kritik einsetzt. Der Kapitalismus hat ein einheitliches System. Er weiß überall genau, wie er zu ar-

beiten hat. Diese Zusammenhänge sind es, welche dem sittlichen Urteil unterstehen. Sie machen es ja viel schwerer, zu einer klaren sittlichen Haltung zu kommen. Einzelkritik bleibt immer das angenehmste und sagt dem Gefühl am meisten zu. Aber sie erfüllt ihre Pflicht nicht. Selbstverständlich ist es garnicht Aufgabe des Ethikers, in jedem Fall paragraphierte Reformvorschläge zu geben. Das ist Sache des Technikers. Der Ethiker braucht nur die Finger auf die Wunde zu legen und zu fordern, daß es anders wird. Aber er muß sich die Mühe nicht verdrießen lassen, die Wunde im Zusammenhang mit der ganzen Verfassung des Volkskörpers zu beobachten. Der Sozialethiker wird nie Vorschläge zu Schutzvorrichtungen an Eisenhobelbänken oder in Zinkfabriken machen. Seine Aufgabe ist, mit allem Nachdruck den Wert des menschlichen Lebens zu predigen und jedes Versäumnis ihm gegenüber zu rügen. Dadurch wirkt er befruchtend auf die erfinderische Tätigkeit des Technikers. Er muß sich hinwiederum vom Techniker belehren lassen, wie weit solche Vorrichtungen möglich sind. Das wird ihn zwar niemals abhalten, trotzdem für die Zukunft alles mögliche zu verlangen. Vieles wird möglich, was man sich heute nicht gedacht. Aber das sittliche Urteil über den augenblicklichen Zustand wird ein gerechteres, wenn es an den Tatsachen gemessen wird.

Der Gefühlsethiker verwechselt beides: das Recht der sittlichen Forderung für die Zukunft und das Maß für die sittliche Beurteilung der Gegenwart. Er mißt die Zustände nicht an der geschichtlichen Entwicklung, sondern blos am zukünftigen, geschichtslosen Ideal. Fängt man an, sich an der Schilderung idealer Zustände zu berauschen, so sinkt man meistens nachher in der Alltagsnüchternheit zusammen und findet nicht einmal mehr die Kraft, weniges wirklich zu wollen. Oft wird absichtlich das Ideal so hoch in die Lüfte gehoben, daß man sich ein gutes Gewissen bewahre, wenn man sich für seine Durchführung nicht verantwortlich macht. Jene Rede Christi: „Ihr sollt vollkommen sein, wie euer Vater im Himmel vollkommen ist“, hat deshalb an Zugkraft und praktischer Bedeutung so eingebüßt, weil man das absolute Gottesideal auf Erden nicht verwirklichen kann und Jesu Sinn vergessen hat, wonach die Menschen in ihrer Art so vollkommen sein sollten, wie Gott in seiner Art. Allein wir lassen auch dies dahingestellt, ob ein solches Zukunftsideal eher lähmend oder fördernd auf das wirkliche Handeln der Menschen wirkt. Wir halten uns an die Tatsache, daß von solchem Standpunkte aus die

Gegenwart meist ungerecht beurteilt wird. Freilich sagt man uns, daß die Menschheit lässig werde, wenn man ihr klar mache, wie vieles sie erreicht habe. Sie strecke sich nur nach einem Ziel, wenn sie das vergesse, was hinter ihr liegt. Und doch gehört zur guten Pädagogik nicht in letzter Linie das Loben. Jedenfalls muß sittliches Urteilen, das den Kritiker selbst nicht hochmütig macht, sondern ihn in die Schar der Arbeitenden selbst einreiht, überall offen anerkennen, was geleistet wird. Die moderne Sozialdemokratie sucht ihren Stolz darin, daß sie auf die Utopistereien früherer Sozialisten verzichten gelernt hat, und ihre Gedanken über die Entwicklung der Volkswirtschaft scheinbar rein auf den Boden der Tatsachen stellt. Doch kommt sie von ihrem utopistischen Hintergrund nicht los. Er gerade bildet das große Agitationsmittel. Es liegt eine weltbewegende Macht in der Illusion. Jene Propheten, die Zeitalter ohne Krieg und Konkurrenz erschauen, werden immer wieder das Gewissen ihrer Völker wachrufen. Der Heilige von Jasubja Poljana, Tolstoi, muß und soll immer gehört werden, weil es Leute geben muß, die das verkörperte Gewissen der Menschheit darstellen, auch wenn es stets, wie bei Tolstoi, in seiner Einseitigkeit von der Umgebung bedingt bleibt. Aber eben an Tolstoi kann die Ethik lernen, welche unheimliche Gefahr in jener schwärmerischen Tendenz liegt. Schon dies ist bedenklich, daß man die Wege, die zum Ziel führen, nicht in ihrer Schwierigkeit und Länge erkennt und durchmisst. Es bleibt ein sittlicher Mangel, wenn man auf den langsamen Weg geschichtlicher Entwicklung verzichtet und den Fortschritt der einzelnen Etappen zum Besseren übersieht. Damit wird der Gedanke der sittlichen Entwicklung selbst geschädigt. Es gibt Zeiten, wo die Geduld eine verfluchte Tugend genannt werden muß. Wir erleben solche Zeiten. Trotzdem gehört die Geduld zum Inventar jeder Ethik; denn sie ist die geschichtliche Macht der Ethik selbst, wenn sie nicht trotz ihrer Mißerfolge an ihrem Recht verzweifeln will, und hier wird Religion der Ethik ihren Dienst anbieten. Die einzelnen Forderungen der Ethik haben stets etwas Revolutionäres in sich. Sie müssen sein. Sie wollen nicht ruhen, bis sie befriedigt sind. Das „Soll“ ist die revolutionärste Kraft der Erde. Alles andere rings herum versinkt, sobald es anders werden soll. Aber die Gefühlsethik grenzt an Anarchie, weil sie dieses „es“, das anders sein oder werden soll, selbst nicht klar erkennt und sich nicht die Ruhe nimmt, es auf seinen Inhalt genau zu untersuchen. Sie verleugnet erreichte Werte und ver-

dirbt die so nötige Freudigkeit, in Anknüpfung daran Neues zu schaffen.

Zur Charakteristik der Gefühlethik gehört der weitere Zug, daß man auf Herausarbeitung fester Grundsätze verzichten zu können meint. Man arbeitet mit Stimmungen. Je lebhafter der Eifer zur Reform, desto weniger besinnt man sich manchmal über ihre Folgen. So kann es leicht dahin kommen, daß die angewandten Mittel in der Praxis sich vollständig widersprechen. Manche der versuchten sittlichen Begründungen der Getreidezollerhöhung in Deutschland waren rein von unklaren Sympathiegefühlen getragen. Man gab sich nicht die Mühe, die politischen und ökonomischen Grundsätze und ihre Folgen deutlich zu sehen. Als ob man anders sittlich handeln könnte, als nach Grundsätzen! Überall dort liegen die Schwächen und Gefahren sozialreformerischer Stimmungen, wo man sich scheut, in erster Linie klares sittliches Denken zu fordern, wo man meint, dadurch die Stärke des Antriebs zu verringern. Die Geschichte der antisemitischen Bewegung oder urchristlicher kommunistischer Gemeinden ist ein Musterbeispiel für solche zerfahrene Gefühlsethik.

Endlich rechnen wir zu dieser falschen Richtung die einseitige Betonung des Mitleids als Grundtrieb reformerischen Handelns. Für manchen wohlmeinenden Menschen bedeutet Mitleid das Höchste, was er in der Behandlung sozialer Fragen fordern zu dürfen meint. Schopenhauersche Stimmung bannt die weitesten Kreise; bewußt oder unbewußt bestimmt sie die Richtung. Wir lassen es dahingestellt, wie weit psychologisch betrachtet das Mitleid auf eine Befriedigung eigener Lust hinausläuft. Man hilft aus Mitleid, um sein eigenes Mißbehagen los zu werden. Es stört uns, Unglück zu sehen. Um selbst ungehindert in unserem Glück zu sein, überdecken wir das fremde Unglück mit Mitleid. Im sogenannten patriarchalischen System stecken auch solche Beweggründe. Hier hat überall das Mitleid seinen sittlichen Wert verloren. Wir wollen es aber in seiner reinsten Form ansehen, als aufrichtige wirkliche Teilnahme mit dem Nächsten. Solche Teilnahme wird auf keiner Wirtschaftsstufe entbehrlich. Zufälle höherer Gewalt und Wechselfälle persönlichen Geschicks werden nie verschwinden. Ihnen gegenüber hat das Mitleid seine tröstende, heilende Kraft zu erproben. Es bleibt Aufgabe jeder Ethik, das Mitempfinden mit Not und Freude des Nachbars dem Menschen zur sittlichen Pflicht zu machen. Allein gerade um seines lebhaften Charakters willen hängt sich das Mitleid an den einzelnen Fall. Es muß an Kraft

und Innigkeit verlieren, sobald es von hundert ähnlichen Fällen in gleichem Maß in Anspruch genommen wird. So versagt das Mitleid vor den großen sozialen Fragen der Klassenschuld, der Klassenhebung. Das Mitleid braucht stets einen bestimmten Grad von Anschaulichkeit, um wirklich zuzufassen. Solche fehlt den großen wirtschaftlichen Zusammenhängen. Dem Einzelnen, der in Not gekommen ist, wird Mitleid zwar persönlich wohltun, obgleich gerade unverschuldete Not am wenigsten mitleidigen Zuspruch erträgt, sondern tätige Hilfe verlangt. Aber die Ethik als tragende Macht gemeinsamen Lebens muß in erster Linie auf Erhaltung und Vermehrung der Kraft und leistungsfähiger Tüchtigkeit angelegt sein. Erst in zweiter Linie hat sie ihr Verhältnis zu den Schwachen und Halben zu regeln. Jede Sozialethik wirkt falsch, die Schwachheit auf Kosten der Tüchtigkeit erhalten wollte. Schwachheit einzelner kommt für die gesunde Ethik nur insoweit in Betracht, als sie zu doppelter Kraftentfaltung der Starken reizt. Hier hat sie allerdings ihre wirkliche Aufgabe. „Menschheitsgedanken kann man nicht haben, wenn man nicht zugleich Rettungsgedanken für die versinkenden Teile der Menschheit mit hat.“ (Naumann.) Aber dann ist bereits die bloße Stimmung des Mitleids überwunden; die helfende Tat ist erwachsen. Wo das Mitleid als ausschlaggebende sittliche Triebfeder angesehen wird, entsteht leicht großer Schaden. Das Schuldproblem geht unter. Mitleid müßte zur Mitschuld werden. Aber man bemüht sich nicht um die Erkenntnis der sozialen Zusammenhänge, sondern begnügt sich mit Trostmitteln. Man vereinzelt, wo man den Mut zu einer wuchtigen Anklage haben sollte. Im volkswirtschaftlichem Leben findet man Mitleid höchst selten. Das ist kein sittlicher Fehler. Denn die Volkswirtschaft ist auf Erprobung voller Kräfte angewiesen. Doch findet sich auch hier das Mitleid, nur in anderer Form. Es erscheint als Solidaritätsbewußtsein, unter Umständen als Willen zu gemeinsamem Kampf. In dieser aktiven Form trägt es Hunderte und Tausende und wird zur belebenden Kraft aufstrebenden Fortschritts. Solches Mitleid bleibt nicht bei der Notlage stehen, sondern führt über sie weg. Wir verstehen deshalb, warum das Mitleid die schlechtgelittenste Tugend der aufstrebenden Klassen ist. Man wehrt sich dagegen, weil die Erfahrung lehrt, daß meist bevorzugte Klassen sich das Recht zum Mitleid vorbehielten. Damit sank das Mitleid tief herab. Denn eine Tugend muß allgemein geübt werden können, sonst ist sie nicht Sittliches

mehr. In der Hand einer einzelnen Klasse wird sie zur Farce. Dazu kommt, daß Ständen, Berufen, Klassen gegenüber das Mitleid keine Stimme mehr hat. Hier muß es sich wenden in den Schrei nach Gerechtigkeit, in den Kampf ums Recht. Den unverschuldet Leidenden gebührt Gerechtigkeit, nicht Mitleid. Nur verschuldeter Not erscheint das Mitleid als milder Engel. So bauen wir keine Sozialethik auf dem Mitleid auf.

Nur an einer Stelle behält die Gefühlsethik ihr Recht. Ich möchte es dahin ausdrücken, daß sie unsere innerliche Elastizität bewahrt. Der Mensch darf die Fähigkeit zu sittlichem Zorn nie verlieren. Wer sich nicht mehr sittlich empören kann, taugt nichts. Manche sittliche Gleichgültigkeit hüllt sich in wissenschaftliches Gewand, aber die unbeholfene zornige Rede eines Gefühlsethikers ist ihr sittlich weit überlegen. Wo Einrichtungen des staatlichen oder gesellschaftlichen Lebens darauf ausgehen, die sittliche Empörung zu unterdrücken, säen sie nur den Haß. Zorn schafft, Haß zerstört. Nichts Großes ist geschaffen worden ohne heilige Begeisterung. Gespannte Seelenkraft bleibt der Schrittmacher für die Kleinarbeit des täglichen, gesetzlichen Kampfes gegen soziales Unrecht. Wer z. B. hört, daß Kinderanzüge für einen Lohn von 14 Pfennigen pro Stunde, Lodenmäntel für 2 Mk., Arbeiterblusen für 12 Pfennige Stundenlohn angefertigt werden, wer erfährt, daß Heimarbeiterinnen in Posen, die für Berliner Geschäfte arbeiten, im ersten Jahre überhaupt nichts verdienen, im zweiten Jahre 6—10 Mk. monatlich (Konfektionär vom 3. September 1889) — der muß sich empören können, um überhaupt etwas besser zu machen. Freilich ist mit der aufflammenden Entrüstung nicht genug getan. Das ist eben der Fehler, daß der Gefühlsethiker gewöhnlichen Schlags sich damit begnügen zu können meint. Er bringt damit nur die Wärme seiner eigenen Empfindung in Mißkredit. Die eigentliche Arbeit beginnt erst, wenn der reine Gefühlsethiker aufhört. Er hat sich oft die beste Kraft selbst weggenommen.

Literatur: Naumann: Der Wert der Schwachen für die Gesamtheit. Carlyle: Sozialpolitische Schriften. Lily Braun: Die Frauenfrage. Kutter: Wir müssen. Traub: Auch wir müssen (Hilfe X, 27). Kutter: Gerechtigkeit. Liebster: Kirche und Sozialdemokratie.

---

§ 7.

Interessenethik.

Alle Klagen über den Kapitalismus haben kein Recht, welche das eigene geschäftliche Interesse mit sittlichen Rechten verwechseln. Was in der Gegenwart blüht, das ist die Interessenethik. Man hält alles für sittlich berechtigt, wenn es nur dem eigenen Geschäft nützt. Was ihm schadet, gilt als sittlich verwerflich. Es gehört gar kein besonders fein gestimmtes Ohr dazu, um in den beliebten sittlichen Anklagen gegen den Kapitalismus sehr viel von solcher Interessenethik herauszuhören. Reaktionäre Stimmen verbrauchen das meiste sittliche Pathos. Man denkt unwillkürlich an zwei Kinder, von denen das eine rascher springen kann wie das andere; das schwächere schreit in hellster Entrüstung: Du darfst nicht so schnell laufen! Die eigene Schwäche deckt sich mit dem Mantel sittlicher Selbstgerechtigkeit.

Solchen reaktionären Stimmungen müssen wir entgegentreten. Dies um so mehr, als viele christlich-soziale Kreise gerade ihnen ihr Ohr leihen. Was nennen wir reaktionär? Reaktionär sind alle diejenigen politischen, wirtschaftlichen, geistigen Tendenzen, welche die grundlegenden Bedingungen der treibenden Bewegung zugunsten einer früheren, überwundenen Stufe zurückdämmen wollen. Die moderne Volkswirtschaft rechnet folgende drei Tatsachen zu ihren Grundlagen: die Verbreitung der Maschine, die Schaffung des Weltverkehrs, die Ausbildung des Weltmarkts. Wer hinter diese Tatsachen zurückgehen will, den nennt sie reaktionär. Mit Recht! Denn sie hat den Beweis erbracht, daß durch jene drei Mächte die materielle Ergiebigkeit der Arbeit außerordentlich gesteigert worden ist. Darin liegt ihr Befähigungsnachweis. Ein Volk, das sich einmal an die modernen Verkehrs- und Handelsbedingungen gewöhnt hat, wird deshalb mit Recht jeden Versuch als reaktionär bezeichnen, der seine Bedürfnisbefriedigung auf ein geringeres Maß zurückschraubt. Volkswirtschaft treiben heißt nun einmal Bedürfnisse steigern und befriedigen. Also hat jeder Betrieb mit jenen obengenannten Voraussetzungen zu rechnen. Will er sich damit nicht abfinden, so hat er die Folgen selbst zu tragen. Widersittlich ist es, wenn er sittliche Anklagen erhebt. — Hier taucht die ganze moderne Verschiebung der agrarischen und

industriellen Herrschaft vor uns auf. Heute stehen wir mitten in diesem Kampf. Er kann nicht nach allgemeingiltigen Grundsätzen entschieden werden. Es handelt sich stets um bestimmte geschichtliche Gliederungen der Volkswirtschaft. Zweckmäßigkeitsrücksichten entscheiden. Die reaktionäre Stimmung macht sich nun eben dadurch bemerkbar, daß sie diese Fragen vom Boden der Zweckmäßigkeitserörterungen verdrängen und auf das Gebiet sittlicher Ansprüche, die sie für ihre frühere Wirtschaftsstufe geltend macht, hinüberschieben will. Sie verlangt ewige Rechte im Namen der sittlichen Weltordnung, wo es doch nur einen Wechsel sich erprobender Wirtschaftsformen gibt. Kann Weltverkehr und Weltpolitik nicht auf agrarischer Basis gemacht werden, so darf die Ethik nicht für die entgegenstehenden Interessen in Anspruch genommen werden. Wir fürchten, daß manche christlichen Sozialethiker in dem ihnen selbst vielleicht unbewußten Gedankenkreis leben: „Wir lehnen die moderne Entwicklung ab, weil sie uns schadet; aber wir machen uns ihre Vorteile zu nutz.“ Das ist der beste Ausdruck für das, was wir Interessenethik nennen — das Widerspiel sittlichen Denkens. Man will profitieren und zugleich verurteilen. Man vergißt, daß auch die neue Wirtschaftsstufe nicht ohne Reibungen auskommen kann, so wenig wie die, innerhalb welcher man lebt. Man fordert vom anderen alles, und weil er das nicht geben kann, verdächtigt man ihn und sieht auch nicht das „Mehr“, das er bietet. Wie ansteckend diese bequeme Stimmung wirkt, läßt sich jeden Tag sehen. Das Wort von der „notleidenden Landwirtschaft“ ist zum geflügelten geworden. Heute redet man mit mehr Recht von „notleidender Industrie“. Wir finden uns nicht mehr zurecht, wenn die Ethik nicht klipp nnd klar den Grundsatz anerkennt: Der leistungsfähigste Betrieb ist der beste. Er hat innerhalb der Volkswirtschaft das oberste Recht. Denn er ist der zweckmäßigste. Die Ethik erkennt das vollständig an. Was seinen Zweck erfüllt, ist besser, als was ihn nur halb befriedigt. Deshalb steht die Ethik bewußt auf seiten des leistungsfähisten Betriebs, der leistungsfähigsten Volkswirtschaft. Veraltete Wirtschaftsformen, zurückbleibende Wirtschaftsweisen darf sie nicht decken, will sie nicht ihr eigenes Gerechtigkeitsempfinden verleugnen.

Schwieriger gestaltet sich die Frage, wenn ein ganzer Stand mit einer früheren Betriebsweise zusammenhängt. Was dem Ethiker die Entscheidung hier erschwert, das sind die Ge-

wissensbedenken gegenüber der Existenzsicherheit alter Berufe und Stände, welche durch die moderne Wirtschaftsform bedroht werden. Nehmen wir die landwirtschaftliche Frage in Deutschland. Einsichtige Volkswirte verschiedener Schattierungen geben zu, daß zwei Fragen in ihr vermengt sind, einerseits die ökonomische Frage nach der Rentabilität der deutschen Landwirtschaft, andererseits die Frage nach dem geschichtlichen Recht des Großgrundbesitzerstandes. Die ökonomische Ethik hat zunächst nur nach der ersten zu fragen, d. h. ihr Interesse geht dahin, die Leistungsfähigkeit der Landwirtschaft für das Volksganze zu stärken. Sie betrachtet die Frage zuerst nicht unter dem Gesichtspunkt des Erwerbsinteresses einer bestimmten Volksgruppe, sondern unter dem Gesichtspunkt der höchstmöglichen Leistungsfähigkeit für das gesamte Volk auf dieser bestimmten geschichtlichen Stufe. Muß um der Zukunft eines Volkes willen eine Änderung der wirtschaftlichen Gliederung eintreten, so hat die Ethik die Pflicht, um des Ganzen willen dem einzelnen Stand die Opferwilligkeit zur Pflicht zu machen. Folgende zwei Gesichtspunkte sind ausschlaggebend. Wird durch eine neue Wirtschaftsform ein alter Stand in seiner Existenzsicherheit bedroht, so hat der Ethiker gewissenhaft zu prüfen, ob der Stand den neuen, leistungsfähigeren Betriebsformen nicht folgen will oder nicht folgen kann. Will er nicht, so verdient er die Folgen seines Eigensinns. Kann er nicht, dann treten folgende weitere Erwägungen ein. Entweder sind die sittlichen oder geistigen Fähigkeiten des bedrohten Standes so groß, daß ihm unter allen Umständen seine ökonomische Sicherheit erhalten werden muß, oder aber können diese Kräfte dem Volksganzen auch dann erhalten werden, wenn das feste Gefüge des besonderen Standes der fortschreitenden wirtschaftlichen Umwälzung nicht standhält. Meistens wird man finden, daß nicht sittliche Erwägungen maßgebend wirken, sondern daß es rein politische Gründe sind, welche den Ausschlag geben. Ist der wirtschaftliche Prozeß wirklich gut und leistungsfähig, dann wird sich freilich letztlich die geschichtliche Gerechtigkeit doch durchsetzen, mögen auch die politischen Gewalten sich dagegen stemmen. Rückblickend findet die Ethik gerade in dieser Tatsache ihr Recht zur sittlichen Forderung begründet, daß jeder Stand um des Ganzen willen sich zu bescheiden hat. Die sittliche Leistungsfähigkeit der einzelnen Menschen und Menschengruppen muß in letzter Linie von einer bestimmten Wirtschaftsform ablösbar sein, wenn sie auch gewohnheitsmäßig an ihr einen festen Rückhalt hat. Nie kann

die Ethik zugeben, daß ihre Erfüllung an bestimmte frühere Ständeeinteilungen gebunden ist. Praktisch lernen wir für die gegenwärtige Lage soviel, daß die Frage nach dem Wohl der Landwirtschaft nicht gleichbedeutend ist mit der nach dem Wohl der Großgrundbesitzer, und daß es sittliche Pflicht wird, diese zu bekämpfen, wenn sie sich der volkswirtschaftlichen Zukunft des Volks in den Weg stellen. Wer die Agrarier bekämpft, bekämpft noch lange nicht die Landwirtschaft.

Damit hängt der zweite Gesichtspunkt zusammen, der in der Praxis entscheidend sein muß. Das sittliche Gesetz beansprucht offen, daß Verdienste unübertragbar sind. Dieser Grundsatz wird später begründet; hier muß er als richtig vorausgesetzt werden. Keine wirkliche Sittlichkeit rechnet mit fremder Personen Verdienst. Kein einzelner und kein Stand hat das Recht, sich auf die Verdienste früherer Generationen zu stützen. Über seinen Wert urteilt die Gegenwart und nicht die Vergangenheit. Frühere Standesverdienste berechtigen nie zu einer ökonomischen Gegenwartsforderung für denselben Stand. Der Enkel verdirbt, der nur von den Großtaten des Ahns lebt, und die politische Ethik ist widersittlich, die nach solchen Grundsätzen die Gegenwart nicht mit ihrem eigenen Maßstab mißt. Sonderlich wäre es gut, wenn man speziell die Adelsgeschichte vom Standpunkt sittlicher Beurteilung aus untersuchen wollte. Der deutsche Hochadel ist in seiner Geschichte wesentlich andere Bahnen gegangen, wie die Vettern in den anderen Kulturländern. Der englische Adel hat sein Erblichkeitsprinzip nicht mit dem Lehensprinzip verquickt und hat, als er die Magna Charta gegen die Fürstengewalt durchsetzte, nicht ein Sonderrecht, sondern die Volksfreiheit erkämpft. England, Italien, Spanien entwickelten alle einen Adel, der zwar standesgemäß geschlossen, aber dem Staatswesen nicht feindlich gestimmt war. Nur Frankreich und Deutschland zeigten eine Entwicklung des Hochadels, welche dem Staatswesen bedrohlich wurde. Seine Stütze war überall großer Lehensgrundbesitz. Diese Tatsachen geben dem Ethiker zu denken, der sich nicht von augenblicklichen politischen Machtverhältnissen blenden läßt. In der Volkswirtschaft wird ein Stand danach gewogen, was er volkswirtschaftlich leisten kann. Liegen seine Leistungen auf geistigem Gebiet, so müssen sie schon groß sein, ja unentbehrlichen Charakter an sich tragen, bis sich die Wirtschaft des Volkes sittlich entschließen darf, einem solchen Stand die pekuniäre Unterlage zu erhalten. Setzt sich ein solcher Stand mit den geistigen Kulturinteressen eines Volkes

in Widerspruch, so hat das Volk die sittliche Pflicht, ihn als Ganzes untergehen zu lassen, um die tüchtigen Individuen daraus zu retten, die eben über ihrem Stand stehen und sich anderswie besser geltend machen können.

Literatur: Breysig: Kulturgeschichte. Köhler: Landwirtschaft und Sozialdemokratie (wird man nach solchen Grundsätzen richtig beurteilen können.)

---

§ 8.

Berufs- und Klassenethik.

Mit den letzten Ausführungen berührten wir bereits die wichtige Frage, ob sich die Ethik nach den Rücksichten der Stände, Berufe und Klassen gliedern lassen kann. Wir müßten zunächst in eine Begriffsstimmung dieser drei Worte eintreten und genau beschreiben, was darunter verstanden wird. So klar der Begriff des „Berufes“ ist, so verschwommen sind heutzutage die Linien der Stände und Klassen. Geschichtlich angesehen haben sich die Berufe aus den Ständen ausgeschieden. Adel und Freie gliederten sich im Mittelalter in Klerus, Herren, Ritter, Bürger, Bauern. Der Begriff des Standes selbst ist ein historisch-politischer. Fremde Elemente drangen in ihn ein, als man anfing, vom „Mittelstand“ zu reden, Dieser läßt sich nur von finanziellem Gesichtspunkt aus erfassen. Der Ritter bleibt Mitglied des Ritterstandes, wenn er auch noch so arm ist; er kann aber finanziell nicht einmal mehr zum Mittelstand gehören. Es ist geradezu das Hauptmerkmal der Herrschaft moderner Geldwirtschaft, daß im Vordergrunde des öffentlichen Interesses heute nicht mehr die Stände, sondern die Klassen stehen. Die Klassen unterscheiden sich in der bürgerlichen Gesellschaft nach der Quelle ihres Einkommens. Wie der Mittelstand sich auf dem verhältnismässig gleichmässigen Besitz eines Vermögens aufbaut, so die Klassen überhaupt auf dem Unterschied ihrer Einkommensbezüge. Wir werden später die Klasseneinteilung näher kennen lernen und finden, daß ein bewußter oder unbewußter Interessengegensatz zur Klassenbildung führt. Hier genügt festzustellen, daß im modernen bürgerlichen Leben die Linien der Stände und Klassen sich noch gegenseitig kreuzen und keine scharfen

Grenzbestimmungen möglich sein dürften. Was uns interessiert, sind gewisse gemeinsame Gedankengänge sittlicher Art, die sich auf Grund abgegrenzter Standes- und Berufsideale gebildet haben und die aus den modernen Klassenbewegungen sich zu formen beginnen.

Die einzelnen Gruppen nehmen aus dem Umkreis sittlicher Forderungen einige bestimmte heraus und bezeichnen sie als Standesehre, Berufsehre. Worauf gerade in einem bestimmten gesellschaftlichen Kreis Wert gelegt wird, das macht seine Ehre aus. Der Kaufmann setzt sie in die Solidität seiner Geschäftsführung; Wahrheitsliebe und Zuverlässigkeit sind die Grundlagen seiner Arbeit. Der Handwerker setzt seine Ehre in die Selbständigkeit des Betriebs und die Tüchtigkeit des Werkstücks. Der Offizier schätzt persönliche Tapferkeit und Furchtlosigkeit am meisten ein, der Staatsbeamte korrekten Gehorsam gegen die in der Regierung verkörperte sittliche Macht, der Proletarier kameradschaftliche Solidarität, der Forscher Unparteilichkeit und Exaktheit. Das sittliche Ideal bleibt stets das gleiche. Nur nimmt es jedesmal eine bestimmte Färbung an. Gewisse Tugenden werden betont. Meistens sind es solche, die in dem bestimmten Berufskreis am gefährdetsten sind, an welchen sich der bestimmte Berufscharakter am besten entwickeln kann. In dieser Berufsehre liegt ein Selbstschutz der einzelnen Gruppe, der sich durch die Erfahrungen der Jahrhunderte gerechtfertigt hat. Sie bleibt unentbehrliches und unschätzbares Mittel in der Hand der Geschichte, dem Individuum seine sittliche Arbeit in der Gesellschaft zu erleichtern. Der Reiz der Ehre, die Furcht vor der öffentlichen gesellschaftlichen Brandmarkung wirken vorbeugend und bewahrend im Augenblick der Versuchung. Insofern hat gerade der soziologische interessierte Ethiker der Fortbildung der Berufsehre sein Augenmerk zuzuwenden.

Bedenkliche Folgen zeitigt diese Standesehre, sobald man sich einbildet, daß sie das sittliche Ideal selbst in seiner ganzen Tiefe ersetzen könne. Niemals kann ein Gruppenideal an die Stelle des Sittengesetzes treten. Deshalb erweisen sich die vorhingenannten Tugenden als sittlich nur, wenn sie von Charakteren geübt werden. Werden sie bloß aus Geschäftsinteresse beibehalten, oder zwecks Sicherung der äußeren Stellung gepflegt, so ist ihr sittlicher Wert verloren. Sie mögen dann geschäftlich rentabel sein, sittliche Kraft haben sie nicht mehr. Soziologisch betrachtet mögen sie als Schutzmaßregeln weiter gepflegt werden. Der Ethiker wird

tiefer blicken. Nie kann er die Geschäftsehre als Ersatz sittlicher Gesinnung ansehen. Die Triebkraft sittlichen Urteilens erlahmt, wo sie an raschen geschäftlichen Erfolg gebunden ist.

Dazu kommt, dass die Begriffe der Standesehre ausserordentlich schwankend und sehr veräusserlicht worden sind. Was im geschäftlichen Leben „fair“ ist, hängt immer noch von der Feinheit des sittlichen Empfindens ab, kann also nicht in Regeln und Abmachungen niedergelegt werden. Man sehe sich im praktischen Erwerbsleben um, und man wird erkennen, wie haltlos die Auffassungen der Geschäftsehre sind. In Handelskreisen wird es als selbstverständliche Usance betrachtet, ein im Kurs eben gefallenes Papier seinem Geschäftsfreund anzuhängen, solange dieser über das augenblickliche Schicksal des Papiers noch im Unklaren ist. Die „feinsten“ Leute sind unempfindlich gegen sittliche Vorstellungen über die Unwahrhaftigkeit derartigen Vorgehens. Der eine Fabrikant macht sich ein Gewissen daraus, bei einem Gespinnst einen Faden Seiden zu sparen, der andere nicht. Der eine geht im Kampf der geschäftlichen Konkurrenz bis an die Grenzen des Betrugs, der andere nicht; beide stehen innerhalb der beruflichen Geschäftsehre. Der Preis des Zuckers soll von den Agenten in die Höhe getrieben werden, weil in nächster Zeit ein Preisrückschlag bevorsteht; der eine Agent gehorcht, der andere hält es im Interesse seiner Käufer nicht für fair. Der eine Agent schließt die Geschäfte in Sprit zur Zeit hohen Kurses ab und schickt das Geld an die Firma, als der Kurszettel zurückgegangen; der andere hält das für Betrug. Was fordert die Geschäftsehre in dem weiten und bedenklichen Gebiet der Überpreise, Akzepte, Reklamen, Provisionen, Tantiemen? Wir sagen das nicht, um eine bestimmte Taxe als die „gerechte“ hinzustellen. Die Gerechtigkeit muß gerade immer erkämpft und nicht als äußerliche Regel befolgt werden können. Es erhellt nur dies eine, daß ein sittlich urteilender nnd empfindender Charakter in dem verwickelten Getriebe des modernen Kapitalismus viel notwendiger ist, als der hastende Geschäftsbetrieb ahnen läßt. Die Geschäftsehre wächst nicht mit den Geschäften, sondern aus der Tiefe sittlich wollender Männer und Frauen. Gerade der fragwürdige Stand der Geschäftsehre zeigt die Unentbehrlichkeit der wirklichen Charaktere.

Die Standesehre selbst bedarf stets der Verjüngung. Infolge der geschichtlichen Entwicklung sind manche einzelne Forderungen geradezu widersittlich geworden. Früheren Ver-

hältnissen mögen sie entsprochen haben, in den umgeänderten Zuständen werden sie unverständlich, sittlichem Fortschritt hinderlich. Meist kann man nun beobachten, daß die Stände sich auf solche Überbleibsel früher vernünftiger Sitten versteifen. Sie empfinden zwar instinktiv ihre Ungereimtheit. Aber alte Symbole umgeben sich mit einer historischen Weihe, die manchmal segensreich, ebenso oft aber infolge der damit verbundenen innerlichen Unwahrhaftigkeit verderblich wirken kann. Eine gewisse Exklusivität der einzelnen Kreise ist sittlich durchaus berechtigt. Die Charakterentwicklung braucht nicht erst durch die schwersten Hindernisse erprobt oder gefährdet zu werden. Allein in der geschichtlichen Entwicklung tritt stets ein Wendepunkt ein, an welchem Überlieferung zum Fluch wird. Oft hat der einzelne Stand die Fähigkeit verscherzt, diesen Zeitpunkt zu erkennen. Erscheinungen aus Offizierskreisen zeigen erschreckende Fehlgänge der Standesethik ebenso deutlich, wie Bebels Forderungen einer radikalen Trennung der Proletarier von den Akademikern.

Noch bedenklicher wird das ganze Problem der Standesethik, wenn wir der materialistischen Geschichtsauffasung gedenken. Sie sieht in den jeweiligen sittlichen Anschauungen nur ein Zeichen der wirtschaftlichen Gesundheit oder Krankheit der betreffenden Klasse. Ihr Gedankengang ist folgender. Die gesamte Ethik löst sich in Beschreibung der tatsächlich herrschenden sittlichen Vorstellungen auf. Alle Ethik ist in letzter Linie von den wirtschaftlichen Verhältnissen bedingt. Die menschliche Gesellschaft bewegt sich in ihrer ganzen Geschichte durch lauter Klassenkämpfe. Ihr anfeuerndes Element war stets die Klassenmoral. Bald rechtfertigt diese die Interessen der herrschenden Klassen, indem sie den Hauptwert auf die „passiven“ Tugenden des Gehorsams, der Enthaltsamkeit, der Demut, der Pietät legte und sie in ihrem ganzen Schwergewicht nur den unteren Klassen aufbürdete. Bald vertritt die Klassenethik die aufstrebende Zukunft. Die „aktiven“ Tugenden gewinnen an Wert: Mut, Kraft, Wahrhaftigkeit, Offenherzigkeit, Kampfesfreudigkeit, Solidarität. Je nach der geschichtlichen Lage wandeln sich die Begriffe von gut und bös, gerecht, wahr und falsch. Beide Klassen, die herrschende und die unterdrückte, decken ihren Standpunkt mit sittlichen Geboten. Ist die Ethik erfüllt von konservativen Grundsätzen, so ist dies ein Zeichen für eine Zeit sicherer Herrschaft einer Klasse; gewinnen die demokratischen Grundsätze die Oberhand, so zeigt der ethische Barometer auf

große wirtschaftliche Umwälzungen. Die herrschenden Klassen bilden ihre Ideale, nur um die Masse im Zaum zu halten. Gern würden sie sich selbst davon losmachen. Sie dienen ihnen auch nur, soweit es das Klasseninteresse fordert. Werden einmal die Produktionsverhältnisse dieser Klasse verschoben, dann wanken die sittlichen Vorstellungen. Zunächst bieten sie in ihrer unantastbaren Höhe noch einen Rückhalt für die entschwindende ökonomische Macht. Aber sie werden letzlich doch in ihren Fall mit verwickelt. Dann ersteht eine neue Moral u. s. f. So die Beweisführung des historischen Materialismus.

Selbstverständlich wird von diesem Standpunkt aus speziell am Kapitalismus die schärfste Kritik geübt. Die Geldherrschaft erscheint als die höchste Entwicklung der Charakterlosigkeit. Die Naturvölker hatten nach dieser Anschauung in ihrer kommunistischen Zeit eine reinere Ethik, als die modernen Kulturvölker. Der Kampf gegen die moderne Klassenmoral wird so stark empfunden, daß man sozialdemokratischerseits sich dazu hinreißen ließ, auf sittliche Grundsätze dem Feind gegenüber zu verzichten. Kautsky wollte die Pflicht der Wahrhaftigkeit „nur Genossen gegenüber“ geübt wissen. Wenn auch eine sozialdemokratische Versammlung in Hamburg sofort ihrer Entrüstung deutlichen Ausdruck gab, ist es doch ein Zeichen der Verrohung, daß von einem Mann wie Kautsky eine solche Behauptung aufgestellt werden konnte, die jedem höher entwickelten sittlichen Empfinden ins Gesicht schlägt. Ebenso häßlich ist freilich die Anzweiflung der Wahrhaftigkeit eines politischen Gegners, speziell der Sozialdemokratie, wie solche in manchen Gerichtsverhandlungen deutlich zum Ausdruck gekommen ist. Solche Erscheinungen tatsächlicher Klassenmoral zeigen gerade den Ruin jeglicher Moral.

Wie beurteilen wir die gesamte geschichtsmaterialistische Lehre vom Ursprung des Sittlichen? Es ist unzweifelhaft richtig, daß die sittlichen Vorstellungen einer Zeitperiode einen Maßstab für die Schichtung der Gesellschaft abgeben. Man vergleiche die sittlichen Ureile über die Sklaverei in den verschiedenen Epochen. Auch die Wertung der Keuschheit der Frau im Unterschied von der des Mannes enthält einen deutlichen Fingerzeig für die rechtliche bzw. ökonomische Stellung des Weibes. Die wechselnde Betonung des siebenten oder sechsten Gebotes innerhalb einer Gesellschaftsordnung läßt genaue Rückschlüsse auf den Grad kapitalistischer Wirtschaftsordnung zu. Freilich ist es für den Historiker immer eine schwierige Anfgabe, die tatsächlichen

Zusammenhänge einwandfrei darzustellen. Wir treffen in der Menschengeschichte keine naturgesetzlich gleichmäßige Wirkung derselben Kräfte. Es werden immer neue Kombinationen möglich. Wir haben es meist mit Materialsammlungen zu tun, die verschiedene Deutungen zulassen. Aber obgleich es richtig ist, daß die Sitte auch den ökonomischen Niederschlag einer Zeit in sich zum Ausdruck bringt, so ist damit über den Wert des Sittengesetzes gar nichts ausgemacht. Auch die Annahme eines doppelten Ursprungs der Moralvorstellungen, eines aristokratischen und demokratischen, bietet sicherlich Handhaben zur genaueren Durchforschung der sittlichen Begriffswelt und ihrer Herkunft. Man wird dankbar jedes Hilfsmittel begrüßen, das uns die Entstehungsgeschichte der sittlichen Begriffe aufzuklären vermag. Allein die Würde des Sittengesetzes steht jenseits solcher wandelbarer Einflüsse. Für den unbedingten Wert, mit dem das Wesen der Sittlichen unzertrennlich verwoben ist, kennt die materialistische Geschichtsauffassung keine Erklärung.

Was sie kann, hat sie teilweise geleistet. Sie hat wichtige Momente zur Erklärung der Veränderung sittlicher Begriffe beigebracht, wenn es ihr auch nicht gelungen ist, diese restlos zu begreifen. Solange sie nur die Veränderungen erklärlich zu machen versucht, bleibt sie innerhalb ihrer Grenzen. Diese werden überschritten, sobald sie den Anspruch erhebt, den Charakter des Sittlichen selbst deutlicher gemacht zu haben. Das Rätsel fängt genau dort an, wo die ökonomischen Darsteller aufhören. Warum die verschiedenen Schichten der Bevölkerung und die auseinanderliegenden Zeitperioden sich immer sittlicher Vorstellungen bedienen, — einerlei zu welchem Zweck — warum sie sich nicht an ihren tatsächlichen Machtverhältnissen genügen lassen, sondern sie in solch scheinbar überflüßige Formen von Recht und Gerechtigkeit kleiden, warum sie sich mit den Begriffen von „gut" und „böse" überhaupt noch abgeben, wenn sie in ihnen nur Licht- oder Schattenreflexe ökonomischer Produktionsbedingungen erkannt haben, — das alles wird desto rätselhafter, je mehr man diese Erklärungsmethode innerhalb ihrer eigenen Grenzen benutzt. Das alles hat doch nur Sinn, wenn jene Welt sittlicher Darstellungen in Wirklichkeit einen Mehrwert besitzt, der aus den tatsächlichen Verhältnissen und ihrer Summierung nicht ohne weiteres gewonnen werden kann.

Die ganze ökonomische Kritik der sittlicher Begriffe hat insoweit recht, als sie die Zustände brutaler Geldherrschaft

scharf geißelt. Dabei verzichtet sie freilich laut ihrer eigenen Theorie auf den Nerv der Kritik: die sittliche Kraft. Denn sie selbst ist doch in ihren eigenen Augen nur Erzeugnis der aufstrebenden Massen. Sie schreibt sich keine sittliche Kraft bei ihrer kritischen Arbeit zu. Denn sie ist nichts anderes, als Abbild ökonomischer Klassenschichtung. Sehen wir davon ab, so kann solch ätzende Kritik an den Schäden des Kapitalismus auch rein aus Neid geboren sein. Sie richtet sich nicht gegen das Geld, sondern gegen die derzeitigen Besitzer des Geldes, nicht gegen das Unrecht, sondern gegen die ungerechten Personen. Dann ist der sittliche Ernst der Klage wieder untergegangen. Trotzdem braucht die augenblickliche Gesellschaft diesen unangenehmen Sittenrichter notwendig; man erinnert sich gerne an Luthers Wort: Unser Herrgott straft einen Buben mit dem andern.

Doch wollen wir nichts verkennen! Viele Einzelbeobachtungen der Klassenethik sind richtig. Daß aber die gesamte Ethik in lauter einzelne Klassenethiken sich aufteilen ließe, ist wissenschaftlich falsch und praktisch widerlegt. Klassenethische Gedanken werden meist in Kampfeszeiten auftauchen. Befindet sich die Gesellschaft in erträglichem Gleichgewicht, so besinnt man sich auf die gemeinsamen Tugenden und Fehler. Deshalb ist jede Fundierung einer Gesellschaft auf ausgeprägte Klassenethik der Tod sittlicher Weltanschauung. Mit ihr ziehen die doppelten Maßstäbe ins Leben ein; jene zwiefache Rücksicht auf die Klasse und auf die Gemeinschaft, welche dem Wesen des Sittlichen im innersten widerspricht, beginnt zu regieren. Die tragenden Fundamente der Ethik als der Macht des gemeinschaftlichen Lebens sind gemeinsames Wollen, gemeinsames Handeln.

Jede Berufs-Standes-Klassenethik krankt an der Kasuistik. Sie hat ihren Sinn als Sammlung praktischer Lebenserfahrungen und Zusammenfassung bestimmter Klugheitsregeln aus einem abgegrenzten Pflichtenkreis. Eben damit verzichtet sie auf Allgemeingültigkeit. Jeder Beruf hat mit der wechselnden Gliederung der Volkswirtschaft neue Gefahren zu bestehen. Die Ethik darf sich aber um ihrer selbst willen nie entschließen, Regeln für solche wechselnde Situation aufzustellen. Die Gründe hierfür lernen wir später kennen. Hier genügt, die Grenzlinie scharf zu ziehen.

Literatur: Nietzsche, Genealogie der Moral. Stammler, Wirtschaft und Recht. Simmel, Einleitung in die Moralwissenschaft. Woltmann, Der historische Materialismus. Tönnies, Gemeinschaft. Barth, Archiv für Geschichte der Philosophie VII, 1894. L. von Wiese, Standesentwicklung und Klassenbildung.

---

§ 9.

Konfessionelle Ethik.

Wir schreiben absichtlich konfessionelle Ethik, um anzudeuten, daß es sich hier nicht um den Beitrag handelt, den das Christentum als geistige Macht der Geschichte überhaupt der Ethik geleistet hat, sondern um die bestimmte kirchliche Gestaltung der Ethik. Das europäische Christentum fällt in zwei Kirchen auseinander. Wir stehen einer katholischen und protestantischen Ethik gegenüber. Beide erheben den Anspruch der Wahrheit. Neben dem Kampf zwischen diesen beiden Gegnern läuft der andere zwischen theologischer und philosophischer Ethik. Es ist im Rahmen dieser Arbeit unmöglich, in diese Grenzstreitigkeiten im einzelnen klärend einzugreifen. Wir müssen uns begnügen, unsere Stellung festzulegen.

Die theologische Ethik darf sich von der Wissenschaft vom Sittlichen nicht dadurch unterscheiden, daß sie die Geltung des Sittengesetzes anders begründet oder seinen Inhalt anders umschreibt. Das Wesen des sittlichen Gesetzes besteht in der Allgemeingültigkeit seiner Forderung. Eine Ethik, welche den Inhalt sittlicher Forderungen für die Angehörigen eines bestimmten geschichtlichen Glaubensbekenntnisses anders festsetzen wollte, als für jeden Menschen, würde sich selbst ins Fleisch schneiden. Wodurch sich der Mensch als sittlich verantwortlich begreift, muß ohne Rücksicht auf irgend ein kirchliches Glaubensbekenntnis deutlich gemacht werden können. Der Wert des Sittlichen ruht in seiner Selbständigkeit. Auch kann es sich bei der theologischen Ethik nicht darum handeln, daß sie zu dem Wesen der sittlichen Handlung noch Wertvolleres hinzufügte. Übersittliches gibt es nicht; solches widerspricht grundsätzlich dem Charakter des Sittlichen. Sollten etwa neben die allgemeinen sittlichen Pflichten besondere kirchliche in dem Sinn treten, daß ihre Erfüllung für wertvoller gilt, wie die der anderen, so ist wieder der Nerv sittlichen Denkens durchschnitten. Gerade der, der die Kraft eigener Glaubensüberzeugung als reichstes Geschenk dankbar empfindet, hat die sittliche Pflicht, sich aus der Geschichte belehren zu lassen, wie leicht die kultisch-kirchlichen Pflichten sich an die Stelle der sittlichen Verpflichtungen des täglichen

Lebens setzen. Sie verdrängen oft geradezu das Bewußtsein der sittlichen Verantwortlichkeit, jedenfalls treiben sie den Menschen in einen ungesunden Wettbewerb zwischen kirchlich-guten Werken und sittlich-gutem Willen. In diesem Kampf gehen meist jene als Sieger hervor, weil sie eine sichtbare Weihe tragen und weil sie leichter zu erfüllen sind. Die Apologie der Augsburgischen Konfession (V. 89) hat den Standpunkt des Protestantismus religiös vertreten in den Sätzen: „Der Glaub ist ein solcher Gottesdienst, da ich mir schenken und geben lasse; die Gerechtigkeit des Gesetzes ist ein solcher Gottesdienst, der da Gott anbeut unser Werk. So will Gott nur durch den Glauben geehret sein." Das bedeutet, ins Sittliche übersetzt, die Aufhebung jeder kultischen Handlung als sittlichen Ersatzmittels. Es gibt keine guten Werke außer einem sittlichen Willen. Gerade wer es mit der religiösen Überzeugung und ihrem unvergleichlichen Wert gut meint, muß dem leisesten Versuch entgegentreten, kirchliche Pflichten in Konkurrenz mit sittlichen Aufgaben treten zu lassen. Vorrecht der Religion bleibt es, den Kampf um das Gute durch eine Fülle ewiger Kraft zu erleichtern, aber auch den Ernst der sittlichen Forderung immer aufs neue zu vertiefen und ihre sittliche Würde anschaulich zu machen. Damit ist die Religion keineswegs zum bloßen Hülfsdienst für die Ethik herabgedrückt, noch weniger entbehrlich gemacht, sondern nur ihre verschiedene Lage und ihr Evangeliumscharakter am sichersten gewahrt. Wir kommen auf diese Gedankengänge später zurück. Hier muß noch der andere Gesichtspunkt gestreift werden, daß auch die theologische Begründung des Sittengesetzes auf die Autorität Gottes der Wissenschaft vom Sittlichen nicht den Dienst leistet, den manche vermuten. Ein wesentliches Merkmal des sittlichen Charakters ist das der Selbständigkeit. Zwar bedeutet diese sittliche Selbständigkeit keineswegs den Ausschluß der Frage nach der letzten Entstehung und Ursache des Guten. Es liegt vielmehr in der Behauptung der Autonomie nur der unbedingte Wert des sittlichen Willens eingeschlossen. Aber doch darf nie vergessen werden, daß die Autorität Gottes meistens von den menschlichen Kirchen und ihren sichtbaren amtlichen Vertretern, den Priestern, verdrängt worden ist. Sobald diese Wendung in der Geschichte eintrat, vermengte sich sofort Menschliches und Göttliches. Die Autorität Gottes, welche grundsätzlich mit dem Gedanken menschlicher Herrschaft nichts zu tun hat, verliert in der Gestalt jeder Art von Priesterherrschaft ihren sittlichen Charakter.

Daß solche allgemeinen Auseinandersetzungen notwendig sind, beweist vor allem der Versuch der katholischen Kirche, das gesamte Gebiet sozialen Lebens im Namen des ewigen Sittengesetzes bestimmt zu regeln. Die katholische Kirche besitzt ein geschlossenes sozialethisches System. Wie der moderne Sozialismus, so imponiert zunächst auch diese auf dem Boden der katholischen Naturrechtslehre aufgebaute Anschauung um ihrer Geschlossenheit willen. Das Naturrecht nach katholischer Auffassung bildet den Kern dieser Sozialethik. In ihm besitzt die Kirche zugleich die schärfste Waffe gegen den modernen Staat. So steht die ganze katholische Sozialethik in bewußtem Gegensatz zum Machtstaat.

Nach der maßgebenden thomistischen Darstellung hat man drei Stufen des Rechts zu unterscheiden. Die ewige Gesetzgebung Gottes (lex aeterna) und die natürliche irdische Gesetzgebung, die aus ihr abgeleitet ist. Sie wird auch „Naturrecht“ genannt. Dies Naturrecht umfaßt die sämtlichen Grundbegriffe menschlichen Vernunftsrechts, die in jeder menschlichen Gesellschaft vorkommen müssen, ohne die eine menschliche Sozietät undenkbar ist. Nur eine Folgerung aus diesen allgemeinen Wahrheiten ist dann die historische Rechtsgestaltung der einzelnen bestimmten Geschichtsperiode (lex humana). Lassen wir uns nun jene „vernünftigen“ Grundordnungen des menschlichen Gesellschaftslebens aufzeigen! Das menschliche Leben trägt seinen Endzweck nicht in sich selbst. Der Mensch ist vielmehr zu Gott geschaffen. Weil er an der Spitze der Entwicklung lebendiger Organismen steht, kann er nicht durch irdische Zwecke befriedigt werden. Der Mensch ruht nur in Gott. Auch die letzten Zwecke der menschlichen Gesellschaftsordnung sind keine irdischen. Menschliche Kraft erreicht durch sich selbst nichts. Der göttliche Herrscher ist nötig, um klare Endziele zu bestimmen. Er ist der Schöpfer jeder natürlichen Ordnung und Herr des Sittengesetzes. Alle organischen Lebensordnungen der Völker stammen nur von seiner Weisheit. Unter diesen bildet die grundlegende die Familie. Ihr gliedern sich Sippe, Stamm, Gemeinde an. All diese Lebenskreise tragen ihr eigenes Leben in sich, sie üben je eine eigentümliche Funktion aus. Sie sind deshalb dem Staat nicht rechtlos unterworfen. Der Staat vertritt nämlich das mechanische Prinzip, sobald er mit Gewalt und Macht auftritt. Will er seine sittliche Würde bewahren, so muß er zu jenen sittlichen Organismen eine selbstlose liberale Haltung einnehmen. Sein Wesen ist Macht der Zentralisation. Solche bleibt zwar in jeder großen Ge-

meinschaft nötig. Aber nie darf die zentralisierende Gewalt die Obergewalt bekommen. Macht soll nie zum ausschlaggebenden Grundsatz werden. Bloße Macht erdrückt. Die von Gott gesetzten Bestandteile menschlichen Gemeinschaftslebens wehren sich gerade für ihre Eigenart. Das sittliche Gesetz der organischen Gemeinschaftsformen widerstreitet dem physikalischen Gesetz der Schwerkraft, wie es in der reinen staatlichen Machtausübung verkörpert ist. Sobald sich der Staat auf diese Seite neigt, hört er auf, sittlich berechtigte Eingriffe auszuüben. Die katholische Kirche als die Hüterin der göttlichen Offenbarung und untrügliche Lehrerin ihrer göttlichen Ordnungen weist dem Staat seine Aufgaben zu. Wohl ist auch der Staat eine göttliche Ordnung; aber nur insoweit, als er die im Naturrecht niedergelegten Grundsätze nicht verleugnet. Über den Inhalt dieses Naturrechts und seine Geltung wacht die katholische Kirche. — Dieser Kern der katholischen Sozialethik muß stets berücksichtigt werden, wenn man ihre praktische Haltung beurteilen will. Familie, Haus, Gemeinde werden immer in ihrer grundlegenden Bedeutung betont. Die soziale Organisation soll von diesen kleinen Keimzellen getragen werden. — Das bleiben gesunde Grundgedanken. Ihre Tüchtigkeit wird freilich vollständig in Frage gestellt, sobald man sich vergegenwärtigt, daß dies wesentlich nur geschieht, um der Kirche ihre Macht zu sichern. Über die einzelnen Personen, über das Heiligtum des Hauses, über die Grundordnungen des Familienlebens hält die Kirche ihre schützende Hand. Hier ist sie Herrin. Denn sie verwahrt die himmlischen Güter, nach welchen das Menschenherz sich sehnt. Der Staat, der eine ähnliche Einordnung der Individuen in seine Zwecke verlangt und seinerseits ebenso mit letzten Forderungen auftritt, wird deshalb stets mit argwöhnischen Augen beobachtet. Daß die Kirche selbst genau so wie der Staat zentralisatorische, also „mechanische", Macht ausübt und in diesem Machtbewußtsein auf geistige Entwicklung meistens mit „physikalischem" Druck geantwortet hat, wird vollständig übersehen. Denn die Kirche bleibt „göttliche" Einrichtung erster Ordnung. So ruhte hinter dem Kampf des Mittelalters zwischen Kaisertum und Papsttum ein großer Prinzipienstreit, der bis zum heutigen Tage nicht durchgefochten ist. Nicht Pfaffeneinbildung und nicht Dogmensucht ist es, was diesen Zwiespalt stets aufs neue ins Bewußtsein ruft; vielmehr der geschichtliche Widerspruch, daß der herrschaftlichste Staat der Geschichte, die römische Kirche, den kleineren Kulturstaaten weltlicher Ord-

nung ihr Recht bestreitet — auf Grund des „Naturrechts", das sie allein richtig zu deuten sich anmaßt.

So wird klar, wie auf Grund dieser rechtsphilosophischen Gedanken die katholische Sozialethik sämtliche Lebensäußerungen der gesellschaftlichen Welt zu umspannen sucht. Da Haus und Familie ihre Domäne sind, hat sie auf die Ordnung der Eigentumsverhältnisse und des Eherechts von jeher Anspruch erhoben. Vom Staat verlangt sie vollste Entwicklungsfreiheit. Er hat die Steuergesetzgebung nach den Grundsätzen der Erhaltung eines leistungsfähigen Mittelstandes zu gestalten und Völkerrecht auf christlich-moralische Grundlagen zu gründen. Aber das sind nur Hilfsdienste, welche die Kirche verlangt. Ihre Kraft reicht weiter, laut der geoffenbarten Wahrheiten alles soziale Handeln zu beurteilen und zu bestimmen. Sie glaubt sich im Besitze untrüglicher Maßstäbe. Deshalb hat sie ihre eigene Eigentumslehre nach allen Seiten hin ausgebildet, und es ist bedauerlich, daß die protestantische Ethik sich verhältnismäßig so wenig mit der Eigentumslehre des Thomas von Aquino beschäftigt. Noch umfassender ist die Tragweite der kanonistischen Lehre vom Zins (Wucher). Das gesamte Verkehrsrecht des Mittelalters wurde von diesem Dogma beherrscht; nicht in dem Sinn, daß der wirkliche Geschäftsverkehr diese Vorschriften stets beobachtet hätte. Wir finden eine starke Gegenströmung. Nichtsdestoweniger stand die Rechtslehre vollständig unter dem Bann jener dogmatischen Zinslehre. Auch das praktische Leben wurde stark beeinflußt. In der Wucherlehre waren die Bestimmungen über Wechselverkehr, Sozietät, Bankgeschäft, Kaufvertrag, Rentenvertrag, Interesse, Risiko, Darlehen eingeschlossen. Wir stehen also vor dem energischen Versuch, das gesamte Verkehrsleben der Völkerwirtschaft unter den selbständigen Einfluß der römischen Kirche zu stellen. Das ist eine an sich bedeutende Leistung. Doch versagte diese Art ethischer Beeinflussung vollständig. Denn die Eingriffe in das praktisch volkswirtschaftliche Leben, welche sich mit dem Schein ewiger Rechte umgaben, ruinierten das sittliche Empfinden. Kaufmann und Bankier konnten die Forderungen nicht erfüllen. So umgingen sie die Zinslehre praktisch und es entwickelte sich mit der Zeit ein ganzes System kasuistischer Vorbehalte, Entschuldigungen, Bedingungen, unter welchen man das Gesetz selbst hinfällig machen konnte, ohne ein böses Gewissen zu empfinden. Man wurde raffiniert in der Ausbildung einer heuchlerischen Sitte, die doch dem wirklich sittlichen Empfinden selbst ins Gesicht schlug.

Trotz alledem soll anerkannt werden, daß gesunde sittliche Gedanken in diesen „naturrechtlichen“ Voraussetzungen der katholischen Lehre liegen. Nicht sie selbst sind falsch, wenn sie auch an manchen historischen Einseitigkeiten leiden. Verfälscht werden sie in dem Augenblick, wo die bestimmte römische Kirche sie ganz für sich in Beschlag nahm, ihre Würde allein zu verteidigen, ihren Sinn allein zu deuten sich anmaßte. Dadurch sank dieses Naturrecht zu einer unheimlichen Waffe in der Hand eines Priesterstaates herab. Freilich waren die Gedanken, welche die katholische Kirche besonders in ihrer Wucherlehre vertrat, altchristliches Gut. Das Wort Jesu vom Mammon verdichtete sich zu einer Lehre vom Geld, durch welche die Herrschaft über das Geld nach bestimmten Regeln erlangt werden sollte. Es mag offen anerkannt werden, daß es die westeuropäischen Völker der katholischen Kirche verdanken, wenn ihnen in den Tagen des Mittelalters ihr volkswirtschaftliches Gewissen geschärft worden ist. Mit jener Stimmung der Wucherlehre hängt auch zusammen, daß wir noch heute keine innerlich ungeteilte Stellung zum Geldbesitz einnehmen. Die Sache liegt ähnlich wie beim Mönchtum. Auch dies bedeutet trotz vieler Schwächen einen leibhaftigen Protest gegen alle Übertreibung des Kulturgedankens so lange, als die Menschen solche sichtbaren, massiven Proteste nötig haben. Ist auch die Form des Protestierens verfehlt — auf gröbere Einbildungskraft wirkt solche Pädagogik. Massenbeherrschung hat die katholische Kirche von jeher meisterhaft verstanden bis zu dem Punkt, wo das Problem der Massenbefreiung anhebt. Hier versagt sie, auch in der Sozialethik. Das Kirchliche bleibt ihr oberstes Leitmotiv und die ganze Entwicklung des christlichen Gewerkschaftswesens täuscht den kundigen Beobachter über diese Tatsache nicht weg. Eben deshalb hat auch der in seiner Art glänzende Versuch einer katholischen Volkswirtschaftslehre gänzlich Fiasko gemacht.

Literatur: Endemann, Studien in der romanistischen und kanonistischen Wirtschafts- und Rechtslehre. Brentano, Ethik und Volkswirtschaft in der Geschichte. Stimmen aus Maria Laach: Zur sozialen Frage. Traub, Materialien zum Verständnis und zur Kritik der katholischen Sozialpolitik. Neumann, Geschichte des Wuchers in Deutschland. Funk, Zins und Wucher.

---

§ 10.

Das Wesen des Sittlichen.

Nachdem wir die verschiedenen Fälschungen des Sittlichen kennen gelernt haben, erhebt sich die Frage, wie wir das Wesen des Sittlichen bestimmen. Das hängt von keiner bestimmten Wirtschaftsordnung ab. Die Grundformen des Sittlichen müssen um der Unbedingtheit der Forderung willen frei von willkürlichen, vorübergehenden Zeiteinflüssen sein. Wer das Sittliche aus der Sitte erkennen will, verzichtet auf die Erkenntnisse des Sittlichen selbst.

Der Ort des Sittlichen ist der Wille. Das Begehren kommt über uns. Im Begehren können wir selbst untergehen. Der Wille aber kommt über unser Begehren. Im sittlichen Willen wächst die Persönlichkeit, die ihrer selbst Herr wird. Welche Kräfte bestimmen solch sittlichen Willen?

Voraussetzung ist, daß der Mensch will. Willenlose, unselbständige, launische, wetterwendische Menschen scheiden von selbst aus der sittlichen Beurteilung aus. Wir denken aber in diesem Zusammenhang an eine bestimmte religiöse Richtung, die sich vor angreifendem Handeln scheut. Der Quietismus und gewisse Schattierungen des Pietismus verzweifeln an jedem Eingreifen in die „sündige" Welt, die doch dem Untergang geweiht ist. Sie beteiligen sich grundsätzlich nicht an innerer oder äußerer Politik. Ihr Leben ist eine Art protestantischen Mönchtums. Diese ganze Richtung macht sich aber zugleich die sämtlichen modernen Verkehrserleichterungen, alle Fortschritte der Technik besonders in der Presse zu nutz. Auch der überzeugteste Pietist fährt Eisenbahn und verteilt Traktate, die mit der Schnelldruckmaschine hergestellt sind. Vorteile eines Systems genießen, ohne an seiner Fortbildung mitzuarbeiten, ist eine bequeme, aber widersittliche Sache. Jede Kritik, die nicht mitarbeitet oder bewußt an andern Zielen arbeitet, sondern nur beanstandet, ist kein Zeugnis sittlichen Willens. Man muß etwas wollen. Wer nicht weiß, was und wie er will, bringt es zum geistreichen, vielleicht auch frommen Kritiker, aber nicht zur schaffenden Persönlichkeit.

Sittlich ist, wer nicht Einzelnes, sondern ein Ganzes will. Einzelne gute Willensregungen, einzelne gutgemeinte Werke machen den Menschen nicht gut. Alles das, was uns zur inneren Zerspaltung eigenen Handelns treibt, ist

Gift für den Charakter. Zwar finden wir nie ganze Menschen in der Welt. Das Urteil anderer ist nicht maßgebend, wenn sie ein Menschenleben mit diesem Prädikat „ganz“ schmücken. Gerade die Großen fühlen die inneren Disharmonien und Widersprüche ihres Lebens am deutlichsten. Ein Ganzes erreichen wir nur insoweit, als wir eine klare, bewußte Richtung unseres Lebens wollen. Auch sie mag oft gestört werden; der Zickzacklinien gibt es unzählige. Trotzdem muß die Richtung als Ganzes fest und klar vor unserem sittlichen Urteil stehen. Anders ausgedrückt: die Gesinnung entscheidet über die Sittlichkeit einer Handlung und nicht der Erfolg im äußeren. Wirklicher Charakter weiß, in welcher Richtung er gehen will; ob er das immer fertig bringt, ist eine andere Frage. Das sittliche Urteil wird sich stets auf jene grundlegende Gesinnung richten. Ist sie gut, dann sind die Werke gut, auch wenn ihnen manche Unvollkommenheit anhängt; ist sie schlecht, dann sind alle Werke schlecht, auch wenn sie äußerlich betrachtet tadellos sind. Was deshalb den Willen des Menschen zerfasert, zerteilt, atomisiert, das ist widersittlich. Was jene Richtung auf ein Ganzes, Einheitliches stärkt, ist sittliche Kraft.

Sittlich ist, wer das, was er will, selbst will. Wer sich vom Augenblick leiten läßt, Rücksichten und Zeitumständen folgt, ist innerlich abhängig. Er weiß sich selbst unfrei. Er sehnt sich oft darnach, einmal selbst zu wollen. Aber im Augenblick der Entscheidung bricht sein Wille wieder zusammen. Ähnlich ergeht es dem, der sich von fremden Autoritäten leiten läßt. Sie werden immer nötig sein. Aber sie erhalten den Menschen in moralischer Unselbständigkeit. Damit ist ihm gerade der Kern sittlichen Handelns verloren gegangen. Wir tun das Gute, weil es gut ist. Wir dürfen es nicht tun, weil es dieser oder jener vorgeschrieben hat. Erkennen wir das Gute nicht als das eigene Gesetz an, dem wir uns als Freiwillige unterwerfen, sondern achten wir im Guten nur den fremden Gesetzgeber, so ist es um die Kraft sittlichen Gehorsams geschehen. In der Autonomie des Sittlichen liegt keine Auflehnung gegen das Sittengesetz. Im Gegenteil! sie bildet den Grundstein jeglicher sittlichen Größe. Innerliche Unabhängigkeit, Freiheit, Selbstbestimmung bilden die Atmosphäre sittlichen Handelns. Nur auf solchem Boden erwächst die Verantwortlichkeit.

Sittlich ist, wer sich für das, was er ist, verantwortlich weiß. Diese Verantwortlichkeit bezieht sich zunächst nicht auf unsere Werke. Die Handlungen des

Menschen sind ein Spielball, mit welchem die Geschichte oft sehr gegen unseren eigenen Willen spielt. Sie werden verändert, ihre Absicht umgemodelt, verkehrt. Gewiß tragen sie in jedes Lager ihre Ursprungsmarke mit sich. Aber es ist unserem Erkennen unmöglich, zu unterscheiden, wieviel in den Taten der Menschen wirklich auf den Willen des Täters und wieviel auf andere Umstände zurückzuführen ist. Es bleiben stets unauflösbare Reste. Die Verantwortlichkeit des sittlichen Menschen bezieht sich vielmehr auf das, was er selber ist. Darüber weiß er Bescheid. Bei sich selbst ist er zu Haus. Hier muß er sich klar beurteilen, kennen, richten. Für sich selbst soll er verantwortlich sein. Daraus erklärt sich die Tatsache, daß das Bewußtsein der Verantwortlichkeit durchaus nicht zusammenfällt mit dem Gefühl, daß man im einzelnen Fall anders hätte handeln können. Diese Überlegung stellt sich immer erst nachträglich ein. Allein sie ist nicht das Entscheidende. Auch wenn man sich sagt, daß man nicht anders handeln konnte, weil der Affekt zu groß, die Gewohnheit zu stark, die Überlegung zu einseitig war, so bleibt trotzdem die Verantwortlichkeit bestehen. Wäre es anders, so müßte sie ja in dem gleichen Maß abnehmen, je stärker die Sünde knechtet. Dies ist aber nicht notwendig der Fall. Die Verantwortlichkeit bleibt doch zurecht bestehen und macht sich auch bemerkbar. In jedem Fall heißt es: ich hätte anders *sein* sollen, auch dann, wenn ich nicht anders *handeln* konnte. Der sittliche Jammer beginnt dort, wo man die Erkenntnis gewinnt, daß das ganze Sein verfehlt ist. Verantwortlich sind wir für die ganze Richtung unseres Wollens, für unseren inneren Kern. Die Handlungen sind nur eine folgerichtige Äußerung dieser Willensrichtung. Es kann geradezu der Fall eintreten, daß ich vernunftmäßig vollständig überzeugt bin, daß ich nicht anders handeln konnte und daß ich trotzdem in dem sittlichen Urteil das „Schuldig“ ausspreche. In diesem Verantwortlichkeitsbewußtsein liegt die unerschöpfliche Kraft des sittlichen Willens. Sie drückt sich nicht nur in solchem Schuldanerkenntnis aus. Sie zwingt den Menschen auch, wirkliche Tat-Verantwortung auf sich zu nehmen. Ein Mann und eine Frau, die kein Risiko auf sich nehmen wollen, können nie als sittliche Vollpersonen gerechnet werden. Die Verantwortlichkeit macht den sittlichen Menschen selbst größer. Er muß wachsen mit der Fülle der Gegenstände, die er in den Bereich seines verantwortlichen Gewissenslebens zieht. Wie der Verstand ohne Anschauungsbilder arm bleibt, so das Gewissen des Menschen ohne Er-

lebnisse, Handlungen, Schickungen, Werke, an denen es sich erproben kann. Insofern wirken die Handlungen des Menschen stets auf ihn selbst zurück. Sie sind der Gradmesser seiner eigenen sittlichen Kraft. Je mehr er den Rohstoff der Handlung zwingen kann, das eigene und reine sittliche Gesinnungsbild darzustellen, desto feiner wird sich die sittliche Urteilskraft selbst entwickeln.

Sittlich ist, wer in dem, was er tut, nach Einheit mit sich selber ringt. Einheit ist nichts Gegebenes in der Welt der Tatsachen. Sie ist stets eine gewollte Zusammenfassung. Der Verstand ordnet die Vielheit der Dinge in seinen Gedankenformen, die Vernunft faßt die Welt der sinnlichen Dinge mit den letzten Ursachen in einer Weltanschauung zusammen, der Wille sucht alles einem Ziel unterzuordnen. Einheit setzt geradezu die Vielheit voraus; sie bezeugt ihre Eigentümlichkeit in bestimmter Zusammenfassung, Ordnung, Gliederung. Die Einheit des logischen Denkens, systematischen Welterfassens, konsequenten Handelns ist stets eine Willenstat. Hier interessiert uns nur das sittliche Gebiet. Der sittliche Mensch erlebt in sich selbst einen Widerspruch. Das sittliche Urteil und der sittliche Wille sind zwar auf einander angewiesen; aber sie decken sich nicht. Was ich will, das tue ich nicht; ich tue aber das, was ich nicht will. Diese alte Erfahrung der Psychologie deutet auf den Widerspruch zwischen richtendem, sittlichem Urteilen und allmählich wachsendem, ringendem, in sich selbst oft zwiespältigem Wollen. Wie oft treibt der Wille zur Tat, deren er sich schämen muß! Je mehr dieser Widerspruch geglättet wird, desto reiner wird das Herz, desto sittlicher der ganze Mensch. Wo der Wille dem Urteil sich beugt und das Urteil dem Willen nicht nachhinkt, da haben wir vollkommene Sittlichkeit. Sie bedeutet für uns nur eine Annäherungsgröße. Der ist gut, der mit sich selbst in keinem Widerspruch lebt. Und doch genügt diese, sagen wir ungenau, formale Bestimmung nicht. Das Gutsein weist deutlich auf einen widerspruchslosen Inhalt, nicht nur auf eine widerspruchslose Form.

Sittlich ist, wer das Ideal der Gemeinschaft freier Menschen verwirklichen will. Gut ist, was der Gemeinschaft dient. Denn alles Wollen hat seinen Sinn nur in der Herstellung von Verbindungen und Beziehungen. Wir werden innerlich frei, d. h. los von eigenen Begehrungen, wechselnden Wünschen, knechtenden Rücksichten, wenn wir Zwecke verfolgen, welche allgemeingültig sind. Alles wirk-

liche Wollen ist gemeinschaftbildend und die höchste Gemeinschaft ist die unabhängiger, innerlich-freier, verantwortlicher Menschen. Sie bilden schließlich den unsichtbaren Gerichtshof, vor den uns das Gewissen stellt und der über uns das Urteil des Ausschlusses oder der Zugehörigkeit fällt. Diese Idee des Reiches des Guten ist der höchste Maßstab für die Richtigkeit der eigenen Richtung. Wer ihr den Dienst versagt, erscheint aus der sittlichen Gemeinschaft ausgeschlossen. Darin liegt das Empfinden der Strafwürdigkeit. Man weiß sich nicht wert, mit den sittlichen Größen in Verbindung zu treten, weil die eigenen Zwecke auf einer viel niedereren Linie liegen, wie die der andern. Je höher die Zwecke steigen, je umfassender sie werden, desto tiefer ist ihre sittliche Bedeutung. Der Weltzweck liegt in Gott. Dieses Merkmal der Allgemeingültigkeit, der Objektivität unserer Zwecke ist für die Bestimmung des sittlichen Gehalts unerläßlich. Sittlich sein, könnte man sagen, heißt sozial sein.

Damit ist die letzte Eigentümlichkeit des Sittlichen, die wir nennen wollen, eng verbunden: die Unbedingtheit der Forderungen. Alles Subjektive unserer Wünsche, Hoffnungen, Regungen, Begehrungen bleibt bedingt. Wir fühlen dabei unter Umständen einen Zwang, eine Last. In solchem unangenehmen Zwang liegt nichts Befreiendes. Denn die Kette von Ursache und Wirkung ist sofort geschlossen und zudem liegen beide in derselben Ebene. Anders die Unbedingtheit des sittlichen Handelns. Auch hier empfinden wir einen Zwangswert. Sogar drohend, unheimlich groß kann diese Notwendigkeit vor den Menschen treten. Und doch erhebt sich der Mensch, wenn er sich an die sittliche Notwendigkeit verliert. Denn hier wächst er selbst; je mehr er sich zumuten kann, desto größer wird er. Nicht einzelne Gegenstände der Sehnsucht gewinnen an Reiz; nicht dieser Genuß, nicht jene Ehre nehmen an Inhalt zu. Der Mensch selbst in sich, in seinem innersten Heiligtum wird stark, seiner selbst mächtig und deshalb über alles Herr. In der Unbedingtheit der sittlichen Forderung erhebt der Mensch seinen Menschenwert. Er weiß sich nicht als Naturding, mit dem etwas geschieht und das hierhin und dorthin gestoßen wird; er ist ein Mensch, der in allem seine eigene Beurteilung nach höheren Maßstäben festhält und damit über das Maß des Natürlich-Notwendigen hinauswächst. Die Unbedingtheit des Sittlichen umschließt unweigerlichen Zwang und größte Freiheit; in ihr liegt die Krone, die nicht von fremder Macht verliehen wird, sondern die im sittlichen Selbstbewußtsein

selbst gegeben ist. Der Kampf um das Sittliche kann deshalb ebensogut bezeichnet werden als ein Kampf um unbedingten Menschenwert.

Was wir so positiv darzustellen suchten, gewinnt an Deutlichkeit, wenn wir das Gebiet des Sittlichen gegen einige Mißverständnisse abgrenzen. Wir wiederholen, daß der Sinn der Sittlichen nicht auf psychologisch-geschichtlichem Weg entdeckt werden kann. Die Geschichte zeigt uns stets ein Auf und Ab der sittlichen Vorstellungswelt; der Inhalt der sittlichen Gedanken wechselt. Was immer im einzelnen für gut und böse gilt, ändert sich mit der Kulturstufe, der Volkserziehung, den Schicksalen, den Wegen, welche die einzelnen Nationen geführt werden. Was bleibt, ist dies, daß aus „gut" nie „bös", aus „bös" nie „gut" gemacht werden kann; mit andern Worten: der gute Mensch beurteilt sich selbst stets anders, als der böse es kann. Er empfindet einen Wert, der dem Bösen nicht zukommt. Ob dieser Wert sich in richtigen Einzelurteilen über das, was gut oder bös ist, äußert, berührt die Hauptsache gar nicht. Sache der Erziehung und Gewissensbildung ist es, diese Fähigkeit zum Guten in jedem Einzelfall zu schärfen. Wir halten uns nur an die Tatsache, daß der Affektionswert, der dem guten Gewissen anhaftet, nicht aus den einzelnen geschichtlichen Erfahrungen und Erlebnissen ableitbar ist. Diese sittliche Kraft, die empfunden wird, stellt etwas ganz anderes dar, selbst wenn wir ihre geschichtliche Entstehung genau kennen. Sie ist eine Lebensmacht. Vom persönlichen Wert zehren wir. Wir leben unter Umständen von einer Illusion, ja sie kann stärkere Macht ausüben, als Vernunftwahrheiten, sobald sie uns innerlich glücklich und nach außen hin stark macht. Der Wert des Sittlichen hängt nicht von seiner Geschichte, sondern von seiner Wirkungskraft ab. Über Werte erzählt uns die Geschichte selbst zunächst nichts. Denn für den Historiker ist alles gleich wertvoll oder gleich wertlos. Werte erstehen nur auf dem Boden eines Willens, der für sich und für andere etwas erreichen will. Erst der Mensch mit seinem ganzen Wollen lebt von der Welt der Werte, welche die Welt der Erscheinungen verklärt. Deshalb kann man der soziologischen und ökonomischen Erklärung der sittlichen Vorstellungen vollständig freies Feld lassen; sie sammeln das interessanteste Material. Sie führen uns, um ein Bild zu brauchen, in die nach verschiedensten Stilen gebauten und eingerichteten Zimmer des Hauses; daß man aber zusammen wohnt, erklären uns weder die Möbel der Renaissance, noch die des

Barock; sie zeigen uns nur das Wie. Die Grenze aller geschichtlichen Erklärungen des Sittlichen liegt dort, wo sie das Wesen des Sittlichen selbst ergründen wollen.

Eine verbreitete Vorstellung vom Sittlichen muß in diesem Zusammenhang abgewiesen werden. Viele meinen, beim Moralischen handle es sich um eine Willensäußerung neben den übrigen Lebenserscheinungen. Das Moralische schwebt nach dieser Auffassung über den Handlungen oder tritt bei besonderen Anlässen heraus. Es bedürfe einer besonderen Kraftanstrengung und einer ausdrücklichen Willensrichtung, um neben den praktischen Handlungen die moralischen zu vollbringen. Nichts schiefer als solche Gedanken! Das Moralische liegt weder über, noch neben den Handlungen; es lebt in dem handelnden Menschen. Entweder ist dieser moralisch, oder er ist es nicht. Es gibt keine besonderen Willensbewegungen, in denen man seine moralische Kraft ausnahmsweise erproben könnte. Das Sittliche ist nicht ein Gesichtspunkt, den wir da und dort verwenden, nicht eine Regel, die wir in besonderen Fällen ausüben können; im Sittlichen atmet jedes schlichte Menschenleben, das sich selbst höher beurteilt als nur wie ein Naturereignis oder ein Produkt bestimmter geschichtlicher Verhältnisse, und das eben aus dieser selbständigen Beurteilung neue Lebenswerte schöpft. Der sittliche Mensch gilt als Mensch höherer Ordnung, der alle Handlungen nicht nach dem Kausalgesetz nur ablaufen sieht, wie einen Riemen auf der Transmissionswelle, sondern der diese Handlungen nach dem Werte mißt, den er selbst in ihnen empfinden lernt. Moral gleicht deshalb nicht dem Schmuckstück, das man anlegen oder ausziehen kann. Vielmehr wie das Blut im menschlichen Stoffwechsel gesund oder krank ist, so ist der Mensch in seinem Ichleben entweder sittlich oder nicht. Sittlichkeit hat man nicht; man ist sittlich oder nicht.

An dieser Stelle begegnet uns ein letzter Einwand. Man wirft der Moral vor, daß sie den Menschen schwach mache. Das Zeichen des starken Menschen sei, daß er über den lästigen moralischen Bedenken stehe. Dieser schaffe erst die richtige Vorstellung von dem, was moralisch sei. Die landläufige Moral hüte nur untaugliche Existenzen vor dem verdienten Untergang. Sie erhalte das Schwache, begünstige die Kleinen, nehme überall Rücksicht, hemme den Fortschritt. Solche und ähnliche Vorwürfe treffen gewisse Auffassungen von Moral in Epochen sentimentalischer Naturempfindung oder verzerrten Christentums. Die Moral selbst wird dadurch

in ihrer Kraft nicht widerlegt. Denn die Geschichte zeigt uns, daß die stärksten Menschen, deren Macht die Gemüter auch nach ihrem Tod nicht losließ, sittliche Charaktere waren. Wo wir solchen begegnen, entdecken wir nichts von Angst, Kleinlichkeit, Schwäche, Empfindsamkeit, Gebrochenheit. Aufrecht stehen sie da, unerschrocken gehen sie ihren Weg; sie verlangen Achtung und erzwingen Respekt, auch wo man ihnen grollt. Widerwillig erkennen die gleichen Menschen sie an, die sie verfolgen. Um Nullen kümmert sich niemand. Viel Kampf, viel Ehr'! Nie hat wirkliche Moral den Menschen zum Schwächling gemacht. Wer Herr seiner selbst ist, wird niemals Knecht.

Literatur: Stange, Einleitung in die Ethik. Herrmann, Die sittlichen Weisungen Jesu. Richter, Friedrich Nietzsche. Natorp, Sozialpädagogik. Herrmann, Ethik. Staudinger, Wirtschaftliche Grundlagen der Moral. Marcus, Die exakte Aufdeckung des Fundaments der Sittlichkeit und Religion. Deissmann, Das Urchristentum und die unteren Schichten.

---

§ 11.

Moral und Christentum.

Aus dem Bündel von Fragen, die in dieser Überschrift zusammengefaßt sind, greifen wir die eine heraus: welchen Beitrag hat das Christentum der Moral geleistet? Wir verstehen dabei unter Christentum die religiösen Grundgedanken Jesu, wie sie uns durch Reformation und Aufklärungszeit in neuem Gewand zugeführt worden sind. Wir heben vor allem die beiden leitenden Ideen heraus: Sündenvergebung und Gotteskindschaft.

Auf den ersten Blick erscheint es undenkbar, von diesen religiösen Gedanken eine Förderung sittlicher Kraft zu erwarten. Zum mindesten denkt man an irgend eine theologische Spitzfindigkeit. Und doch sehen wir gerade in diesen Gedanken den willkommensten Beitrag für Vertiefung und Durchführung selbständiger Moral.

Christus vergab Sünde frei, ohne Gnadenmittel, ohne Gegenleistung, ohne Rücksicht der Person. Scheinbar zerstört eine solche Praxis die sittliche Haltung. Sie widerspricht aller menschlichen Pädagogik. Aber in dieser königlichen Handhabung sündenvergebender Gnade liegt geradezu

die Freiheit des sittlichen Willens eingeschlossen. Was bedeutet denn „Sündenvergebung“ anders, als die unerschöpfliche Kraft, stets von neuem Gutes zu tun und nicht müde zu werden? Man hat wohl die passive Seite in den Vordergrund gestellt und die Hauptuntersuchung auf streng dogmatische Fragen beschränkt: wie Gott, der gerechte, Sünden vergeben könne; unter welchen Bedingungen diese Gnade dem Menschen zuteil werde; wie sehr der Mensch von solcher gnädigen Hülfe Gottes abhänge. Diese Untersuchungen mögen zurecht bestehen. Nur scheint uns, daß der Evangeliumscharakter von Christi Sündenvergebung dort erst recht in die Erscheinung tritt, wo sie als unerschöpflicher Quell sittlichen Willens gewertet wird. Wem Sünden vergeben werden, der hat die fröhliche Zuversicht, wieder neu anfangen zu können. Die Sünden legen sich nicht wie eine unüberwindliche Last auf den Weg seines sittlichen Willens. Vielmehr kennt er die Kraft, immer von neuem das Gute zu versuchen, mag es ihm noch so oft mißlingen. Im Bild des sündenvergebenden Gottes versteht der Christ die stets wiederholte freundliche Aufmunterung: „Probiere es wieder! Versuche es noch einmal! Du bist gestrauchelt. Aber dein Weg ist der richtige. Laß dich nicht enttäuschen. Es geht doch vorwärts.“ Diese Freude am guten Willen trotz aller sittlichen Enttäuschungen ist dem sittlichen Fortschritt so unentbehrlich, wie Sonnenschein der Blume. Das Mühselige, Bedrückende des sittlichen Wollens, das sein Ziel so oft verfehlt, wird weggegenommen. Die Last des reinen sittlichen Gesetzes wird zur Lust, immer vorwärts zu gehen, wenn wir auch viele Rückfälle erleben. In der Sündenvergebung liegt kurz gesagt der Mut zu dem Recht sittlichen Fortschritts, das uns die praktischen Erfahrungen des Lebens mit ihren sittlichen Fehlgriffen streitig machen wollen. Die Sündenvergebung bedeutet die höchste Befreiung des sittlichen Willens, weil sie ihn von der Angst vor sich selbst befreit. Selbstverständlich kann sich der Leichtsinn dahintersetzen und dieses Gut mißbrauchen. Für leichtsinnige Menschen aber ist die Sündenvergebung nicht vorhanden, weil sie zur Erfassung des Ernstes der Sünde gar nicht fähig sind. Dem sittlich wollenden Menschen, der um seiner immer neu entdeckten Unvollkommenheiten willen das Zutrauen zu sich selbst verliert, gibt die Sündenvergebung volle unentbehrliche Kraft zurück. Wer den freudigen Mut zum Wollen verloren hat, ist sittlich ein gebrochener Mensch. Wer ihm neue Zuversicht zu sich selbst sichert, hat ihm den Weg wieder frei

gemacht. Das heißt Frohbotschaft. Deshalb bringt Christus keine Vorschriften, keine Regeln, keine Gesetze. Er erzieht die Menschen, indem er ihnen ungeahnte, unerschöpfliche Kräfte in die Seele schüttet. Das heißt sittliche Reformation. Die Moral darf deshalb das Band mit christlicher Lebensanschauung nicht durchschneiden. Von dorther hat sie die Freude am Sittlichen gewonnen, wenn auch viele christliche Jahrhunderte den sprudelnden Quell verschüttet haben.

Der zweite religiöse Gedanke in der Weltanschauung Christi, der von den weittragendsten Folgen für die Moral begleitet war, ist der von der Gotteskindschaft. Alle Menschen sind Gottes Kinder. Sie sind also gleich. Die Gleichheit aller vor dem Höchsten ist ein Urdatum christlicher Lebensauffassung. Es soll nicht behauptet werden, daß dieser Gedanke von der Gleichheit aller Menschen erst in den Evangelien erscheine. Er wurde an manchen Orten gedacht und bildete das Eigentum einzelner Philosophen und Geheimkulte. Das neue an Jesus war, daß er diesen Gedanken in die breitere Öffentlichkeit warf. Wodurch er die Menschen seiner Zeit ärgerte, waren nicht neue Theorieen, sondern eine neue Lebensform. Er machte Ernst mit der Anerkennung der gleichen Menschenseele in jedem Stand und verkehrte nicht nur mit den Standespersonen, sondern mit dem gewöhnlichen, kirchlich verachteten Volk. Was Sokrates und Plato nicht taten, war ihm Lebensgewohnheit; er sah in jedem Menschen nur die Seele und brachte ihr ihren Gott. In solcher praktischen Anerkennung des individuellen Wertes liegt die weltgeschichtliche Tat Jesu. Sie wurde ihm ermöglicht durch seinen Gottesglauben. Nicht um eines philosophischen Lehrsatzes, nicht um einer wissenschaftlichen Hypothese, sondern um seines persönlichen Vertrauens zu Gott willen wurde es ihm leicht, diese Gedanken in Leben und in Tat umzusetzen. Er kannte des Vaters Haus und fühlte sich als den Bruder, der seine Brüder und Schwestern sucht. Dieser religiöse Hintergrund des „Einen Vaters aller Menschen, vor dem alle gleich sind", verbürgte ihm die Gewißheit seiner Lebensauffassung und die Sicherheit seines sittlichen Willens. Mag der religiös nicht interessierte Mensch über solche Begründung denken, wie er will, er muß anerkennen, daß der Gedanke von dem unvergleichlichen Wert der einzelnen Menschenseele unter den Völkern nicht so rasch Boden gewonnen hätte, wenn er nicht in dieser plastisch-religiösen Anschaulichkeit verkündet worden wäre. Der individuelle Menschenwert als Forderung sittlichen Denkens ist

mit dem Leben Christi engstens verbunden. Wenn die späteren christlichen Jahrhunderte diese Wege verlassen haben, behält doch die Entdeckung ihren unvergleichlichen Wert.

Der religiöse Gleichheitsgedanke besitzt nicht nur den Vorteil unnachahmlicher lebensfrischer Deutlichkeit. Gerade seine religiöse Fassung schützt ihn vor Abwegen. Die Söhne des Hauses sind als solche gleich, d. h. sie haben jeder ihre Eigenart, sie sind innerlich und äußerlich verschieden, aber als Söhne haben sie das Recht der Gleichwertigkeit. Gliederung schließt Gleichheit niemals aus. Denn Gleichheit soll sittlich nicht im Sinn mechanischer Einerleiheit, sondern im Sinn organischer Gleichwertigkeit verstanden werden. Jeder muß in seiner Art vollkommen sein; dann ist er gleich mit den andern und doch keine Kopie. Soweit bedeutet die religiöse Fassung des Gleichheitsgedankens einen sittlich klaren Inhalt. Freilich erscheint seine Doppeldeutigkeit sofort, wenn der religiöse Gedanke auf das sittliche Gebiet eingeengt werden will, für dessen Rahmen er zu hoch liegt. Wird der Inhalt der Religion wesentlich in überirdische Güter verlegt, so kann der Gedanke der Gleichwertigkeit vor Gott zur Gleichgültigkeit gegen alle weltlichen Ordnungen führen. Wenn Paulus den Sklaven auffordert, in dem Sklavenstand zu bleiben selbst dann, wenn er frei werden könnte, so setzt er eine solch glühende Schätzung des innerlichen Wertes voraus, wie sie den Menschengeschlechtern auf die Dauer nicht möglich ist, ohne daß die Welt bürgerlicher Ordnung verändert wird. So hat sich in allen christlichen Jahrhunderten der Ruf nach Gleichheit und Brüderlichkeit erhoben und dann meist in dem Sinn bürgerlicher Befreiung. Der christliche Bruder darf es auch nicht ertragen können, daß sein Bruder unter äußeren Lebensbedingungen seufzt, während er selbst nicht darunter zu leiden hat. Die Idee der sozialen Gerechtigkeit liegt in dem Bewußtsein der Gotteskindschaft für alle Zeiten tief verankert. Soziale Ungerechtigkeit ertragen wird dem christlichen Empfinden auf die Dauer immer unerträglicher. Was frühere Zeiten noch unter das Zeichen des Kreuzes legen konnten, weil ihnen die Macht zu ändern fehlte, empfinden spätere Zeiten als Pflichtversäumnis, weil der Mensch alles in seiner und des Nächsten Lage ändern soll, was er kann. Die Grenzen dieses Könnens haben sich heute weithin ausgedehnt. Trotzdem wird die Gotteskindschaft ihre Kraft und Würde von den äußerlichen Verhältnissen nicht abhängig machen. So liegt schon in dem sittlichen Gedanken der Gleichwertigkeit der

Menschen das doppelte: Schutz vor doktrinärem Radikalismus und Trieb zu unaufhörlicher Reformarbeit im sozialen Leben der Völker.

Endlich übte Jesus eine neue Pädagogik. Er forderte nicht, er gab. Er richtete nicht, er schenkte. Er entband eine Großmacht, die Liebe. Er löste sie ab von jeder Erotik und Sentimentalität. Er offenbarte sie als den Grundstoff sittlichen Charakterlebens. Liebe gilt ihm als höchste sittliche Energie. Der Grundsatz persönlicher Vergeltung erscheint veraltet. Wer das Böse vernichten will, muß es nicht dadurch pflegen, daß er Böses mit Bösem vergilt. Nur wer Gutes dem Bösen entgegensetzt, überwindet es. Der unangenehmste Feind des Bösen ist die Liebe; diese bietet ihm gar keine Angriffsfläche. Sie steht ihm zu hoch. Sie entbrennt wohl in Zorn; aber sie lebt nicht vom Hassen. Sie ist die einzige praktische Gegenwirkung gegen das Böse. Dagegen kann aus der christlichen Liebe nicht jedes sittliche Wirken abgeleitet werden. Staat, Kunst, Wissenschaft, Recht, Handel, Gewerbe haben ihre eigenen sittlichen Grundsätze, wandelbar und entwicklungsfähig, aber doch eigenartig. Hier wird die christliche Liebe direkt nichts vermögen. Sie kann aber alles indirekt. Sie läßt die Menschen nie zur Ruhe kommen und treibt sie stets zur Vervollkommnung ihrer technischen Grundsätze. Sie verschmäht es, bestimmte Regeln zu geben. Das kann sie nicht. Selbstbescheidung ist das erste Zeichen charaktervollen Handelns. Sie gibt nirgends ewige Gesetze, bestimmte Ordnungen. Sie schafft nur ganz die Gesinnung, aus der heraus der Mensch mit gutem Gewissen in der Welt des Rechts und Handels, der Kunst und Wissenschaft sich zurechtfinden mag. Sie lebt nicht von Normen, Paragraphen, Statuten, Sitten. Sie vermag sie zu durchdringen, aber ihr eigener Lebensnerv liegt anderswo. Sie offenbart sich in der Selbständigkeit des suchenden, ringenden, kämpfenden Menschenherzens. Niemand erspart sie diesen Kampf. Lieblos ist, wer dem andern den Mut der Selbstentscheidung nimmt. Die göttliche Liebe erzieht den sittlichen Charakter, daß er sich selbst Gesetze geben kann. Wir danken es Herrmann, daß er dies einst auf dem ev.-sozialen Kongreß in Darmstadt in musterhafter Schlichtheit zum klaren Ausdruck gebracht hat. Wir haben die Freude auch an der Bergpredigt wiedergewonnen, seitdem sie nicht mehr als Last sittlicher Paragraphen auf unserem Berufsleben liegt, sondern weil sie uns die Fülle sittlicher Liebeskraft zeigt, in welcher jeder an seinem Ort

eigene Aufgaben entdecken lernt. Die Pädagogik Jesu heißt Erziehung zu sittlicher Freiheit. Er enttäuscht jeden, der genau sein Pensum von ihm vorgeschrieben wissen will. Der Bankier findet keinen Rat über Terminhandel, der Staatsmann nicht über Abrüstung, der Großindustrielle nicht über Gewinnbeteiligung, der Handwerker nicht über Warenhauskonkurrenz. Wir empfinden hier scheinbare Lücken vielleicht schmerzlich. Aber wir vergessen, daß Jesus auch — Gottlob — keine Pastoraltheologie und keine Dogmatik geschrieben hat, daß wir keine Vorschrift über Pfarrbesoldungen oder Bettelmönche bei ihm finden, daß er seinen Gemeinden das schwere Problem von Staat und Kirche zu lösen aufgegeben, ohne selbst darüber etwas zu sagen, daß er dem geschäftlichen und ehelichen Leben fern blieb und keine ablesbaren Normen irgendwelcher Art hinterlassen wollte. Wen der Sohn frei macht, der ist recht frei. Die Freiheit der sittlichen Selbstbestimmung, die dem einzelnen oft unbequem wurde, weil sie ihm reichlich Verantwortlichkeit aufladet, hat Jesus in den Mittelpunkt seiner praktischen Erziehung gestellt. Damit hat er der Ethik den allergrößten Dienst getan. Alle Kasuistik ist ein für allemal gerichtet. Jede schablonenmäßige Normierung verträgt sich nicht mit dem Wesen des Sittlichen. Die großen Dichter zeigen uns, wie die Lebensentscheidungen größer sein müssen, als Vorschriften von Sitte, Herkommen, Gesetz. Der sittliche Mensch handelt aus sich selbst, aber nicht für sich selbst. So hoch die eigene Verantwortlichkeit ausgebildet werden muß, so rein muß sie bleiben von Selbstverherrlichung. Beides zugleich vermag nur die Liebe. Sie ist des Gesetzes Erfüllung. Mit der abstrakten Tugend der Liebe wird nichts in der Welt besser gemacht. Die Liebe ist deshalb in Verruf gekommen, weil sie eine Idee blieb und man aus ihr einen Götzen gemacht hat. Nur mit vollen wirklichen Personen, die an dem Ort, an dem sie gerade stehen, in verantwortlicher Kraft etwas Bleibendes schaffen wollen, fängt die Liebe etwas an. In solchen erscheint sie groß, kräftig. Jesum hat man verstanden, wenn man ihn nicht lieblos schilt, daß er uns so wenig über den Weg gesagt hat, den wir zu gehen haben, sondern ihm dafür dankt.

Freilich diese Erkenntnis haben wir erst seit den Tagen Kants und sie geht schwer ein. Die Nachfolge Christi, wie sie von Thomas a Kempis bis zu Sheldon aufgefaßt wird, scheint deutlicher und wahrer zu sein. Immer werden auch Versuche frommer Menschen nötig sein, die uns beschreiben

wollen, wie Jesus heute im einzelnen handeln würde. Nur müssen hierzu fromme Leute aus allen Berufsschichten zum Reden gebracht werden. Der Theologe ist wohl der wenigst Taugliche zu solcher Arbeit. Er kann und soll zuhören, was ihm der wirklich ernste Kaufmann, Offizier, Beamte, Arzt, Bauer, Großindustrielle über ihre Berufstreue erzählen. Dann wird er empfinden, wie die Technik jeden Berufs, auch des theologischen, ihre eigenen Regeln hat, die an einem allgemeinen Christentum gar nicht meßbar sind. Dann werden wir Jesu danken, daß er uns kein neues „Gesetz“ seiner Nachfolge gegeben hat.

Allerdings darf dies nicht dahin übertrieben werden, daß die sachlichen Forderungen Christi vollständig veraltet seien und nur für seine Zeit Geltung gehabt hätten. Wir behaupten nur, daß die moderne Kultur eine Menge sittlicher Interessen auslöst, von denen Jesus keine Vorstellung haben konnte. Deshalb bleiben doch gewisse Richtungslinien seiner sittlichen Gedankengänge für alle Zeiten christlicher Gemeinschaft zu recht bestehen. Christus war von feindseliger Härte gegen das Geld. Im Geld sah er einen Konkurrenten Gottes. Er kannte seinen Flimmer nicht; spurlos ging an seinen Wünschen Goldes Glanz vorbei. Wenn er ungerecht geworden ist, so ist er es höchstens gegen das Gold geworden. Es sind unsäglich harte Sprüche, die er über die Reichen fällt. Sie sollen nie aus den neuen Testamenten ausgekratzt werden, obgleich sie mancher Kirchenfürst und mancher Laie stillschweigend überschlagen, die sonst jede Ketzerei zu ahnden verstehen. Warum diese Stellung Jesu zum Gold? Sie wird uns etwas verständlicher, wenn wir uns klar machen, daß zur Zeit Jesu die Reichen gehaßt, der Reichtum begehrt und als himmlischer Lohn ersehnt wurde. Er dreht die Sache um. Er lehrt den Reichtum verachten, aber die einzelnen Reichen als Menschen ebenso behandeln wie die Armen. Er geht zu des Reichen Tisch, und ißt mit den Elenden. Damit trat er in schneidenden Gegensatz zu der kirchlichen jüdischen Lehre über das Geld. Er urteilte sittlich, d. h. er sah stets nicht die Sachen, sondern die Menschen. Er empfand den schlecht verhehlten Neid der Gedrückten. Diesen war es nicht um sittlichen Zorn gegen Geldherrschaft zu tun; sie verzehrten sich im Begehren nach demselben Gold, das ihnen augenblicklich noch nicht gehörte. Jesus bleibt sachlich. Im Geld selbst sieht er die feindliche Macht, nicht in seinem jeweiligen Besitzer. Und dies, obgleich damals die Benutzungsfähigkeit des Geldes noch in enge Grenzen gespannt war.

Was bedeuten die großen Reichtümer der damaligen Zeit gegenüber modernem Kapitalbesitz! Nun könnten manche sagen, Jesus habe eben die Produktivität des Geldes nicht vor Augen gehabt. Er sei durch den Luxus, die Vergeudung, welche die damalige unvernünftige Geldwirtschaft auszeichnet, abgeschreckt worden. Daher sei seine ablehnende Haltung zu erklären. Diese wohlmeinende Entschuldigung trifft nicht zu. Einmal wußte Jesus, wie produktiv das Geld sein konnte und welche (Wucher)zinsen es trug. Man lese das Gleichnis von dem, der sein Talent vergrub. Fürs andere aber schied Jesus nicht zwischen produktivem oder unproduktivem Gebrauch des Kapitals. Er warnt das Menschenherz vor der Geldmacht selbst, weil er, wie die Weisen aller Zeiten, ihren bestrickenden Reiz klar erkennt. Der Mensch ist Herr geworden über Tiere, Meere, Wasser, Erde, Raum, Zeit, nur selten über das Geld. Alle häßlichen Eigenschaften des menschlichen Herzens werden wach, sobald es sich um Geldsachen handelt. In Geldgeschäften hört nicht nur die Gemütlichkeit, sondern oft die Persönlichkeit auf. Deshalb predigt Jesus allen Zeiten Vorsicht vor dem Geld. In jeder Ethik wird man irgendwo auf diese Macht stoßen, die das Menschenherz gefangen nehmen will. Deshalb danken wir's Jesu, daß er in das Fundament christlicher Weltanschauung den Gedanken eingegraben hat: werdet Herren über alles, und besonders über das Geld!

Endlich wird die Stellung Jesu zum Geldbesitz nur klar, wenn wir uns an die Jenseitigkeit seiner gesamten Weltanschauung erinnern. Dabei verschlägt es nichts, daß Jesus mit seiner Zeit die Vorstellung teilte, wonach das Reich Gottes in Palästina und Jerusalem, also auf dieser Erde erscheinen würde. Die Jenseitigkeit bezieht sich nicht auf den O r t, sondern auf die A r t dieses Reichs. Es kommt ohne der Menschen Zutun vom Himmel herab. Essen, Trinken, Kleidung, Wohnung, Krieg, Staat, Recht — was bedeuten nun diese Dinge gegenüber der Herrlichkeit des nahenden Reiches Gottes! Die Seele des Menschen lebt in einer anderen Welt. Ihre Heimat ist bei Gott. Ihm gegenüber verschwinden alle Kulturwerte. Gewiß; sie bleiben Werte, aber so wie der Docht in der Öllampe vor dem Sonnenlicht. Der Gesichtswinkel, nach dem Jesus seine Jünger beobachten lehrt, ist ein vollständig anderer. Die Umwertung aller Werte beginnt, wenn der oberste Wert, der einzige Wert „Gott" heißt. „Darum sollt ihr nicht sorgen und sagen, was werden wir essen, was werden wir trinken, womit werden wir uns

kleiden. Nach solchem allem trachten die Heiden. Trachtet am ersten nach dem Reich Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, so wird euch das übrige alles zufallen.“ An solchem Wort gemessen steckt das „Heidentum“ der gesamten heutigen und früheren Christenheit in den Gliedern, dem Pietismus gerade so wie der Orthodoxie. Die moderne christliche Kultur lebt in anderer Luft. Entweder ist sie darum von Jesus abgefallen. Oder gehören jene Worte nicht zum Zentrum der Gedanken Jesu. Das letztere können wir nicht mit gutem Gewissen behaupten. Jesus lebte selbst, was die materiellen Unterlagen seiner Existenz betrifft, „in den Tag hinein“. Er kümmerte sich nicht darum, wovon er leben sollte. Der Glaube an das nahe Ende dieses Weltäons hielt seine Gemeinde aufrecht. Sie lebten als die, die jeden Augenblick in eine höhere Ordnung der Dinge abgerufen werden. Und doch bewährt sich die innere Freiheit Jesu auch mitten in diesen eschatologischen Gedanken. Er ließ sich nicht dazu hinreißen, um der „Nähe des Gottesreichs“ willen bestimmte weltflüchtige Satzungen mönchischer Art aufzustellen und die Lösung von Besitz und Ehe als Bedingung für den Eintritt in seine Reihen festzulegen. Ihm genügte, den Menschen innerlich von allen Ketten loszumachen; er band ihn nicht an eine neue Kette der statutarischen Enthaltsamkeit. Darin erblicken wir unser Recht, heute eine andere Stellung zu den Kulturwerten einzunehmen, nachdem wir die deutsche Reformation erlebt. Ihr Horizont ist allerdings ein anderer als der zur Zeit Jesu, was die Wertschätzung irdischer Arbeit und weltlichen Berufs angeht. Man vergleiche seine einfache Bitte ums tägliche Brot mit der kulturgesättigten Deutung dieser Bitte durch Luther im kleinen Kathechismus! Und seither hat die Entwicklung größere Fortschritte gemacht, als es die damaligen Jahrhunderte vermochten. Deshalb erkennen wir die grundsätzliche Verschiedenheit der Stimmung von einst und heute offen an. Doch verzichten wir nicht auf den Namen „Christen.“ Es ist eine Frage des Gewissens, die nur der einzelne lösen, nicht eine Frage der Geschichte, die auch Unbeteiligte verhandeln können, wie weit man sich in die Geschichte des Christentums einrechnen will oder nicht. Freilich, wenn Jesu Zeitvorstellungen ewige Gesetze wären, wären wir heutigen Christen moderner Kultur keine Christen mehr. Wer sie so betrachtet, kann heute nicht Kapitalzins nehmen oder Korn nach dem Weltmarktpreis verkaufen. Aber wir wissen, daß wir damit eine armselige, sinnwidrige Auffassung dessen teilen, was Jesus gewollt hat. Er läßt uns

die Freiheit der Selbstbestimmung. Nur eine Grenze bleibt. Wer in den Kulturwerten das Ausfüllende des menschlichen Herzensbedürfnisses sieht, der verzichte auf den Namen „Christ“. Die Kulturwerte bestehen zu Recht; sie tragen ihren eigentümlichen Charakter in sich. Heute darf sich keiner Christ nennen, der Kunst und Wissenschaft, Volkswirtschaft, Recht und Staat nicht als sittliche Weltordnungen betrachtet, an denen er mitzuarbeiten hat. Aber die Freiheit zu solcher Mitarbeit, die dauernde Freude daran gewinnt er nur, wenn er noch höhere Werte kennt. Der sittliche Mensch will sich nicht an zeitliche Werte verlieren. Alle Kultur, auch die höchste, ist ein Vorübergehendes. Die Heimat der Seele liegt in ewigen Höhen. Sie verlangt um ihres eigenen Haltes willen eine höchste Befriedigung. Das Leben der Seele begnügt sich nicht mit geistigen Gedanken, ästhetischen Genüssen, wissenschaftlichen Entdeckungen, technischen Fortschritten, rechtlichen Ordnungen, staatlicher Wohlfahrt. Sie will mehr als dies alles: sich selbst. Gerade wenn sie ihrer selbst Herr ist, hat sie desto freieren Mut, an den Kulturwerten mitzuarbeiten. Dann geht sie darin nicht unter; sie übt daran ihre Kraft, gewinnt selbst Anregung und Trieb, aber die Fülle ihrer Kraft hängt nicht davon ab. Sie saugt sich nicht mühselig ihr Leben aus ihren eigenen Gebilden zusammen. Sie lebt vom ewigen Leben. Mensch sein oder Mensch werden ist das Glück; alle Beschäftigungen, Handlungen, Gedanken in und mit den Kulturaufgaben hindern oder fördern das Glück, ersetzen es aber nicht.

Nach alledem ist das Band zwischen Moral und christlichen Ideen nicht nur ein geschichtliches, sondern ein bleibendes, wenn die Moral nicht auf unentbehrliche Werte verzichten will. Daß man bei der moralischen Beurteilung des Christentums viele Abwege, Irrtümer, Verirrungen finden kann, soll gar nicht bestritten werden. „Das Christentum“ in seiner weiten geschichtlichen Ausdehnung gleicht dem breiten Strom, der eine Menge von Bächen anderen Ursprungs und sonst des trüben Materials genug mit sich führt. Es gehört deshalb wenig Wissen und wenig Kunst dazu, aus dieser weiten Geschichte vieles zusammenzusuchen, was dem Begriff des Sittlichen zuwiderläuft. Solche Kritiker verletzen aber zugleich die sittliche Pflicht, den Segen, den das Christentum der moralischen Entwicklung der Völker gebracht hat, eben von ihrem Kulturstandpunkt aus anzuerkennen. Gerade die modernen sittlichen Begriffe der „Persönlichkeit“ und „Verantwortlichkeit“ führen in letzter Linie auf christliche Ideen zurück. Andererseits hat die Zurückweisung der

Kulturseligkeit, die Betonung höherer Werte, als sie uns in der geschichtlichen Entwicklung geboten werden, ihren letzten Grund in einer religiösen Weltbetrachtung. Wenn auch das sittliche Bewußtsein unbedingte Werte bietet, die harmonische Freude daran erwächst doch erst aus der Religion. Freilich ist religiöses Empfinden nicht jedermanns Sache. Es gibt Naturen, die kein religiöses Bedürfnis haben. Um ganz klar zu reden, können wir das Wort „Religion“ ersetzen durch „Metaphysik“. Denn die Metaphysik des Ungelehrten ist und bleibt die Religion, und auch der Gelehrte lebt nicht von seinen metaphysischen Begriffen, sondern von der begeisterten Anschauung, in welcher er sie mit religiöser Weihe umkleidet. Hier stoßen wir auf den Grund, weshalb man auch vom Materialismus wie von einer Religion reden kann. Der Mensch wird die letzten Fragen nicht los. Die Seele will nicht nur in der sichtbaren Welt arbeiten, wirken; sie will auch die letzten Zusammenhänge erkennen, wo ihr die Einzelerkenntnis nicht mehr helfen kann, sondern der umspannende, alles verbindende, einheitliche Vernunftwille sein Weltbild schafft. Deshalb sehen wir keine Gefahr in der Verbindung religiösen Empfindens und sittlichen Wollens. Beide haben nur ihre Grenzen anzuerkennen und zu beobachten.

Eine solche Grenzverletzung erscheint am deutlichsten in der Ausnützung des religiösen Urteils Jesu für die sittlichen Ordnungen aller Zeiten. Es wird auch der besten Schrifterklärung nie gelingen, Jesus und das moderne industrielle Zeitalter einander so anzunähern, daß die beiden einander unmittelbar etwas Deutliches zu sagen hätten. Das sagen wir aus Respekt vor der Geschichte. Die Fragen des Lebens Jesu und der Entstehung des Christentums sind so wenig geklärt, daß zurückhaltende Vorsicht hier sittlicher wirkt als pastorale Fülle. Der Theologe muß sich hüten, mit der gewöhnten Ausdeutungskunst Brücken zu schlagen, die bei der Belastungsprobe doch zusammenfallen. Jesus sagt nichts über Bank- und Kreditwesen, über Industrie, Handel und Ackerbau als volkswirtschaftliche Größen. Er sah keine Panzerflotte und hörte keinen Kanonendonner. Er sah Gott und dürstende Menschenseelen. Diese beiden zusammenbringen, war seine Kraft. So war er Erlöser und ist es bis heute.

Literatur: Peabody, Jesus Christus und die soziale Frage. Grimm, Die Ethik Jesu. Häring, Das christliche Leben. Herrmann, Ethik. Naumann, Jesus als Volksfreund. Weiß, Die Bedeutung des Christentums für das soziale Leben der Gegenwart 1884. Harnack, Die ev.-soziale Aufgabe im Licht der Geschichte der Kirche 1894. Tröltsch, Politische Ethik und Christentum.

---

§ 12.

Ethik und Volkswirtschaft.

Nachdem wir das Wesen des Sittlichen beschrieben und die Vertiefung der sittlichen Probleme im Christentum kennen gelernt haben, erhebt sich die Frage, wie Ethik überhaupt auf Volkswirtschaft wirken kann. Welche Brücken führen vom einen zum andern? Wie kann man sittliche Grundsätze in der Volkswirtschaft anwenden?

In der Volkswirtschaft handelt es sich um Gewinnung materieller Güter durch Menschen für Menschen. Wo nur irgendwie der Mensch in Betracht kommt, wird er von der Ethik in Anspruch genommen. Deshalb gibt die Ethik grundlegende Leitsätze für die Arbeitsgemeinschaft, in welcher die Güter erzeugt werden, und die Personengemeinschaft, welcher die Güter zu Gute kommen. Zugleich erwachsen auf dem eigentlich technischen Gebiet der Ausnützung und Erarbeitung der Naturschätze gewisse ethische Forderungen, und wir können die volkswirtschaftliche Sittlichkeit am besten dort belauschen, wo Ethik und Technik sich gegenseitig in die Hände arbeiten.

In diesem Zusammenhang wollen wir zunächst nur allgemeine Winke geben. Die Ethik kann nie in der Weise die Volkswirtschaft beeinflussen, daß sie gewisse fertige Gesetze bereit hielte, nach denen sich die Gütererzeugung und Güterverteilung richten müßte. Jede bestimmte volkswirtschaftliche Regelung hat die jeweilige geschichtliche Entwicklung zu berücksichtigen. Was von Gesetzen, Einrichtungen, Methoden in der Volkswirtschaft beliebt wird, hängt zunächst von dem Stand der Technik ab. Der Arbeiterschutz z. B. hat einen relativ hohen Stand der Technik zur Voraussetzung. Er muß zwar als sittliche Forderung ausgesprochen werden; das wird immer belebend und anfeuernd wirken. Die Wirklichkeit freilich wird solche Forderungen erst ermöglichen, wenn der technische Fortschritt ihnen entgegenkommt. Man darf sich die Sache nie so vorstellen, als ob eine sittliche Forderung direkt volkswirtschaftlich verwendbar wäre. Gerechtigkeit in der Steuergesetzgebung muß stets eine leitende sittliche Idee bleiben. Durchgesetzt wird sie nur auf dem Weg detailliertester, praktischer, historischer Kenntnisse. Es fehlt deshalb nicht überall an sittlich-gutem

Willen, wo die sittliche Umgestaltung volkswirtschaftlicher Methoden langsam vor sich geht. Man braucht nur die Probe auf seine eigenen sittlichen Erfolge zu machen, um den richtigen Gesichtswinkel zur Beurteilung sittlicher Fortschritte im Volksleben zu gewinnen. Das soll keine Herabminderung der sittlichen Grundsätze bedeuten, am wenigsten eine Entschuldigung für Lässigkeit; es soll nur den Ethiker zum gerechten Urteil über sittliche Fortschritte im Volksganzen erziehen. Es ist sehr zu bedauern, daß der Ethiker, scheinbar um der Reinheit der sittlichen Grundsätze willen, sich manchmal vor jeder Erkenntnis der historischen Tatsachen verschließt. Gewiß hat er allen Grund, die Forderung in ihrer Unbedingtheit aufrecht zu erhalten und dadurch den Sinn für sittliches Handeln zu stärken. Allein er fängt an, seinem eigenen Ideal zu schaden, wenn er die Schwierigkeiten der Überführung sittlicher Grundsätze in Gesetzesparagraphen, Verwaltungsordnungen, Arbeitstarife, Handelsverträge verkennt und sie leichthin auf unsittliche Kompromißliebhaberei zurückführt. Mancher Ethiker wäre sehr verdutzt, wenn man von ihm verlangen würde, eine sittliche Gestaltung des Lohnsystems mit Berücksichtigung von Akkord- und Zeitlohn herbeizuführen. Er würde solche Zumutung mit einem gewissen Recht zurückweisen. Mit dem gleichen guten Gewissen wird sich der praktische Volkswirt auf das zurzeit Mögliche und Erreichbare berufen und dann doch für sich in Anspruch nehmen, daß er darin der sittlichen Forderung Genüge getan hat. Alle diese Behauptungen lassen sich leicht nach der einen oder anderen Seite hin ins Falsche und Unwahre hinüberziehen. Allein es genügt noch nicht, daß man den stärksten Kraftmotor besitzt; wenn die Kraftüberleitung nicht gefunden ist, wenn die Transmissionen zu schwach sind, um jene Kräfte benützbar zu machen, dann nützt er zunächst praktisch nichts. Er ist keineswegs wertlos. Denn er zwingt durch sein Dasein alle Gedanken, jene Mittelglieder zu finden und neue Wege zu ersinnen. Er nützt also für die Zukunft und ist insofern außerordentlich „praktisch“. Nur über die Zeit, die inzwischen verstreichen wird, kann nichts Besonderes gesagt werden. Ähnlich auf dem sittlichen Gebiet. Die Forderung wirkt hier als Motor. Die gesamte Zeit aber, in der man versucht, diese Kräfte ins praktische Leben überzuleiten, ist nicht unsittlich; denn es entscheidet hier allein die sittliche Absicht und nicht der Erfolg. Deshalb sollten die Ethiker sich ruhig in die praktische Volkswirtschaft vertiefen.

Nun ist es nicht an dem, daß die Ethik der Volkswirtschaft keine direkten Hilfsmittel reichen könnte. Der große, vielleicht der einzige Hebel volkswirtschaftlicher Kraft ist unmittelbar sittlicher Natur: persönliche Treue. Umgesetzt in die Welt des Handels finden wir die Treue als Kredit, in der Welt der industriellen, landwirtschaftlichen oder geistigen Produktion begegnen wir ihr als Berufsgehorsam, in der gesamten Wirtschaft eines großen Volkes als Pflichterfüllung an jedem Ort. Man könnte geradezu sagen, die Grundlagen volkswirtschaftlicher Ordnung sind sittliche Tugenden. Ohne sie wäre das gesamte Gebäude der Volkswirtschaft undenkbar. Denn sie wird von Menschen und menschlichen Gemeinschaften geordnet. Alle scheinbar sachlichen Prozesse des Handels, der Industrie, der Landwirtschaft sind zuletzt nichts anderes als der Niederschlag geistigen Menschenwillens. Nur auf dieser Grundlage sind sie entstanden; so können sie auch stets von dort beeinflußt werden. Der sittlich handelnde Mensch erweist sich gerade in der Art, wie er volkswirtschaftlich seine Pflicht erfüllt. Er geht darin nicht auf. Aber der größte Teil seines Lebens wird von volkswirtschaftlichem Handeln im Haushalt und Beruf, Amt und Verwaltung erfüllt. Und wir haben das Wesen des Sittlichen so erklärt, daß es nicht in besonderen Handlungen neben den wirtschaftlichen, künstlerischen, wissenschaftlichen, religiösen Übungen, sondern in der eigentümlichen Tiefe, mit welcher diese selbst an- und aufgefaßt werden, besteht. Deshalb liegt die Ethik nicht neben der Volkswirtschaft; sie bedeutet eine bestimmte Erfassung ihrer letzten Gründe und ihrer höchsten Ziele.

Ihr Dienst ist vor allem ein doppelter. Die Ethik betont die Allgemeinverbindlichkeit ihrer Forderungen. Jede Volkswirtschaft ist krank, welche einen Teil ihrer Glieder der Verantwortlichkeit entbindet. Zur Gesundheit des wirtschaftlichen Handelns eines Volkes ist strikte Verantwortlichkeit der einzelnen Glieder unentbehrliche Voraussetzung. Selbstverständlich trägt jedes Volk einen ganz erklecklichen Teil von Existenzen, die nur halb verantwortlich sein können. Kinder, Alte, Kranke, Minderwertige führt jedes gesunde Volk mit sich. Es ist ein Fehler, daß bei der Behandlung volkswirtschaftlicher Fragen dieser bedeutende Prozentsatz der Bevölkerung oft vollständig außer acht bleibt. Die Stärke eines Volkes in physischer und sittlicher Beziehung mißt sich daran, wie weit sie jenen Prozentsatz einzuschränken vermag. Die Volkshygiene im umfassendsten Sinn des Worts gewinnt von hier aus ihre sittliche Bedeutung. Die Fort-

schritte der Pädagogik im Unterricht an Taubstummen, Blinden, Schwachsinnigen, Zurückgebliebenen sind volkswirtschaftlich und sittlich betrachtet gleich wertvoll. Die Arbeit der inneren Mission erhält hier ihre volkswirtschaftliche Bedeutung. Sie alle verbreitern das Gebiet der Verantwortlichkeit. Nicht dort treffen wir den besten Boden für sittliche Größe, wo wenige für die vielen verantwortlich sind. Große, tüchtige, vielgestaltige Sittlichkeit ersteht nur, wenn den Massen der Weg zur Selbstverantwortlichkeit gebahnt wird. Das alte patriarchalische System ist nicht deshalb für die moderne Zeit zu verwerfen, weil es keine oder nur wenige Patriarchen mehr gibt. Solchem Urteil liegt immer die Sehnsucht zugrunde, daß es doch besser wäre, wenn einzelne für die Menge verantwortlich sein könnten. Demgegenüber bedeutet es einen außerordentlichen Fortschritt, daß modernes sittliches Empfinden mit dem Patriarchalismus gebrochen hat. Wer es mit dem Aufstieg der Sittlichkeit ernst meint, hat geradezu die Pflicht, rein patriarchalische Ordnungen zu bekämpfen selbst auf die Gefahr hin, daß manche Glücksempfindung dabei untergeht. Denn Patriarchalismus als System bedeutet für ein wachsendes großes Volk Stillstand der sittlichen Entwicklung. Auch die Hüter der sittlichen Ordnungen erschlaffen und stellen ihre Anforderungen an sich selbst niederer, wo ihnen keine ebenbürtige, selbständig vertretene Sittlichkeit entgegentritt. Damit hängt der andere Gewinn zusammen, welchen die Allgemeingültigkeit der sittlichen Forderung verbürgt. Wo sie sich an eine bestimmte wirtschaftliche Klasse hängt, entbinden sich leicht die andern Klassen von ihrem Zwang. Es ist Tatsache, daß die Tugenden des Gehorsams, der Ergebung, der Geduld in den Händen herrschender Klassen zu angenehmen Machtmitteln auswachsen können, mit welchen sie die untern Klassen im Zaum halten. Andererseits schieben die untern Klassen die Pflichten gegen Leben und Eigentum des Nächsten leicht von sich ab und berufen sich auf die wirtschaftlichen Notstände. Solcher Verteilung sittlicher Gebote widerstreitet das Sittengesetz aufs ernsteste. Was sittlich wertvoll ist, hat für jeden Bedeutung und ist für jeden verbindlich, mag er stehen, wo er will. Was irgendwie an Klassenherrschaft erinnert, hat mit sittlichen Grundsätzen nichts zu tun. Die Allgemeingültigkeit des Sittengesetzes hat sich jedem gegenüber zu bewähren.

Fragen wir in diesem Zusammenhang, welche Rolle der Kapitalismus geschichtlich gespielt hat, so kann nicht ge-

leugnet werden, daß er durch die Umwälzung der früheren ständischen Verhältnisse und die Zusammenwürfelung verschiedenster Volksteile vieles zum Entstehen einer neuen Epoche sittlichen Verantwortlichkeitsgefühls beigetragen hat. Es scheint uns doch, daß die Wucht der persönlichen Verantwortlichkeit heute weit stärker empfunden wird, als vor 100 Jahren. Zum mindesten wird dieses Problem als Massenproblem viel energischer gestellt. Gerade weil heute Hunderte und Tausende infolge der Industrialisierung der Volkswirtschaft von alten Verbänden losgelöst worden sind, ist die Frage der Selbstverantwortlichkeit brennend geworden. Wir meinen das nicht in dem Sinn, daß nur die Not infolge des um sich greifenden Kapitalismus zu solch umfassender pädagogischer Neuerung gedrängt hat. Wir wollen die Frage geschichtlich gar nicht entscheiden, ob die Bauernjugend früherer Zeiten sittlicher war, wie die Fabrikarbeiterjugend von heute. Unserer Meinung nach fällt der Vergleich kaum zu ungunsten der letzteren aus. Jedenfalls werden sich beide mindestens gleichstehen. Entscheidend ist, daß die modernen pädagogischen Fortschritte und die gesamte höhere Wertung der Persönlichkeit heute nicht mehr an das Land, sondern an die Stadt gebunden sind. Das kapitalistische Zeitalter ist sicherlich in der Betrachtung des zukünftigen Geschichtsschreibers mit einer außerordentlichen Steigerung des sittlichen Empfindens für Persönlichkeitswert verknüpft. Man denke an die tatsächlichen Schulverhältnisse im Osten und Westen Deutschlands; man vergegenwärtige sich noch mehr die gesamte „agrarische“ Stimmung gegenüber dem Fortschritt des Bildungswesens der Massen. Bedeutet auch Wissen und Bildung noch nicht unmittelbar höheres Verantwortlichkeitsbewußtsein, so ist es doch eine Vorbedingung hierzu. Dummheit, Unwissenheit, Aberglaube, besonders wenn sie künstlich als Massenzustand gepflegt wurden, waren stets der Nährboden unverantwortlichen Handelns. Jedenfalls glauben wir ein Recht zu der Annahme zu haben, daß die moderne Aufwärtsbewegung der an Selbstbewußtsein gewinnenden Individuen deshalb verdächtigt wird, weil sie die übrigen Klassen zu einer Steigerung und Vertiefung ihrer Selbstverantwortlichkeit zwingt. Wir verhehlen uns die Schattenseiten solchen Zusammensturzes patriarchalischer Ordnungen keineswegs; es geht dabei mancher Segen verloren. Trotzdem hat der sittliche Optimismus recht, der in dieser vom Kapitalismus eingeleiteten Befreiung einen gewaltigen sittlichen Fortschritt der Kulturvölker erblickt, den erst spätere Zeiten voll würdigen werden.

Neben der Allgemeingültigkeit der sittlichen Forderung interessiert uns besonders die Unendlichkeit des sittlichen Fortschritts. Sie bedeutet für die Auffassung der volkswirtschaftlichen Bewegung einen wesentlichen Gewinn. Das Sittliche ist revolutionär. Es muß sich durchsetzen trotz aller Widerstände. Es läßt den Menschen nie zur Ruhe kommen. Immer zwingt es zu neuen Fortschritten. In neuen Gestaltungen sucht es seinem Ideal näherzukommen. Hier schließen sich die Forderungen für die Volkswirtschaft aufs engste an. Auch hier finden wir eine Gesellschaftsformation um die andere. Sie lösen einander ab, scheinbar nie zufrieden. Immer neue Kombinationen entstehen. Es handelt sich aber nicht um die Feststellung dieses tatsächlichen Wechsels, sondern um die bestimmte Forderung, daß stets nach neuen besten Formen der Zweckmäßigkeit gesucht werden soll. Ohne sie kann eine Volkswirtschaft nichts Großes schaffen. Selbstverständlich behaupten wir nicht, daß die sittlichen Kräfte die einzige Triebkraft für diese Umwälzungen seien. Die Wirtschaft eines Volkes stellt ein Gewebe der verschiedensten Fäden dar. Historische Gewalten, Rechtsinstitute, technische Errungenschaften, Produktionsgewohnheiten, klimatische Verhältnisse, Bildung und Erziehung, selbst religiöse, kultische Bräuche: all das miteinander wirkt bestimmend auf die Volkswirtschaft ein. Überblicken wir die Reihe der Gesellschaftsordnungen! Man kann sich Gesellschaften ohne jeden wirtschaftlichen Verkehr denken, welche nur freundschaftlichen, religiösen, familiären Verkehr miteinander pflegen; die einzige wirtschaftliche Handlung im eigentlichen Sinne des Wortes, die auf Erwerb ausgeht, spielt sich in durchaus privater Weise ab. Tiere, die ihren eigenen Bedarf für sich selbst suchen und verzehren und doch dabei in geselligem Verkehr miteinander leben, stehen teilweise in solcher Gesellschaft. Für die menschliche Wirtschaft kommt diese Formation nicht in Betracht. Die menschliche Wirtschaft kennt zwei große Gruppen von Gesellschaften: freie und sozialistische Verkehrsgesellschaften. Der Verkehr baut sich auf durch Tausch oder Miete. Wir unterscheiden (mit Effertz) Gesellschaften, in denen wesentlich nur Miete von Arbeit, und solche, in denen wesentlich nur Miete von Sachen herrscht. In der antiken Gesellschaft ist der Gegensatz von Herr und Sklave ausschlaggebend. Der eine Teil mietet die Arbeit des andern. In der feudalen Wirtschaft wird Grund und Boden gemietet von einzelnen: Herrschaften, Klöstern, Stiften, Kronen. Der Hintersasse entrichtet dem Herrn, der

Herrschaft Naturalien für den Boden. Die bürgerliche Gesellschaft kennt jene Abhängigkeitsformen auch; daneben verkehrt sie durch Tausch. Die Eigenart der bürgerlichen Gesellschaft besteht demnach darin, daß sie drei Arten von Geschäften umschließt: Arbeitsmiete, Sachmiete, Tausch. Wo Arbeitgeber und Arbeitnehmer, Grundrentner und Bodenmieter, Zinsrentner und Schuldner, Unternehmer und Kaufleute vorhanden sind, redet man von bürgerlicher Gesellschaft. Die sozialistische Gesellschaftsform würde auf der Gemeinsamkeit von Arbeit und Boden beruhen, der Verkehr würde geregelt vor allem nach der Arbeitsleistung. Nicht freie Verkehrsgesellschaft, sondern organisierter Verkehr nach den Grundsätzen gerechter Verteilung würde Platz greifen. Ob eine solche Gesellschaft möglich wird, interessiert uns hier ebensowenig, wie die Frage, ob die früher genannte Gesellschaftsform ohne jeden wirtschaftlichen Verkehr wirklich war. Wir lernen aus dieser Reihe von Wirtschaftsformen nur das Doppelte: keine einzige Wirtschaftsform darf sich mit dem Titel ewigen Rechtes schmücken. Sie ist zeitlich entstanden, ebendeshalb auch zeitlich ablösbar. Es ist ein Unding, die moderne bürgerliche Gesellschaft als die Gesellschaft zu bezeichnen, über die hinaus es keine Entwicklung geben dürfte. Der Zeit feudaler Wirtschaft kamen andere Wirtschaftstendenzen genau so revolutionär vor, wie der heutigen Gesellschaft die Sozialdemokratie. Man gewinnt die nötige Freiheit zu sittlicher Beurteilung volkswirtschaftlicher Fragen erst, wenn man die historischen Voraussetzungen sämtlicher Wirtschaftsformen nie außer acht läßt. Die Ethik leistet hier der Volkswirtschaft nur das — und dies ist der andere Gesichtspunkt — daß sie die Völker nie zur Ruhe kommen läßt, bis sie dem volkswirtschaftlichen Ideal möglichst nahegekommen sind. Die Ethik treibt zu steter Reform. Ihr Ideal entnimmt sie aus der Forderung sittlicher Gemeinschaft. Solche kann volkswirtschaftlich nicht konstruiert werden. Denn alle Versuche, ein Ideal volkswirtschaftlicher Natur im einzelnen auszumalen, versagen. Die Fortschritte der Technik, von welchen es abhängt, sind gerade jetzt weniger zu schätzen, denn je. Wohl aber lassen sich die Linien ziehen, welche von dem Grundsatz sittlicher Verantwortlichkeit und voller Persönlichkeit hinüberleiten zu den Formen gesellschaftlichen Verkehrs- und Erwerbslebens. Mit andern Worten: es läßt sich nicht ausmachen, ob die Börse verschwinden, die Zölle aufhören, das Geld als Tauschmittel seine Rolle einbüßen werden, welche Wirtschaftskörper der Kapitalismus noch zeitigen,

welche neue Wirtschaftsorganisationen er vorbereiten hilft, wie eine kollektivistische Gesellschaftsform, deren Bruchstücke wir bereits heute haben, im einzelnen sich gestalten kann. Der Sozialismus hat nicht nur taktisch, sondern grundsätzlich vollständig recht, wenn er jede nähere Auskunft über das kommende Ideal bzw. die nächste Wirtschaftsordnung, die dem Ideal näherkommen soll, ablehnt. Ihm liegt nur an der Betonung der Bewegung. Er ist ein treuer Schüler des Kapitalismus selbst, der durch die Raschheit des Tempos, in welchem er volkswirtschaftliche Gebilde schafft und verwirft, auf die unendliche Wandlungsfähigkeit der Gesellschaftsform hinweist. Diese Wandlungsfähigkeit zur Besserung auszunützen in dem Sinn der Umgestaltung der Gesellschaft zur Gemeinschaft, ist das Programm des volkswirtschaftlichen Ethikers. Er wirft aus der Beobachtung der Geschichte und aus der Schatzkammer seiner unbedingten Wertbegriffe die Kräfte in die Volkswirtschaft hinein, welche geeignet sind, die sittliche Gemeinschaft möglichst zu verwirklichen. Denn Volkswirt und Ethiker teilen doch die Überzeugung, daß die gesunde Gesellschaftsordnung zugleich sittlichem Maßstab entsprechen, und daß es keine praktische Sittlichkeit außerhalb der Gesellschaftsordnung geben kann.

Wir versuchen im folgenden jene Linien zu ziehen unter dem Namen der „Arbeitsgemeinschaft“ und der „Geistesgemeinschaft“. Wo solche erreicht sind, haben wir gesunde Volkswirtschaft und sittliche Gesellschaftsordnung.

Literatur: Efferts, Arbeit und Boden. Stein, Die soziale Frage. Maurice, Der Führer der christlich-sozialen Bewegung Englands. v. Schulze-Gävernitz, Zum sozialen Frieden. Eucken, Gesammelte Aufsätze.

---

§ 13.

Arbeitsgemeinschaft.

Die volkswirtschaftliche Entwicklung hat darauf hinzuwirken, daß jeder arbeitet. Arbeitslose sind Fremdkörper in einer richtig organisierten Arbeitsgemeinschaft. Wir denken dabei nicht nur an die umsonst nach Arbeit Suchenden. Diese Form der Arbeitslosigkeit ist die härteste Anklage gegen eine Gesellschaftsordnung. Sonst bietet man

alles zum Schutz der „Arbeitswilligen“ auf. Aber an die Frage der Arbeitslosigkeit hat sich die staatliche Gesellschaft noch nicht herangewagt. Man hat sie den Arbeiterorganisationen überlassen, denselben Gewerkschaften, die der Staat in der freien Entwicklung behindert hat. Ziel der gesellschaftlichen Ordnung muß bleiben, daß die unverschuldete Arbeitslosigkeit beseitigt wird. Der umfassendste Arbeitsnachweis soll diese Mängel ausgleichen. Verschuldeter Arbeitslosigkeit hat man mit Arbeitszwang zu begegnen. Die öffentliche Meinung mißt heutzutage freilich mit doppeltem Maß. Den Bettler hält jedermann für arbeitsscheu. Dem reichen Müßiggänger räumt man in der Gesellschaft den ersten Platz ein. Sittliche Arbeitsgemeinschaft weiß von solch einseitigem Vorurteil nichts. Ihr gilt der Reiche, wenn er nur von Zinsen lebt und der Gesellschaft nichts leistet, genau so viel wie der Bettler auf der Landstraße. Beide beschweren die Arbeitsgemeinschaft und sind aus ihr auszumerzen. Eine dritte Gruppe von Arbeitslosigkeit bilden all die Kranken, Halben, Arbeitsunfähigen, welche die Volksgemeinschaft umschließt. Soweit sie mit geistiger Minderwertigkeit zusammenhängt, wird meistens ein angemessenes Teil von Arbeit das beste Gegenmittel sein. So wenig wir evangelische Innere Mission und katholische Caritas als einziges Vorbild christlicher Hilfe gelten lassen, so offen muß jeder, der die Fortentwicklung gesunden volkswirtschaftlichen Lebens wünscht, anerkennen, daß die Innere Mission den halben Existenzen des Volkslebens durch Arbeitsgewöhnung wieder zu sittlicher Kraft zu helfen bemüht ist. Physische Minderwertigkeit wird nie verschwinden, so wenig wie Krankheit. Doch ist es eines der ersten Ziele ethischer Volkswirtschaft, arbeitstüchtige Menschen heranzuziehen. Was für die Gesundung eines Volkes ausgegeben wird, ist die rentabelste Anlage. Hygiene und Medizin müssen zu den best ausgerüsteten Volksanstalten werden. Ebendeshalb aber, weil sie der Gemeinheit dienen, sollten hier die Gesichtspunkte privaten Erwerbs möglichst zurücktreten. Vergemeindlichung des Ärztewesens dürfte dann von den segensreichsten Folgen begleitet sein, wenn die Gemeinden nicht rein auf fiskalische Gesichtspunkte angewiesen sind. Zur Heranbildung arbeitstüchtiger Menschen sind ferner unentbehrliche Voraussetzungen: gute Wohnung, kräftige Ernährung, tüchtige Erziehung des Leibes und Geistes in Arbeit und Spiel. Es war ein vielleicht zeitweise vergessener Vorzug der antiken Erziehung, daß sie höchsten Wert auf harmonische leibliche

und geistige Ausbildung des Menschengeschlechts gelegt hat. Unsere Zeit hat jedenfalls über der Sorge um die Arbeit zuerst die Sorge um die Arbeiter hintangesetzt. Eine wirkliche Arbeitsgemeinschaft muß aber zu dem Bewußtsein kommen, daß rechte Arbeit nicht von kranken, überlasteten, überanstrengten, verseuchten, herunterkommenden Menschenkräften auf die Dauer getan werden kann. Ihr ganzes Absehen soll darauf gerichtet sein, arbeitstüchtige Menschen zu erzeugen und den Prozentsatz der Untüchtigen mit allen Mitteln zu vermindern.

Arbeitstüchtigkeit bedeutet in der Zukunft nicht so sehr Muskelkraft und ausnehmende Stärke, als Geschicklichkeit und geistige Gewandtheit. Das mechanisch Belastende der Arbeit muß immer mehr verschwinden. Der vielgepriesene Segen der Arbeit liegt nicht in ihrer Last und Mühsal, vielmehr in der erquickenden Betätigung sich immer neu ersetzender Kraft. Die meisten philosophischen und viele ethischen Begründungen des Wertes der Arbeit vergessen diesen Unterschied zwischen Praxis und Theorie und singen das Lob der Arbeit, weil sie darunter jenen zum gesunden Leben notwendigen Kraftumsatz verstehen, der mit dem Wort „Tätigkeit" am besten ausgedrückt ist; sie übergehen aber die harten Tatsachen des Lebens, welche Arbeit neben Mühsal stellen und in der Arbeit eine Plage sehen lassen. Wir sind heute in der glücklichen Lage, daß die Maschine dem Menschen auf dem Weg zur Höherentwicklung der Arbeit zu Hilfe kommt. Sie nimmt ihm den belastenden, beschwerlichen, nur rohe Kraft erfordernden Teil der Arbeit immer mehr ab. Das Mechanische des Arbeitsprozesses wird von der Maschine aufgesaugt. Immer mehr erscheint sich das Menschengeschlecht zu wertvoll, um seine Kraft nur zum Lastenheben oder Erdbewegen zu verwenden. Die Arbeit wird infolge der Verbreitung der Maschine eine gesteigerte. Wir werden das später näher begründen. Hier braucht nur der Weg gekennzeichnet zu werden, der zu sittlicher Arbeitsgemeinschaft führen kann. Er besteht in der Zurückeroberung der Arbeit als sittliche Betätigung. Infolge der Maschine ging dem Menschen zwar die Intimität der Arbeit verloren. Der handwerkliche Tischler, der die kunstvolle Lade für die Zunft schuf, lebte ganz anders mit seinem Werk wie der Möbelschreiner von heute, der jahraus, jahrein nur eine bestimmte Art von Türen fertigt. Das persönliche Verhältnis des Meisters zu seinem Werk ist aufgelöst. Die Maschine hat sich zwischen beide

gedrängt und vieles von der Kunst, dem persönlichen Können, als unpersönliche Fertigkeit in sich aufgenommen. Freilich muß man sich auch hier vor lobenden Übertreibungen des alten Handwerktypus hüten. Die früheren Schöpfer in Holz und Metall, deren Werke wir heute bewundern, standen auch in ihrer Zeit hoch über ihrer Zunft. Der gewöhnliche Handwerker schob zwischen sich und sein Werk die Regel, die Tradition, sowie er heute die Maschine dazwischen schiebt. Mit dem Arbeitsspezialisten von heute müssen wir nicht den künstlerischen Meister, sondern die Gesellen des Mittelalters vergleichen, und dem werkschaffenden Handwerker von damals stellen wir den gleicherweis geistig intim arbeitenden Mann aus Tiffany's Werken oder aus den Elektrizitätswerken unserer Tage entgegen. Trotzdem bleibt die Tatsache zurecht bestehen, daß die Arbeit an Übersichtlichkeit verloren hat. Der Reiz der Arbeit besteht heutzutage nicht in durchsichtig harmlosem Prozeß. Man muß sich durch alle Gedankengänge, die andere in der Maschine vorgedacht haben, hindurcharbeiten und kommt so höchstens zu einem reflektierten Genuß des Arbeitsprozesses. Man sieht neben der eigenen Hand immer hundert andere Hände, neben dem eigenen Kopf tausend andere Gedanken, so daß die Selbständigkeit des Wirkens, die innerliche Anteilnahme an dem Handwerk verloren gegangen ist. Solche intime Beschränkung des Arbeitsprozesses kann nicht wieder gewonnen werden. Eine Arbeitsgemeinschaft sittlicher Art wird sie ersetzen durch Einblick in die Arbeitsbedingungen selbst. Dieser Ersatz bedeutet insofern geradezu eine Erhöhung des sittlichen Arbeitsbegriffs, als sich dem modernen Menschen die Arbeit als Gemeinschaftssache offenbart. Es gibt keine isolierte Arbeit. Jede Arbeitsmöglichkeit ist heutzutage bereits Kulturgut. So entsteht rechte Arbeitsfreudigkeit. Keine Volksgemeinschaft kann als Arbeitsgemeinschaft wirklich existieren, wenn ihr die Arbeitsfreudigkeit mangelt. Sie hängt aufs engste mit dem Maß von Arbeitstüchtigkeit zusammen, das für die Beschaffung der Güter notwendig ist. Geht einem Volk die Arbeitsfreudigkeit verloren, so sinkt seine Arbeitstüchtigkeit auf die niedrigste Stufe; es müht sich dann um sein Existenzminimum, aber nicht um seinen Aufstieg. Die Freude an der Arbeit ist einer der wichtigsten Arbeitsfaktoren selbst. Jede Schicht, die mutlos in ihrer Arbeit untergeht, geht auch moralisch und geistig unter. Dabei handelt es sich nicht um einen mühsamen logischen Schluß doktrinärer Art, sondern um die Pflege eines ge-

sunden Lebensgefühls, das sich im Stolz auf die nationale Arbeit ausdrückt. Was dem einzelnen in der Werkstatt nicht mehr möglich ist, muß dem Ganzen seiner Volksleistung gegenüber natürliche Empfindung werden: die intime Freude an der Leistungsfähigkeit, wie sie sich in den Werken der Nation ausdrückt. Damit ist die Arbeitsfreude selbst eine sittliche geworden und der Versuchung des privaten Egoismus entrückt.

Zur Arbeitsfreudigkeit gehört, daß die Arbeit sich selber lohnt. Wir brauchen für die sittliche Arbeitsgemeinschaft kein bestimmtes Lohnsystem festzulegen. Der Lohn der Arbeit besteht zunächst in der Gewißheit, einen unentbehrlichen Beitrag zur Volksarbeit geleistet zu haben. Erst in zweite Linie rückt das persönliche Erwerbsinteresse. Eben diese Reihenfolge bezeichnet deutlich den Unterschied reiner und sittlicher Erwerbswirtschaft. Eine wirkliche Arbeitsgemeinschaft setzt sich die Erhaltung der Einzelnen nicht zum Ziel, das ist vielmehr die selbstverständliche Voraussetzung. Ihr Ziel liegt höher; es heißt: gemeinsame Volksleistung. Von hier aus werden alle Arbeiten ausgeschieden, welche keinen gemeinsamen Nutzungswert in geistiger, künstlerischer, wissenschaftlicher, volkswirtschaftlicher Beziehung versprechen. Die Arbeit des Branntweinproduzenten, soweit sie nicht zu technischen Zwecken geschieht, die Arbeit des reinen Spekulanten, des Spielers, des Mädchenhändlers und Bordellwirts, des Bodenwucherers — diese und ähnliche „Arbeiten“ müssen verschwinden. Solange reine Erwerbsinteressen privater Natur maßgebend bleiben, wird man manchen Konditoren und Weinhändlern schwer begreiflich machen können, daß die Prostitution zu bekämpfen ist. Erst von dem Gesichtspunkt der Arbeitsgemeinschaft aus, die geschaffene Arbeitswerte zu verschleudern verbietet und jede Arbeit im Licht der Öffentlichkeit prüft, wird solchen Mißbräuchen ernstlich gesteuert werden können. Die Rücksicht auf das Volksganze schließt die Rücksicht auf den einzelnen so wenig aus, daß man umgekehrt behaupten kann, sie verstärke dieselbe. Die Arbeitsgemeinschaft hängt geradezu davon ab, daß sich ihre einzelnen Glieder wohl fühlen. Alle Arbeit muß sich lohnen. Jeder mit Recht Unzufriedene wird als lästiges Hindernis für die gesamte Arbeitsfreudigkeit empfunden. Deshalb muß die Erwerbsfrage für den einzelnen insoweit gelöst sein, daß er leben kann, wenn er arbeiten will und wenn er nicht mehr arbeiten kann. Sie darf nicht als drohendes Gespenst vor ihm stehen. Die Arbeitsgemein-

schaft muß dem einzelnen in immer steigendem Maß die Sicherheit seines Lebenserwerbs verbürgen. Hier erheben sich ja in praxi die größten Schwierigkeiten. Sie steigern sich scheinbar ins Unmögliche. Doch dürfen wir auf zweierlei aufmerksam machen. Das Nachdenken über soziale Lebensbedingungen der Masse fängt erst jetzt gründlich an. In künftigen Jahrhunderten wird man die volkswirtschaftlichen Verhältnisse der Kulturländer mit ganz anderer Genauigkeit beobachten und regeln lernen, als dies heute geschieht. Man wird immer mehr lernen, solche Fragen nicht nach bestimmten bureaukratischen Grundsätzen zu behandeln. Die ganze Wucht der wirtschaftlichen Zusammenhänge ist gerade dem modernen Bewußtsein so klar aufgegangen, daß kein gebildeter Mensch an diesen Dingen noch vorbeigehen kann. Die ökonomische Geschichtsauffassung hat das Denken grundsätzlich umgestimmt, mögen auch viele ihrer Behauptungen unhaltbar sein. Deshalb haben wir das Zutrauen zu den künftigen Geschlechtern, daß ihnen die Regelung der Lohnverhältnisse, ja der gesamten Erwerbswirtschaft leichter werden wird, als uns heutzutage. Jedenfalls kann diese Frage als sittliche Forderung nie mehr verschwiegen werden. Die Menschen wollen nicht mehr entlohnt, sondern belohnt werden, nicht nur einen kleinen Prozentsatz dessen erhalten, was sie erschaffen, sondern auch materiell das Bewußtsein haben, daß in der Arbeitsgemeinschaft schließlich nur gleichwertige Menschen nebeneinander stehen. Was Münsterberg über amerikanische Verhältnisse schreibt, untersuchen wir gar nicht auf seine tatsächliche Richtigkeit, sondern wir erblicken darin ein Ziel der wirtschaftlichen Entwicklung. Darum hören wir ihm zu. „Dem Amerikaner gilt prinzipiell jede ehrenhafte Arbeit als passend für jedermann. Jede mögliche Arbeit wird als vollwertig anerkannt. Keine ehrliche Arbeit kann erniedrigen, weil die wirklich soziale Persönlichkeit durch die zufällige Rolle, die sie im wirtschaftlichen Getriebe spielt, gar nicht berührt wird.“ Dazu kommt ein anderes. Je höher die gesamte Bildung steigt und das Niveau der Kulturvölker untereinander und innerhalb ihrer eigenen Grenzen ein gleichmäßigeres wird, desto weniger wird eine große Verschiedenheit in der Lebenshaltung ertragen werden. Man sage nicht, daß dies eine bedenkliche Verflachung des wirklichen geistigen Lebens bedeuten müsse. Nuancierungen, Eigentümlichkeiten, Individualisierungen sind sicher viel mehr möglich bei einem Einkommen von 3000 Mark, als einem solchen von 900 Mark. Die Steigerung der geistigen Kultur selbst wird ihrerseits

wieder die reine Erwerbstätigkeit einschränken; denn der Sinn für bloßes Gelderwerben nimmt ab, je mehr wirkliche Werte in den Gesichtskreis des Menschen eintreten. Alle diese Momente tragen ebenfalls dazu bei, die bewußte Organisation der Erwerbsfrage immer mehr in den Bereich der Möglichkeit zu rücken. Man vergesse doch nie, wie viele Tatsachen unserer Verkehrswirtschaft unsere Väter noch für Unmöglichkeiten erklärten, wieviel „Unmögliches" wir auf dem Gebiet der Lohnregulierungen tagtäglich erleben. Da muß mit aller Energie die sittliche Forderung, daß jeder Arbeiter — im weitesten Sinn des Worts — seines „Lohnes" wert ist, als Voraussetzung einer gesunden Arbeitsgemeinschaft aufrecht erhalten werden.

Diese Forderung hat auch ihre negative Seite. In wirklicher Arbeitsgemeinschaft darf keine Leistung über ihren Wert bezahlt werden. Manche Gehälter stehen in gar keinem Verhältnis zu der Leistung. Wenn ein Reichskanzler weniger „verdient", als ein Geschäftsdirektor, wenn ein Jockey ein Jahresgehalt von 100000 Mk. erhält, so sind dies Anzeichen dafür, daß reine Erwerbsinteressen den Maßstab des Vergleichs mit anderer geistiger Arbeit vollständig verdrängen. Damit hängt das andere zusammen, daß man nicht reich werden soll ohne Arbeit. Hat der einzelne seinen Reichtum durch persönliche Arbeit erworben, so steht er dazu in dem sittlichen Verhältnis des Herrn, der seine Machtmittel kennt und benützt; sind ihm die Reichtümer ohne Arbeit in den Schoß gefallen, so fehlt ihm die Empfindung für die Summe von Arbeitskraft, welche in dem zusammengehäuften Gelde steckt. Sind gar die Reichtümer im Spiel oder durch unehrliche Mittel erworben, so ist der Besitzer von vornherein der Knecht seines Geldes. Es entstehen jene ungesunden Existenzen, denen der einzige Trieb nach Geld die ganze Seele ausbrennt. Die sittliche Arbeitsgemeinschaft wird sich stets weigern, solche Reichtumsübertragungen ohne ehrliche Arbeit anzuerkennen. Auf welchen Wegen das erreicht werden kann, ist eine praktische Frage. Vielerlei muß zusammenwirken. Je einfacher das Mittel ist, das angeraten wird, desto sicherer versagt es. Von den verschiedensten Seiten muß der Arbeit zu ihrem Recht verholfen werden. Die öffentliche Meinung muß sich grundsätzlich ändern. Sie berücksichtigt in weiten Schichten tonangebender Kreise nur den Besitz, nicht den Weg zum Besitz. Der sittlichen Gemeinschaft aber kommt alles auf die Art an, wie etwas erworben ist. Eine wesentliche

Änderung in den ehrenamtlichen Funktionen könnte heutzutage auch vieles zu einer anderen Schätzung des reinen Erwerbstriebs beitragen. Der ursprüngliche Sinn solcher ehrenamtlichen Würden in der Verwaltung, im Kirchendienst, ist sicherlich vernünftig: solche Dienste sollten keinen klingenden Lohn in Aussicht stellen. Tatsächlich haben aber die Verhältnisse oft eine ganz andere Entwicklung genommen, und das nackte, scheinbar brutale Anstellungsverhältnis gegen festes Einkommen hat in den meisten Fällen etwas ehrlicheres an sich. Denn die meisten Ehrenämter sind schließlich nur in die Hände bestimmter Klassen gekommen. Daß ferner auf dem Weg der Steuergesetzgebung und des Erbrechts jenen Mißverhältnissen zu Leibe gegangen werden soll, erwähnen wir nur im Vorübergehen. Wir kommen später auf solche praktischen Mittel noch zu sprechen. Daß der Reichtum in der Gesellschaftsordnung eine berechtigte und nutzbringende Rolle spielt, soll ausdrücklich hervorgehoben werden. Die sittliche Arbeitsgemeinschaft sträubt sich nur gegen die Möglichkeit, daß man ohne Arbeit reich werden kann.

Sie legt das größte Gewicht auf den Ernst der Arbeit. Die Steigerung der Intensität und Extensität der Arbeit ist lebhaft zu begrüßen. Die Völker erleben in ihrer Arbeit ihr eigenes Schicksal. Je ernster die Arbeit den Menschen umfaßt, desto mehr kann er geistige Werte und persönliche Kräfte auch im Rahmen der strengsten Geschäftsordnung in sie hineinlegen. Die Philosophie der Arbeit, wie sie etwa Carlyle oder Emerson vertreten, mag da und dort im Enthusiasmus zu weit gegangen sein. Der Mensch ist nicht vollständig das, was er arbeitet, auch nicht das, wie er arbeitet. Allein die Wechselwirkung zwischen Arbeitsobjekt und Arbeitssubjekt ist doch eine so enge, daß die Grundlage des Menschenwerts allerdings in seiner Arbeit besteht. Selbstzucht und Erziehung an anderen wird stets durch Arbeitsgedanken vermittelt sein. Wir vermeiden den Kultus mit der Arbeit. Aber wir begrüßen in ihr das tragende Element des gesamten Personenlebens. Denn niemand nimmt eine Arbeit bloß an; jeder macht sich aus der Arbeit seine Arbeit. Dies Leben mit und in der Arbeit erweckt ein unentbehrliches Gefühl der Sicherheit, des Zuhauseseins in einem bestimmten Gebiet des menschlichen Lebens. Dabei scheiden wir bewußt zwischen Sport und Arbeit. Nie kann der Sport die Arbeit ersetzen. Er bedeutet stets eine Kraftsteigerung, welche in ihrer Häufung auf diesen einzelnen Punkt zweckwidrig erscheint. Wo der Sport weite

Kreise des Volkslebens erfaßt, finden wir meist ein Symptom von Arbeitsunzufriedenheit. Man darf sich wohl besinnen, wieviel wirkliche Kraft dem Volksleben durch ausgedehnten Sportsbetrieb verloren geht. Die Ausgabe steht im starken Mißverhältnis zu dem Gewinn an Tüchtigkeit, der erzielt wird.

Liegt im Ernst der Arbeit ein individualistischer Zug, so drückt sich die soziale Eigenart in ihrer Demut aus. Arbeit heißt der große Pädagog der einzelnen, der sie mit unerbittlicher Deutlichkeit lehrt, daß jeder nichts kann, ja nichts ist ohne den andern. Auf dem Hintergrund der eng verschlungenen Arbeitsgemeinschaft der Menschen erscheint der einzelne erst als die Abstraktion, die er ist. Es existiert kein einzelner; er existiert selbst nur im Genuß dessen, was andere erarbeiten, und in der Teilnahme an wirklicher Arbeit selbst. Die Verhältnisse der Über- und Unterordnung gewinnen ihren sittlichen Wert. Sie sind notwendig, nicht um einer rohen Macht willen, sondern um die Schätze eines Volks an den einzelnen heranzutragen und ihm selbst seinen bestimmten Platz in der Teilnahme an solchen Volksgütern anzuweisen. Die reichste Gliederung findet sich bei dem höchststehenden Volk. Jede undisziplinierte Masse braucht weites Gelände, umfangreichen Boden; ihre Art zu wirken ist horizontal. Die wirkliche Arbeitsgemeinschaft gliedert sich vertikal. Auf verhältnismäßig engem Raum schafft sie die mannigfaltigsten Zusammenhänge. Innerhalb dieser spielt der einzelne eine ganz bescheidene Rolle. Mit allem Fleiß und aller Sorgfalt kann er doch immer nur einen winzigen Beitrag liefern. Kein Mensch ist unersetzlich. Gerade je ernster die Arbeit aufgefaßt wird, desto demütiger wird der Arbeiter im großen Arbeitsprozeß. Die Aktivität, die angreifende Frische und Arbeitslust durchsetzt sich mit der Geduld, dem treuen, zähen Weiterknüpfen des überlieferten Fadens. Es wird schwer auszumachen sein, welche von beiden Kräften in der Geschichte der Arbeit größere Bedeutung hat. Zur sittlichen Arbeitsgemeinschaft gehören beide. Denn wir begreifen unter Geduld nicht die ergebene Hinnahme jeder Arbeitsordnung, sondern nur die aus der Kenntnis der Tatsachen strömende sachliche Rücksicht, die Arbeitsordnung zu ändern und zu bessern. Ja wir sehen in solcher Geduld das Allernotwendigste, was gesunde Arbeitsgemeinschaft für Gegenwart und Zukunft bedarf: den sittlichen Optimismus, der sich durch keinen augenblicklichen Fehlschlag in seiner Richtung irre machen läßt.

Solche Selbstbescheidung der Arbeit findet sich besonders da, wo man die ganze Menschenarbeit mit dem Ganzen der Naturwelt vergleicht. Die Triumphe der Naturüberwindung sind groß, erstaunlich. Wir verstehen und anerkennen die Leistungen der Technik durchaus. Und doch — was bedeuten alle diese großen Künste der Arbeitsgemeinschaft gegenüber den Kräften der Natur, gegenüber der Wirklichkeit der Welt! Sie erscheinen gar winzig. Die Arbeit der Kulturvölker hat uns gelehrt, gleich weit vom öden Materialismus wie vom schwärmerischen Idealismus zu stehen. Es ist eine traurige Unwahrheit, daß allein die Materie wirke; und es ist eine verführerische Illusion, daß der Geist ohne Mittelglieder schaffe. Auf dem Boden der Arbeitsgemeinschaft erwächst der Realismus, die Schöpfung wirklicher Kraft. Die Arbeit des Menschen verinnerlicht sich. Sie empfindet zusammen mit der großen Arbeitskraft der Welt. Sie gewinnt die heilige Achtung vor der unerschöpflichen Wirklichkeit, in welcher alle Kräfte, Gesetze, Kreise, Welten, Wirkungsweisen eingeschlossen sind. Selbst nur ein Stück der Welt und Natur bleibt man durch wirkliche Arbeit auch ganz im Zusammenhang mit ihr. So gewinnen wir hier wieder tiefe Verinnerlichung der Arbeit, die uns scheinbar durch die Entwicklung der Technik im einzelnen Beruf verloren gegangen war.

Hier eröffnen sich weite Perspektiven. Wir sehen, wie sich die Arbeitsgemeinschaft ausweiten muß zur Geistesgemeinschaft. In der Arbeitsgemeinschaft besitzen wir sozusagen das Rohmaterial. Die Art ihrer besten Bildung haben wir noch nicht kennen gelernt. Wie Bronze und Marmor ihre bestimmten Gesetze in sich schließen, gegen die der Künstler nicht sündigen darf, so darf auch der Ethiker die Grundzüge der Arbeitsordnung eines Volkes nicht übersehen, will er praktische Ethik treiben. Eine wesentliche Hilfe bietet sich der Ethik auf diesem Wege dar in der Technik. Ehe wir die Wege zeichnen, welche zur Bildung der nötigen Geistesgemeinschaft führen, müssen wir dem engen Wechselverhältnis von Ethik und Technik unser Augenmerk schenken.

Literatur: Münsterberg Die Amerikaner. Carlyle Einst und Jetzt. Riehl Die deutsche Arbeit. Eucken Gesammelte Aufsätze zur Philosophie- und Lebensanschauung.

---

§ 14.

Ethik und Technik.

Es ist ein Verdienst von Marx auf den engen Zusammenhang von Technik und Menschenentwicklung hingewiesen zu haben. Geistreiche Beobachtungen, einzelne Winke, zufällige Zusammenhänge hatte man immer vernommen. Grundsätzlich faßte Marx die Frage an. Die materiellen Grundlagen des gesamten irdischen, lebendigen Geschehens sind Ernährung und Fortpflanzung. Wir treffen beides bei Mensch und Tier. Der Unterschied liegt nur darin, daß der Mensch seine Art, sich zu ernähren, in bestimmten Arbeitsformen ausgeprägt hat und daß er zur Heranbildung der Geschlechter sich der verschiedensten Familienformen bediente. Der Menschengeist wirkt sich sonach in diesen beiden Betätigungen: Arbeit und Familie aus. Er besitzt Werkzeuge, um sich des Stoffs zu bemächtigen, und Verstand, um sich seine Lebensbedingungen zu ordnen. Der Mensch ist ein werkzeugemachendes Tier. Im Werkzeug verdoppelt, verzehnfacht, verhundertfacht sich der Mensch. Seine Herrschaft über die Welt wäre undenkbar ohne Hobel und Säge, ohne Eisen und Kohle, ohne Dampf und Elektrizität. Mit seinen Werkzeugen dehnte der Mensch seinen Herrschaftsbereich aus, zugleich aber veränderte er sich selbst. Die Wirksamkeit des Werkzeugs ist eine doppelte: sie verändert die Natur, an der gearbeitet wird, und den Menschen selbst, welcher die Arbeit tut. Diese Wechselwirkung bildet den Angelpunkt alles marxistischen Denkens. Das Werkzeug wirkt zurück auf den Menschen, dessen Organ es wird; zugleich treibt es vorwärts zu neuen Entdeckungen. In dem Arbeitsmittel, das der Mensch zwischen sich und die Naturgegenstände schiebt, beherrscht der Mensch die verschiedensten Eigenschaften der Dinge, macht sich bald ihre chemische Zusammensetzung, bald ihre physikalischen Gesetze, bald ihre mechanische Stoßkraft zu nutz, nicht um sie abzunützen, sondern in weitere Arbeitsprozesse einzuschalten. Er läßt andere Kräfte für sich arbeiten, die noch geschickter zur Überwindung der natürlichen Widerstände sind, weil sie dem Naturprozeß selbst näher stehen. So entwickelt sich eine technologische Atmosphäre der Naturbeherrschung, voll von produktiven Organen, deren sich die menschliche Gesellschaft bedient. Diese technischen Hilfsmittel gleichen dem Baro-

meter, an welchem sich die gesellschaftliche Arbeitsgliederung ablesen läßt. Wie man an der Art zu wohnen die gesellschaftliche Stellung des Wohnungsinhabers abschätzen mag, so an der Art zu arbeiten die geschichtliche Entwicklungsstufe der Gemeinschaftsform. Marx macht nicht, im Unterschied von irreführenden Ausführungen einzelner Parteifanatiker, das Werkzeug selbst zur immanenten Kraftquelle; er benützt die Technologie als Erkenntnisgrund, nicht als Realgrund der jeweiligen gesellschaftlichen Schichtung. Allerdings, wenn nach den treibenden Kräften der Veränderung gefragt wird, so weist er immer auf die Technik hin. Sie soll nicht die Gesellschaft selbst, wohl aber ihre Veränderungen, Umschichtungen erklären. Daß die Technik auch hier ihre bedeutsame Rolle spielt, ist anzuerkennen; dann und wann mag sie auch ausschlaggebenden Charakter tragen. Das liegt dann aber nicht in ihrem Wesen als Technik, sondern in einer eigenartigen geschichtlichen Kombination der Verhältnisse begründet. Eine gesellschaftliche Veränderung kann ebensogut durch politische, religiöse, kulturelle Kräfte ausschlaggebend bedingt sein, wie durch rein wirtschaftliche. Hier entscheidet nur die genaueste Beobachtung der jeweiligen geschichtlichen Zusammenhänge. Nur wird allerdings in jeder gesellschaftlichen Veränderung auch ein technologisches Motiv enthalten sein. Sehen wir von verkehrter Verallgemeinerung der technischen Einflüsse ab, so bleibt doch immer zurecht bestehen jene Wechselwirkung zwischen dem Menschen und seinem Werkzeug. Dieses Ineinander von Schaffen und Geschöpf, von Wirkung und Gegenwirkung bildet sicherlich die merkwürdigste Erscheinung spezifisch menschlichen Geschehens. Die Geschichte durchdringt eine fortgesetzte „Organprojektion“ des menschlichen Geschlechts. Wir werden gut tun, wenn wir diesen engen Zusammenhang zwischen Menschsein und Technik nie aus den Augen verlieren. Denn so gewinnen wir den festen Boden für jeden Fortschritt; gleich weit entfernt von spirituellen idealistischen Einfällen wie von grobem materialistischem Dogmatismus bietet die Technik die festen Handhaben für sittlichen Fortschritt des Menschengeschlechts.

Die Technik ist es, welche den Menschen die schwere Arbeit abnimmt und ihn sich selbst wieder zurückgibt. Sie schiebt sich zwischen Mensch, Raum und Zeit, und die Schwerfälligkeit der Last wird von ihr getragen. Wenn es in manchen Kreisen als letzte Lebensweisheit gilt, daß man arbeite, um nicht mehr arbeiten zu müssen, so liegt darin

der berechtigte Wunsch, daß der Arbeit die Mühsal genommen werde. Dieses Begehren erfüllt die Technik in steigendem Maß. Der moderne Mensch, der Eisenbahn, Post, Dampfschiff, Kohle und Eisen benutzt, ist derart von technischen Erfolgen umgeben, daß er sich auch innerlich unbeholfen vorkommen würde, sobald er auf all diese Dinge verzichten müßte. Es liegt kein dauerndes moralisches Interesse in dem Protest gegen solche technische Kultur, deren Erblühen wir erleben und von welcher wir noch viele Erfolge erwarten. Denn dieser stillen verzweigten Arbeit verdanken wir es, daß wir uns mit tausenderlei Hemmnissen und Widerständen nicht mehr befassen müssen und daß man andererseits von hundert Seiten an uns vermehrte Ansprüche stellt. Kein geringer Teil solcher Klagen über die moderne Kultur ist auf Kosten gestörter Bequemlichkeit zu schreiben. Sittliche Interessen sind dabei gar nicht maßgebend. Jedenfalls muß bewußte christliche Ethik sich über jeden Sieg der Technik freuen. Welche Entlastung der Menschheit liegt in unserem ganzen heutigen Verkehrswesen! Man stelle sich doch einmal vor, die Hunderttausende von Menschen müßten wieder mit Post und Pferden befördert, die Millionen Tonnen des Kohlenmarkts und die großen Ballen unserer Handelsschiffe von Tausenden einfacher Lastmenschen getragen werden, die nichts anderes tagaus, tagein zu tun hätten, als Säcke zu schleppen! Ist ein solches Bild von Massentätigkeit unserer sittlichen Beurteilung erwünschter? Niemand darf so etwas behaupten. Und wollte man einwerfen, daß die Technik eben gerade im Verkehrsgebiet ihre besondere Domäne besitze, daß sie aber sonst die Menschheit noch nicht viel weiter gebracht und man deshalb jede Reklame im sittlichen Interesse selbst lieber vermeiden sollte, so antworten wir: die Grenzen der Technik scheinen uns zwar nicht unendlich, aber allerdings so weit, daß wir gar keine Sorge empfinden, als ob dem Menschengeschlecht nicht auch auf andern Gebieten „der Fluch“ der Arbeit gemindert werden könnte. Wir begrüßen deshalb in der Technik ein ethisches Hilfsmittel ersten Ranges.

Der Hauptvorzug der Technik ist, daß sie solide arbeiten lehrt. Sie ist wahr. Ein Werkzeug taugt etwas oder nicht. Aber nie wird sich ein untaugliches Werkzeug halten können. So wenig wie die Natur lügt, so wenig kann ein Werkzeug etwas leisten, das der Eigenart des Stoffes nicht gerecht wird. Man besuche eine Marmorwerkstätte. Jede Marmorart muß besonders behandelt werden, will man ihr Glätte und

Glanz beibringen. Die Werkzeuge lehren uns, genau auf die Natur der Dinge achten und ihre Eigenschaften bis ins Innerste erfassen, um sie zu beherrschen. Nichts wirkt anregender für den modernen Ethiker als verschiedene Gänge in Werkstätten. Zunächst wird ihm alles fremd vorkommen. Erst allmählich offenbart sich ihm dort ein ernstes, schlichtes Leben. Freilich zeigt uns die Geschichte, daß oft zurückgebliebene Arbeitsmethoden und untaugliche Werkzeuge mit Gewalt geschützt worden sind, auch dann, als der technische Fortschritt sie schon überholt hatte. Die Bequemlichkeit des Menschen ist ein allgemeines Gesetz, das sich nicht nur in den sogenannten Geisteswissenschaften, sondern ebenso auch in den technischen verteidigt. Wir gewinnen von hier aus den richtigen Standpunkt für alle Fragen technischen Fortschritts. Jeder Ethiker hat unzweifelhaft auf Seiten des leistungsfähigsten Werkzeugs, der besten Arbeitsmethode, des entwickeltsten Betriebs zu stehen. Denn in der Leistungsfähigkeit steckt die sittliche Kraft, die voll entbunden werden muß. Technische Mangelhaftigkeit und Rückständigkeit sind vom Standpunkt der gesamten Volkswirtschaft als sittlicher Mangel zu bekämpfen.

Die Geheimnisse technischen Erfolges sind: kürzester Weg zum Ziel, Ausnützung jeder Kraft, Ausschaltung jeder überflüssigen Bewegung, zielsichere Verteilung der einzelnen Arbeitsfunktionen. All diese technischen Gedanken sind im höchsten Grad nicht nur zweckmäßig; sie enthalten Fingerzeige für jede Art dauernden Erfolgs. Wie sorgsam geht der Techniker mit der kleinsten Kraft um! Nichts wird weggeworfen; alles wird wieder benützt. Die englische Industrie ist dadurch in einigen ihrer Branchen ins Hintertreffen geraten, daß sie die Abfallsprodukte nicht genug zu würdigen verstand. Man schätze die Geduld, mit welcher der Techniker die Arbeitsverfahren mißt, untersucht, wählt, sondert. Man erwäge die sittliche Kraft, die darin liegt, Großbetriebe, die Millionen gekostet haben, nach wenigen Jahren umzuändern, weil ein kürzerer Weg zum Produktionsziel gefunden wurde. Wie werden die Nerven des Arbeitsprozesses geschont, daß an keiner Stelle eine Überbürdung oder Stauung eintrete! Die Arbeitsfunktionen werden bis ins feinste Detail geprüft, zerlegt, zerteilt, damit jede einzelne den denkbar höchsten Vervollkommnungsgrad erreiche. Werden etwa die sittlichen Erfolge auf anderem Weg erreicht, als durch geduldige Energie, zähe Ausnutzung jeder Kraft, weise Einteilung der sittlichen Gaben? Nicht schablonenmäßig ver-

fährt die Technik. Mit allen möglichen Verfahren sucht sie ihr Ziel zu erreichen. Es ist gerade ihr Ruhmestitel, daß sie mit kalten oder warmen Verfahren, durch Druck oder Stoß, durch horizontale oder vertikale Bewegung das gleiche Ziel erreichen kann. Sie will nie Gesetze erfinden, welche lähmen, sondern stets nur Gesetze, welche vorwärts treiben, neu zum Fortschritt reizen. Die Technik gibt keine konstitutiven, sondern nur regulative Ideen; sie schmiegt sich an und führt doch weiter. Sie erschöpft sich nicht in unfruchtbarer Gesetzgebung; sie gibt nur immer neue Anregung. In alledem ist sie eine interessante Analogie zu jedem sittlichen Prozeß. Wir ahnen deutlich, wie gesund die technische Arbeit auf den Charakter des Menschen wirken muß. Wie wir vorhin die Ethik auf den Spuren der Technik gehen sahen, als es sich um die Leistungsfähigkeit handelte, so sehen wir sie jetzt wieder in den gleichen Geleisen, wo es sich um die Arbeitstüchtigkeit handelt.

Die Technik ist spröde gegen alle Liebhabereien und Launen. Sie trägt etwas von herber Sachlichkeit an sich. Sie will helfen, Schätze heben und verwerten, Kräfte sammeln und entdecken, den Umkreis menschlicher Tätigkeit ins Weite ziehen. Jeder Raubbau ist der Technik zuwider. Sie liebt das Ding, das sie verbraucht, in der sorgsamen Art, mit welcher sie es umfassen lehrt. Was frühere Zeiten in Wald, Wasser oder Grube der Profitgier halber verwüstet haben, ist eine Sünde vor der Technik. Denn sie will nicht berauben, sondern schaffen, nicht nehmen bloß, sondern zugleich geben. Die Achtung vor den Sachen wächst, je reifer die Technik wird. Der Techniker hat deshalb auch kein Interesse an der Ausbeutung der Menschenkraft. Wir beobachten oft, wie in großen Werken die kaufmännische und technische Leitung ganz verschieden über Lohnaufbesserungen, Verkürzung der Arbeitszeit und andere soziale Fortschritte denken. Der Techniker ist wohl dafür zu haben; er hat von Stein und Wasser, Kohle und Eisen gelernt, daß man die Eigenschaften, die man verwerten will, pflegen muß. Der Kaufmann kommt erst auf weiten Umwegen zur selben Schätzung; vorher empfindet er in seinem Hauptbuch manche Ausgabe für Arbeiterschutz als lästig, weil sie keine direkte Rentabilität verspricht. Leider hat heute in der wirklichen Leitung der Werke der Techniker verhältnismäßig wenig zu sagen. Wir werden später noch sehen, warum. Um des sozialen Fortschritts willen ist aber gerade der Beruf des Technikers in idealer Richtung zu erziehen und zu bestärken. Wir begrüßen

es, wenn Lehrer an technischen Hochschulen den sozialen Beruf des Technikers mit aller Energie betonen und es in klaren und warmen Worten aussprechen, daß der Techniker unmittelbar an die Seite der aufstrebenden Volksschichten gehöre.

An sich bleibt die Technik neutral. Sie bietet ihre Werkzeuge jedem an. Der Schlüssel wird in der Hand des Diebs zum Verbrechen, in der Hand des Meisters zum Kunstwerk benützt. Die Maschine kümmert sich nichts darum, ob der Boden, den sie durchpflügt, einem verschuldeten oder unverschuldeten Bauern, einem Lehensmann oder Gutsbesitzer, einem Sklaven oder einer kapitalistischen Terraingesellschaft gehört. Eisenbahnen fahren im sozialistischen Zeitalter so gut wie in der privatwirtschaftlichen Gesellschaft. Und doch verbündet sich die moderne Technik leichter mit dem einen volkswirtschaftlichen Ideal wie mit dem andern. Sie ist heute unentbehrliche Großmacht geworden. Sie braucht nicht zu dienen, sie kann herrschen. Eben deshalb will sie über alle gleichmäßig herrschen. Die gesamten Produktionsmittel stellen heute ein solch verzweigtes System von Werkzeugen, Arbeitsmethoden, Kunstverfahren dar, daß es über den Rahmen reiner Privatwirtschaft hinauswächst, will es wirklich den Segen stiften, den es stiften kann. Kollektivismus in irgendeiner Form wird das Ziel der technischen Entwicklung für die nächsten Jahrhunderte bleiben. Sie kann sich dann wieder so entwickeln, daß ihr ein anderes System wirtschaftlicher Verwertung besser zusagt. Diese Zukunftsperspektiven gehen uns nichts an. Die Technik erkennt dankbar an, daß sie nie groß geworden wäre ohne Privatkapital. Von ihm wurde sie befruchtet, gehegt und gepflegt. Ihr rasches Wachstum hat sie der privatkapitalistischen Entwicklung zu danken. Nachdem sie aber groß und mächtig geworden ist, empfindet sie auch schon an den verschiedensten Stellen ihre Abhängigkeit als eine Fessel. Wie manche technischen Fortschritte, die blutnötig wären, müssen warten, weil es dem Privatkapital der Aktionäre beliebt, sich in anderen Unternehmungen festzulegen, die augenblicklich rentabler sind! Sie empfindet ihre Stärke und möchte ihre Segnungen dem ganzen Volk zu teil werden lassen. Was ist das für ein merkwürdiges Spiel, daß dieselbe Technik, die dem Großkapital ihre Existenz verdankt, in den Kleinkraftmaschinen die kleingewerbliche Richtung kräftigt! Wie kommt die Technik den modernen sozialen Forderungen nach Verkürzung der Arbeitszeit entgegen; in mancher Fabrik würden wir

jammernde Sehnsuchtslaute hören, wenn die Eisenteile reden könnten, die sich vereinigten mit den Stimmen der Arbeitsangestellten, weil das Privatkapital notwendige Verbesserungen unmöglich macht. Etwas von der Stimmung des Paulus, der das sehnsüchtige Harren der Kreatur auf Befreiung hört, kann ebenso in unserer industrialistischen Epoche erlebt werden, wo die gebundene Technik frei werden möchte, alle segnend, allen Vorteile bringend, alles unendlich bereichernd. Wann dieser Zeitpunkt praktisch wirklich und möglich sein wird, brauchen wir nicht zu bestimmen. Uns genügt zu wissen, daß die augenblickliche Ausbildung der Technik ihre Blüte zwar der Macht des Kapitalismus zu danken hat und daß es undankbar wäre, dies zu verkennen; daß sie aber selbst über diese gesteckten Grenzen hinausweist und in einer andersartigen Wirtschaftsordnung voraussichtlich zunächst segensreicher wirken wird. Voraussetzung dabei ist, daß die Masse sich in technische Selbstzucht nimmt. Was in der modernen gewerkschaftlichen und genossenschaftlichen Arbeit geleistet werden kann, bildet den Ansatz zu jener neuen Stufe technischer Schulung.

Alles in allem haben wir gefunden, wie Technik und Ethik auf einander hinweisen. Beide müssen sich eng verbünden, um von einander zu lernen. Die große Gefahr der Technik liegt in der Erzeugung eines gewissen „Energieprotzentums". Die Freude am Können verliert sich in der Einbildung vom allmächtigen Erfolg. Man berauscht sich nur am technischen Meisterstück; „es wird schon alles gemacht werden". Dabei verherrlicht man das Mittel und setzt sich über den segensvollen, inhaltreichen Zweck vollständig hinweg. Was etwa Björnson im zweiten Teil von „Über die Kraft", oder Ibsen in seinem „Borkmann", oder Langen in „Geben und Nehmen" geschildert haben, das sind diese gefährlichen Stimmungen der in sich unersättlichen Technik der Machterwerbung. Neuerdings sucht vor allem die amerikanische Lehre vom business, d. h. vom Erfolg als dem einzigen Maßstab des Handelns, die Geister zu verwirren. Das ist eine bedenkliche Erscheinung. Denn es handelt sich dabei um raschen, großen Erfolg, der blendet. Die Ethik verwirft mit Recht den Erfolg als endgiltigen Maßstab. Er ist der größte Rechtsverdreher. Aber auch die Technik widerstreitet einem Erfolg, der auf Kosten gemeinsamer gesunder Entwicklung für eine Zeitlang erreicht werden könnte. Die letzte amerikanische Krisis und die Ungesundheit der dortigen Entwicklung sind eine deutliche Warnung vor solchem Trotz.

Der Mensch muß lernen, daß er nicht alles kann, weil er nicht alles darf. So gewiß die Ethik von der Technik lernen kann und so enge Berührungspunkte sich zeigen, so würde doch die Alleinherrschaft rein technischer Gesichtspunkte den Untergang der Ethik nach sich ziehen.

Literatur: Woltmann, Der historische Materialismus. Kapp Philosophie der Technik. Reuleaux Theoretische Kinematik. Karmarsch Geschichte der Technologie seit der Mitte des 18. Jahrh. Kraft Das System der technischen Arbeit. Öchelhäuser Technische Arbeit einst und jetzt.

---

§ 15.

Geistesgemeinschaft.

Karl Bücher schildert uns in anregender Weise, wie Arbeit, Kunst und Spiel am Anfang der menschheitlichen Entwicklung durch ein Band zusammengehalten werden: durch den Rhythmus. Er entspringt dem organischen Wesen des Menschen. „Das trabende Pferd und das beladene Kamel bewegen sich ebenso rhythmisch wie der rudernde Schiffer und der hämmernde Schmied. Der Rhythmus erweckt Lustgefühle; er ist darum nicht bloß eine Erleichterung der Arbeit, sondern auch eine der Quellen des ästhetischen Gefallens und dasjenige Element der Kunst, für das allen Menschen ohne Unterschied der Gesittung eine Empfindung innewohnt. Durch ihn scheint in der Jugendzeit des menschlichen Geschlechts das ökonomische Prinzip instinktiv zur Geltung zu kommen.“ Von diesen Grundsätzen aus zeigt uns Bücher, wie im Arbeitsverfahren der Mensch und seine Zeit sich individuell ausprägt, wie gerade die Einförmigkeit der Arbeit dem Menschen Wohltat ist, solange er das Tempo seiner Körperbewegung selbst bestimmen und beliebig aufhören kann, wie sich die Menschen im Arbeitslied die mechanische Arbeit einerseits noch mechanischer gestalten, andererseits aber eben durch rhythmischen Gesang erleichtern. Denn rhythmische Arbeit ist nicht geistlose, sondern vergeistigte Arbeit. In ihr ruht der Keim für die Arbeitsgemeinschaft. So durchwandern wir Morgenland und Abendland, Nord und Süd, und hören in den tausend Arbeitsliedern der Völker das Wachsen des geistigen und technischen Könnens zugleich.

Dies interessante Buch „Arbeit und Rhythmus“ eröffnet weite Aussichten. Die eine ist diese: eine geistige Erscheinung behält ihren eigenen Wert, auch wenn wir sie aus anderen Lebensprozessen ableiten können. Der Poet braucht nicht zu wissen, daß die Dichtung vielleicht einst aus dem Arbeitsprozeß erwachsen ist, dessen der Mensch in rhythmischer Bewegung und Sprache Herr werden wollte. Er wäre aber kein richtiger Poet, wenn er seine Dichtungsgabe verachten würde, sobald er ihren Ursprung kennen gelernt hat. Es erprobt sich hier die schon früher ohne Beweis aufgestellte Behauptung, daß das Wertempfinden nicht verletzt wird durch die Kenntnis seiner geschichtlichen Ursprünge. Die wertende Beurteilung und die kausale Erklärung eines Vorgangs liegen auf zwei verschiedenen Flächen, die sich nicht zu schneiden brauchen. Wir wenden dies auf das vorhergehende Kapitel an. Die Technik selbst ist eine bloße Verknüpfung von Naturwissenschaft und Experiment; sie geht rein nach exakten Maßen und bestimmt berechenbaren Gesetzen vor. Sie beweist dadurch praktisch eine ethische Kraft, die wir voll anerkennen. Aber die sittliche Kraft zieht ihren Wert nicht aus der Technik, sondern sie bringt ihren Wert selbständig mit. Der Wert der Technik schließt zunächst ab mit der Zweckmäßigkeit, Solidität, Brauchbarkeit ihrer Werkzeuge. Daß sie als Ganzes auf eine höhere Stufe sittlicher Beurteilung gehoben werden kann, hängt nicht unmittelbar mit ihrer Eigenart, sondern mit der herrschenden Macht des sittlichen Gedankens zusammen. Wohl führen da und dort Brücken von technischen zu sittlichen Grundsätzen. Allein der Wert der letzteren hängt nicht von jenen ab. Deshalb verlangt die sittliche Auffassung der Volkswirtschaft sich nicht mit einer Organisation der Arbeit, einer Arbeitsgemeinschaft, zu begnügen. Sie fordert ihre Ausweitung zur Geistesgemeinschaft im umfassenden Sinn des Worts.

Zu dem gleichen Schluß kommen wir auf anderem Weg. Im Rhythmus der Arbeit wird die rohe Schwerfälligkeit des Arbeitsprozesses überwunden. Der Arbeitsprozeß selbst verlangt die Ausbildung der geistigen Kraft. Das Tier arbeitet nicht in demselben Sinn, wie der Mensch. Es mag Werkzeuge besitzen, aber es ändert seine Werkzeuge nicht nach einigen Menschenaltern. Es mag fein ausgesonnene Wirtschaftsweisen kennen. Aber die Biene wirtschaftet im 19. Jahrhundert nach Christus gerade so, wie 19 Jahrhunderte vor Christus. Das Menschengeschlecht allein durchdringt seine Arbeitsformen mit immer wechselnden und immer stärkeren

Geisteskräften. Je mehr sich also die Technik verbreitert und vertieft, desto höhere Anforderungen an die geistigen Fortschritte des Menschengeschlechts müssen gestellt werden. Andernfalls würde die große gesellschaftliche Arbeit der Menschheit ihren Rhythmus verlieren. Die Einseitigkeit der Technik besteht nicht darin, daß sie die Arbeitsprozesse aufs feinste erforscht, spaltet, verbindet, immer mit mechanischen Kräften rechnet. Sie muß das tun. Aber über der Technik steht der lebendige Mensch, der jene Macht nur benützt, nicht in ihr aufgeht. Nicht die Technik ist einseitig, sondern der Techniker, der für anderes keinen Sinn hat, der Mensch, der nur für die Technik lebt. Gerade um jenes rhythmischen Gesetzes der Entwicklung willen müssen wir mehr anstreben, als eine reine Arbeitsorganisation. Sie muß auswachsen zu voller Geistesgemeinschaft, in der *vollendete Technik und wahre Geisteskultur sich entsprechen.*

Welches sind die unentbehrlichen Elemente solcher Geistesgemeinschaft? Ein gemeinsames Maß gleichmäßigen *Wissens* gehört zur wirklichen Kulturgemeinde. Wie das erzielt wird bleibt immer einer praktischen Erörterung anheimgestellt. Ob auf dem Wege der allgemeinen Volksschule oder auf anderem Wege — jedenfalls muß das Ziel in jedem Volk besonders und mit gemeinsamer Kraft erstrebt werden. Wir denken dabei durchaus nicht an Schablonisierung des Schulwesens. Je reicher die Kulturgemeinschaft wird, desto vielgestaltiger die Bildungsanstalten. Verschwinden werden nur alle Einrichtungen, die reine Standesinstitute sind. Wissen ist eine demokratische Macht. Deshalb wird die Schulbildung von allen gefürchtet, welche ihr nur ererbte Tradition, nicht überlegene Bildung entgegenhalten können. Wer eine wirklich sittliche Gemeinschaft der Menschen auf dem Boden der Arbeitsorganisation heranziehen will, muß die Arbeitsmittel der Erziehung im weitesten Sinn des Worts vergesellschaften. Es ist ja eine eigentümliche Beobachtung, daß man sich mit allen Mitteln gegen kollektivistische Anschauungen auf materiellem Gebiet wehrt, zugleich aber die Geistesgüter der Völker selbstverständlich als Gemeingut betrachtet. Die agrarisch-klerikale Stimmung hat wenigstens den Vorzug der Konsequenz, daß sie materielle *und* geistige Güter gleicherweise zu Sonderrechten bestimmter Bevölkerungsgruppen stempeln will. Wie weit steht Europa hinter Amerika zurück in der Erschließung von Bibliotheken, Lesehallen, Leihinstituten und Darbietung von Volkshochschulkursen, Vorträgen, Debattierklubs! Welches Interesse an politischen, sozialen,

künstlerischen, auch religiösen Fragen liegt in dem aufstrebenden Stand aufgespeichert! Man kann ohne Übertreibung feststellen, daß sich das wirkliche Interessiertsein für öffentliche Fragen in „Arbeiterkreisen“ heutzutage stärker findet, als in „Bürgerkreisen“. Manche befürchten ja freilich, daß ein Entgegenkommen gegen solche „geistigen“ Bedürfnisse doch nur Halbbildung erzeuge; Halbbildung aber sei noch schlimmer als Unbildung. Auch wir erblicken in der Halbbildung eine große Gefahr. Allein das Gerede über Halbbildung hört man sehr oft aus dem Mund von Leuten, die echte Bildung ebensowenig kennen und nur eine instinktive Angst davor haben, daß sie selbst in der erwachenden Konkurrenz unterliegen möchten. Wirkliche Bildung wird nie gelehrt werden können; dazu gehört lange Gewöhnung und feine Empfindung. Aber der Anreiz hierzu liegt jedenfalls nicht da, wo man Unbildung kultiviert, sondern wo man Halbbildung erträgt, um sie allmählich zur Vollbildung auszugestalten. Wir sehen in dem Satz „Unbildung ist besser als Halbbildung“ nur ein schillerndes Aperçu, das innerlich unwahr ist. Ebenso scharf müssen wir freilich betonen, daß gerade die sittliche Beurteilung der Geistesgemeinschaft auf andere Elemente der Bildung entscheidendes Gewicht legt, als auf das Wissen. Das Wissen bildet vielleicht geistreiche Menschen. Männer und Frauen von Geist tragen andere Quellen ihrer Kraft in sich. Diesen gilt es nachzugraben.

Geistesmenschen gelten etwas, nicht weil sie viel w i s s e n, sondern weil sie etwas s i n d. Damit betreten wir den Boden, auf den uns keine noch so intensive Arbeitsgemeinschaft hat führen können. Es ist der Boden der Innerlichkeit des Menschen. Wir werden als genus homo geboren; ob wir aber Vollmenschen werden, das ist Sache unserer geistigen und sittlichen Entwicklung. Nicht die Rousseausche Voraussetzung teilen wir, daß wir alle gemäß der Geburt gleiche Menschen sind; wir müssen erst alle zu gleichwertigen Menschen werden. Hierzu erzieht uns keine Arbeitsgemeinschaft. Sie schenkt uns Tatkraft und Ernst, Freude am Schaffen und demütige Anerkennung der großen Zusammenhänge, die befruchtend, aber auch beschwerend auf unserer Tätigkeit ruhen. Aber eins gibt sie uns nie: die innere Ruhe, die Freude des Schöpferischen. Hier scheiden sich die großen Werte der äußeren und der inneren Welt, oder genauer gesagt, der Innerlichkeitswelt und der Arbeitswelt in uns selbst, da sich ja alle äußeren Erscheinungen nur dadurch zu Werten umbilden, daß sie zu Erlebnissen

werden. Um was es sich uns jetzt handelt, das ist die Innerlichkeitswelt. Keine Geistesgemeinschaft ohne Menschen voll tiefer Innerlichkeit. Sie trägt verschiedene Namen. Wir nennen sie bald Individualismus. Das Eigene im Menschen hat ein Recht auf Herausbildung, wenn es wirklich die Kraft hat, zu etwas Eigenem zu werden. Nicht jedes Individuum ist ein Ich, eine Persönlichkeit. Schon der Name „Individuum" zeigt uns, daß wir damit eigentlich nur eine wissenschaftliche Abstraktion vor uns haben. Was die individualistische Richtung will, kommt besser in den deutschen Worten: Eigenes, Eigener, Eigenmensch zum Ausdruck. Hier liegen unersetzliche Werte. Die reine Arbeitsgemeinschaft setzt sie beiseite. Erst in einer höheren Organisation wirklichen Gemeinschaftslebens wacht Sinn und Freude an solchen starken Persönlichkeiten auf. Diese Sehnsucht nach eigenen inneren Werten, eigenen inneren Erlebnissen ist charakteristisch für unsere Zeit des hochgespannten Sozialismus. Sie muß sorgsam gepflegt, aber auf gesunde Weise genährt werden, damit nicht Eigenheit in Eigensinn, Eigenart in Laune ausarte. Die griechische Philosophie ist ein Beleg dafür, daß der Grieche den Gedanken der selbstschöpferischen Kraft der menschlichen Seele nicht fassen konnte. All ihre Vorstellungen leitete sie entweder aus den sinnlichen Wahrnehmungen oder aus einer überräumlichen Welt voll Ideen ab; immer aber mußte sie von außen an den Menschen herankommen. In ähnlicher Weise nivelliert die ökonomische Geschichtsauffassung die innerliche Menschenwelt; sie greift leicht dazu über, die Menschen nur als Produkte ihrer Umgebung darzustellen, als Durchgangspunkte, als Mischungsverhältnisse, als Symptome, als Komponenten eines Milieu. Sie läßt wohl das Individuelle im Menschen auch daneben bestehen; es gilt ihr aber nicht als innerer schöpferischer Wert, sondern nur als Einflußziffer neben anderen Einflüssen. Allen solchen Richtungen tritt die wirkliche Geistesgemeinschaft entgegen. Sie empfindet nicht nur ästhetischen Reiz, sondern vor allem sittliche Verpflichtung in der Herausbildung von Individualitäten, die als ganze Menschen für ihre Eigenart sittliche Verantwortung tragen.

So vertieft sich der Individualismus in den Personalismus. Die Grenzlinie zwischen ästhetischer und ethischer Wertung des Gemeinschaftlebens liegt da, wo man nicht nur Freude an dem reichen Farbenspiel menschlicher Nuancen genießt, sondern wo in erster Linie die Verant-

wortlichkeit für die gesamte eigene Lebensführung unserem Empfinden den bestimmten Ton verleiht. Renaissancestimmungen können zwar in die Welt der Innerlichkeit führen; aber dort müssen sie zu Grundsätzen der Verantwortlichkeit umgearbeitet werden. Das ist der wirkliche Sinn des viel mißbrauchten Worts: Persönlichkeit. Daß diese nicht von außen nach innen gebaut wird, sondern daß sie von innen heraus wächst, zeigt der Individualismus. Aus welchem Stoff sie sich bildet, sagt erst der Personalismus. Denn nirgends wachsen große Charaktere, welche sich der Verantwortlichkeit gegen sich und die Gemeinschaft entschlagen. Der heilige Ernst solchen Verantwortlichkeitsbewußtseins ist das Fundament wirklicher Geistesgemeinschaft. So wird ein selbständiger Wert empfunden, der durch Verachtung nicht kleiner, durch Anerkennung nicht größer wird; der sittliche Wille erscheint in seiner vollen Majestät als unbedingter Gesetzgeber. Über Rentabilität und Kalkül, über Ehrgeiz und Energie, über der Freude am Schaffen und dem Willen zum Werk steht dieser Wille zum Guten als unerschütterliche Macht. Keine Volksgemeinschaft kann bestehen und sich entwickeln ohne solch verantwortlichen Willen. Die Entwicklung des ganzen Volkskörpers kann geradezu darnach abgeschätzt werden, ob die persönliche Verantwortlichkeit vermehrt oder ob sie eingeschränkt wird. Wenn die Verantwortlichkeit in einem großen Volk nur auf wenigen lastet, so wird sich kein freies Geistesleben entwickeln. Auch wo Verantwortlichkeit alle in derselben Richtung drückt, wird freie Entwicklung gehemmt. Verantwortlichkeit kennt nur einen Grad der Intensität, aber verschiedene Kreise äußerer Betätigung. Je reicher diese ausgestattet werden, desto eher bildet sich eine Massenverantwortlichkeit heraus. Hier liegt das Problem der Zukunft. Scheinbar hebt die Masse die Verantwortlichkeit auf; die einzelnen sinken in ihr. Tatsächlich läuft die Entwicklung der Menschengeschichte dahin, daß die Verantwortlichkeit vom einzelnen aufs Ganze, von sachlichen Einrichtungen auf wirkliche Personen übergeht. In den Institutionen muß das Technische vom Persönlichen immer mehr ausgeschieden werden. Sie sollen in steigendem Maß das werden, was sie sind: Arbeitsmittel technischer Art. Dann können auch die Menschen im Besitz dieser Arbeitsmittel immer freier werden. Nicht der Höhlenmensch war frei im Verhältnis zum Menschen des zwanzigsten Jahrhunderts; denn er war von tausenden Dingen abhängig und hundert Überraschungen ausgesetzt, die der heutige Mensch

beherrscht. Deshalb ist der Mann der freiere, der in einer verwickelten Organisation drin steht. Er braucht keine mühsame Überlegung und kann Umwege und Irrwege meiden, um an den Arbeitsplatz zu kommen, wo er seine Gaben verwenden kann. Stärkung der technischen Organisation bedeutet in letzter Instanz Befreiung der Persönlichkeit. Wird die Gruppe stark, so gewinnt der einzelne Zeit, sich auszubilden und an sich selbst zu arbeiten. Denn Freiheit bedeutet nichts anderes als Macht. Der mächtigste Mensch ist der freieste. Wer alles zu technischen Arbeitsmitteln für seine Zwecke umbilden kann, ist selbst am wenigsten abhängig in materiellen Fragen. Diese materielle Macht wird zur Ungerechtigkeit, wenn sie nur von einzelnen ausgeübt wird. Sie wendet sich dann nicht nur gegen Sachen, sondern auch gegen Personen. Dann baut sich die Freiheit einzelner auf der Unfreiheit vieler auf. Sollen auch diese zur Freiheit gelangen, so müssen die Machtverhältnisse über die wirtschaftlichen Vorgänge irgendwie gemeinschaftlich geregelt sein. Ist so das Bedürfnis der materiellen Freiheit befriedigt, so erhebt sich unwiderstehlich der Drang nach persönlicher Freiheit. Wo liegt diese? In der Macht über sich selbst. Wer sich selbst in der Hand hat, ist frei; wer nur die Gegenstände um sich beherrscht, ist halb frei; er kann zum Sklaven seiner eigenen Willkür herabsinken. Wer sich selbst beherrscht, lebt in einem Reich unabhängiger Geister, vor dem er sich verantworten muß. Er tritt in eine Gemeinschaft, die ihren Wert in sich selbst trägt. Sie verschmäht es, noch an einem andern höheren gemessen zu werden. Solche unbedingte Werte erlebt der Mensch in der wirklichen Geistesgemeinschaft.

Das ist der dritte Name für die Innerlichkeitswelt: sie ist ein Reich letzter Zwecke. Die Arbeitsgemeinschaft eröffnet uns mit ihrer ungeheuren Fülle von Gütern immer weitere Aussicht. Aber eine Frage beantwortet sie nicht: warum wir denn überhaupt in solcher Arbeitsgemeinschaft leben sollen? Wozu das alles? Wo liegen die letzten Zwecke? Keine Volksgruppe kann zur Geistesgemeinschaft auswachsen, welche auf diese Frage verzichtet. Wir schreiben absichtlich „Frage“; denn eine bestimmte Antwort wird in einheitlicher Weise nicht erreicht werden. Es handelt sich zuerst um die klare Einsicht, daß alle Zweckreihen des täglichen Handels und Wandels kurz sind, rasch in sich abgeschlossen werden, eben deshalb ein geringes Maß von innerlicher Befriedigung in sich tragen. Die Güter stellen sich in eine

bestimmte Reihenfolge ihrer Werte; je längere Zweckreihen nötig sind, um sie zu erlangen, desto wertvoller sind sie. Die industrielle Entwicklung selbst bietet uns Fingerzeige hierfür. Je rascher der Ring der Geschäfte sich schließt, desto unbedeutender ist die ganze Aktion. Je weniger sich die Volkswirtschaft um Endziele kümmert, desto wertloser wird sie. Darin liegt der Zauber jeden kommunistischen Versuchs, die gesamte wirtschaftliche Entwicklung nach einem bestimmten Endzweck zu leiten. Der Fehler vieler privatwirtschaftlicher Unternehmungen besteht darin, daß die Zweckreihen zu rasch durchlaufen werden; es kommt hier nur darauf an, daß möglichst bald der Profit die Taschen des Besitzers fülle. Mit diesem Sinn geschäftlichen Gebahrens gibt sich keine wirkliche Arbeitsgemeinschaft zufrieden. Würden wir aber auch annehmen, es sei einer einheitlichen Leitung gelungen, die ganze Arbeit eines Volkes nach großen Gesichtspunkten zu organisieren, so würden gerade dann die Fragen der Geistesgemeinschaft in ihrer ganzen Tragweite sich geltend machen. Denn nicht die Reibungen und Widersprüche des Lebens allein sind es, welche die Menschen zwingen, sich vor letzte Fragen zu stellen. Auch die glücklichste Lösung der Probleme der Arbeitsgemeinschaft würde erst recht eindringlich die Frage nach den letzten Zwecken irdischen Lebens stellen. Entsetzlich würde diese Frage mit Eintritt des Todes, dessen Rätsel um so schrecklicher wirkt, je glücklicher die Gemeinschaft ist, aus welcher er die Menschen reißt. Schwerwiegend bleibt sie aber auch für die im volkswirtschaftlichen Glück Lebenden, weil sie gerade in diesem vorübergehenden Glück nicht den letzten Sinn des Lebens zu erkennen vermögen. Die Sehnsucht nach einem endgiltigen Zweck stirbt nicht aus. Sie kann unterdrückt, hintangehalten werden; aber immer steht sie wieder auf. Denn der Mensch lebt wirklich nicht vom Brot allein, sondern von ewigen Gedanken. Diese religiöse Ausdrucksweise drückt in schlichter Form das Gleiche aus, was die philosophische Absicht besagt, die gesamte Kausalität zugleich als Teleologie zu begreifen, d. h. nicht nur in allem den Ablauf der Ereignisse, sondern auch deren Sinn zu entdecken. Deshalb wird jeder die Geistesgemeinschaft der Völker bereichern, der die Sehnsucht nach dem absoluten Endzweck erleichtert und steigert. Alle Einrichtungen, die hierfür Raum lassen, sind im Interesse der Menschenentwicklung zu begrüßen. Was kann ein Volk aus Schule und Kirche, Kunst und Wissenschaft machen, um solche Ziele zu erreichen!

Freilich müssen sie sich vollständig frei entwickeln können und keine andere Herrschaft ausüben, als die befreiendste, nämlich die des Geistes.

An diesem Punkt werden manche Bedenken wach, die schon vorher sich da und dort beim Leser geregt haben mögen. Man wird sagen: „Hier kommt doch wieder der Theologe heraus! Was haben alle diese Dinge mit Volkswirtschaft zu tun? Es soll offenbar nur auf Umwegen für philosophische und theologische Fragen Raum gewonnen werden, die wahrhaftig die wirtschaftliche Entwicklung längst als Ballast über Bord geworfen hat.“ Und doch treibt uns nicht der theologische Standpunkt, sondern die nüchterne Überlegung zu solchen Ausführungen. Jede Kultur, die nicht zugleich Menschenkultur bedingt, ist kein bleibender Bestandteil volkswirtschaftlichen Fortschritts. Volkswirtschaft treiben die Völker im Menscheninteresse. Was den Menschen nicht vervollkommt, hat letzlich keinen Wert. Man unterscheidet heutzutage zwischen „objektiver“ und „subjektiver“ Kultur. Unter der ersteren wird die Vervollkommnung der Arbeitsverfahren, die Vermehrung und Verbesserung der Sachgüter der Völker verstanden. Die letztere umfaßt die Bildung des Menschen selbst, die Vertiefung und Erweiterung seines geistigen Besitzstandes. Die erste hat nur insoweit Kulturwert, als sie zur zweiten beiträgt. Wohl laufen auch hier die Fäden vom einen zum andern. Aber wenn es sich um die Wahrung des sittlichen Urteils handelt, kommt nur die subjektive, die Menschenkultur in Betracht. Wenn die objektive Kultur vervollständigt ist, muß der Mensch um seiner Geschichte willen eifersüchtig seinen eigenen Wert bewahren und erhöhen. Daß doch solch heilige Eifersucht um den Menschen in allen Kreisen erwachte! Das ist das Morgenrot kommender Geistesgemeinschaft.

Noch aus anderen Gründen verteidigen wir diese Zuspitzung unserer Gedanken auf die höchsten Ziele. Wir können im volkswirtschaftlichen Leben überall beobachten, wie wenig Gesetze vermögen. Vorschriften, Verordnungen, Bestimmungen, Vereinbarungen gibt es mehr als genug. Was helfen sie, wenn sie von keinen Persönlichkeiten geschützt werden? Wir sind nicht der Meinung, daß Charaktere die Gesetze ersetzen könnten. Das ist eine sittliche Unklarheit. Denn alles Gute wird sich immer mehr objektivieren. Die Einrichtungen müssen immer deutlicher so gestaltet werden, daß sich schon ihre Form gegen widersittlichen Inhalt sträubt.

Aber nie wird man an den Punkt kommen, wo das Gute seine Heimat verlassen hätte und seine eigentliche Offenbarung nicht mehr in den Tiefen der Persönlichkeit erlebte. So werden alle Gesetze immer nur Legalität erzeugen, solange die Welt steht. Je nötiger aber um des Volksfortschritts willen die Empfindung für die feinsten Ungerechtigkeiten und versteckten Unredlichkeiten wird, desto mehr sieht sich gerade die vorwärts schreitende Volkswirtschaft einzig auf wirkliche Charaktere angewiesen. Man vergegenwärtige sich Spekulationen an der Kaffeebörse und in Kohlenaktien, man erinnere sich an die Bankprozesse der letzten Jahre, an Konkurrenzmißbräuche im kaufmännischen Stand, und man erkennt sofort, wie nötig zum volkswirtschaftlichen Grundkapital die sittliche Persönlichkeit gehört. Die Volkswirtschaft sollte dem Ethiker danken, daß er die unverwüstlichen sittlichen Werte verteidigt. Ein Volk kann vielleicht ein geschickter Arbeitsspezialist werden; ohne sittliche Geistesgemeinschaft wird es nie zum mächtigen Kulturvolk heranreifen.

Dazu kommt, daß die berechenbaren Bestandteile volkswirtschaftlichen Lebens immer noch den geringsten Teil des Ganzen ausmachen. Die „Imponderabilien“ sind immer da und üben oft beherrschenden, jedenfalls immer starken Einfluß. Dazu gehören jene mächtigen Erwägungen geistiger und sittlicher Art, welche sich im mannigfaltigsten Wechselspiel bemerkbar machen. Solche unwägbaren Werte werden sogar zunehmen, je feiner die Kulturentwicklung wird. Keine Regierung ist gut, welche die „öffentliche Meinung“ vernachlässigt. Sie verlangt die nachhaltigste Pflege. Sie zu beeinflussen vermag aber auf die Dauer kein Regierungsapparat. Denn dies feine Gewebe von Urteilen und Empfindungen wird von den führenden Persönlichkeiten im sittlichen und geistigen Leben eines Volks gesponnen. Sicher gibt es eine irregeleitete öffentliche Meinung, so gut es ein irrendes Gewissen gibt. Niemand wird es aber einfallen, das Gewissen und seine Kultur zu vernachlässigen um der irrenden Gewissen willen. Ebensowenig kann ein Sozialethiker an dem Volksgewissen der öffentlichen Meinung vorübergehen. In ihr schlägt sich der Ertrag der gesamten sittlichen Erziehung eines Volkes nieder. Sie ist aber so wenig eine Zufallserscheinung, daß sie sich vielmehr stets von den großen Geistern der Arbeit beeinflussen läßt. So stoßen wir auch in diesem Gedankengang zuletzt auf das Persönlichkeits-Element der Gemeinschaftsbildung, das vor-

hin in seiner grundlegenden Bedeutung bezweifelt werden wollte.

Alle diese Gedankengänge müssen sich erproben, wenn wir die uns vorschwebende Geistesgemeinschaft vergleichen mit dem tatsächlich vorhandenen Staat. Was leistet der Staat zur Erziehung des Gesamtwillens? Finden wir in ihm die Realisierung des sittlichen Willens selbst?

Literatur: Bücher Arbeit und Rhythmus. Harnack Die sittliche und soziale Bedeutung des modernen Bildungsstrebens. Emerson Essays. Eucken Die Wahrheit der christlichen Religion. Häffner Das industrielle Beamtentum.

---

§ 16.

Erziehung des Gesamtwillens.

Stets werden in der sittlichen Erziehung zwei Richtungen um die Vorherrschaft streiten. Die eine geht von sozialistischen Voraussetzungen aus, die andere von individualistischen. Die letztere ist die gewöhnliche. Sie vertritt Recht und Pflicht des Individuums und ist der Überzeugung, daß jede Besserung der Verhältnisse nur von den gebesserten Einzelnen ausgehen kann. Die jüngere Richtung, welche an antike Ideale anknüpft, rückt die Gesamtheit in den Mittelpunkt ihrer Auffassung. Im einzelnen kann nach ihrer Anschauung nichts besser werden, solange die großen Willensorganisationen im alten Schlendrian weitergehen. Wenn sich der Staat nicht ändert und die tonangebende Gesellschaft sich nicht grundsätzlich erneuert, so werden alle einzelnen Gesinnungsopfer vergeblich sein. Wir sind der Meinung, daß beide Richtungen recht haben, wenn sie miteinander arbeiten, unrecht, wenn sie einander hemmen. Die individualistische Auffassung der Erziehung wird leicht gleichgiltig gegen die Fehler der Geschichte, die sozialistische verliert oft das Maß für die persönliche Schuld und vergißt, daß Kritik an Staat und Gemeinde leichter fällt, als Selbstkritik. Die Kunst der Erziehung wird darin bestehen, beides zu kräftigen: den Kampf um öffentliches Recht und die Erkenntnis persönlicher Pflicht.

Man mag zu der modernen Kritik an den gesellschaftlichen Verhältnissen stehen, wie man will, man wird in ihr das Zeichen wachsender Verantwortlichkeit sehen müssen.

Am unangenehmsten wird berechtigte Kritik empfunden; übertriebene, falsche, täuschende Kritik fürchtet man gar nicht. An diesem Sachverhalt gemessen erscheint die heutige Nervosität gegenüber moderner sozialistischer Kritik recht bedenklich. Es ist ein Zeichen von Kraft, starke Kritik ertragen zu können, aber ein Zeugnis des Mißtrauens in sich selbst, jede fremde Kritik zu unterdrücken. Freilich noch schlimmer ist es, Kritik einfach zu überhören und so Stärke und gutes Gewissen vorzutäuschen. Staatliche Organisationen müssen so gestaltet sein, daß sie der öffentlichen Kritik vollständig unterstehen, sie prüfen und aus ihr Nutzen ziehen. Soweit ist öffentliche Kritik nicht nur unabweisbares Bedürfnis zur Heranziehung eines Gesamtwillens. sie wird zur sittlichen Pflicht. Ihre Berechtigung hört auf, sobald sie nichts von Selbstkritik wissen will. Niemand wirkt sozial, der sich nicht selbst sozial erzieht; niemand wird ein Charakter, der auf soziale Beeinflussung verzichtet.

In diesem Zusammenhang fragt es sich, wie weit der Staat den Gesamtwillen sittlich beeinflußt. Diese Frage aus den Tatsachen der Geschichte zu beantworten, geht über unser Vermögen. Wir versuchen nur die Möglichkeiten des Einflusses aufzuzeigen. Der Staat kann durch zwei seiner großen Einrichtungen, mit denen er Völker umklammert, auf die Erziehung des Gesamtwillens unberechenbaren Einfluß ausüben, einmal durch das Recht, und dann durch die Lastenverteilung. Der Staat wird als geschichtlich entstandene Macht stets eine gewisse Vorliebe für das geltende Recht haben. Er ist eine konservative Macht und findet im positiven Recht gerade seinen Rückhalt. Und doch, sobald der Staat sich auf seinen sittlichen Charakter als Menschenorganisation großen Stils besinnt, wird er selbst zur fortwährenden Verbesserung seines Rechts, seiner Gesetze und Verwaltung getrieben. Je gründlicher der Staat diese Aufgabe erfaßt, je ernster er sie verfolgt, desto größer wird seine selbständige Macht. Ahmt er in seinen Ressorts nur die Gewohnheiten privatwirtschaftlichen oder ständischen Handelns nach, so verzichtet er auf jede Führerrolle. Er tritt *neben* die anderen, nicht *über* sie. Fördert er dagegen den Fortschritt vom Recht zur Gerechtigkeit mit allen Mitteln, scheut er sich nicht, sich selbst an die Spitze der vorwärtstreibenden Kräfte zu stellen, so wächst sein Ansehen und seine Macht ins Ungeheure. Dann ist der Staat der Gradmesser des Fortschritts und jede private Bewegung zum Besten der Menschenentwicklung wird zwar nicht an

Tiefe, aber an Umfang von der staatlichen übertroffen. Wo dagegen das Interesse an sozialem Fortschritt in einzelnen Bevölkerungsschichten stärker ist als im Staat selbst, da sinkt seine Idee herab und man wird irre an seinem Recht. Deshalb sind die beiden sittlichen Hauptaufgaben des Staates die stete Fortbildung des Rechts und die dauernde Verbesserung der Lastenverteilung. Letzteres geschieht auf dem Weg der Steuergesetzgebung und der allgemeinen Wehrhaftmachung des Volks. Stets hat der Staat soziale Finanzpolitik zu treiben. Die großen Grundsätze von der „Allgemeinheit und Gleichmäßigkeit der Besteuerung" und der Besteuerung „nach der wirtschaftlichen Leistungsfähigkeit" müssen sich in der Gesetzgebung und Verwaltung Bahn brechen. In der Begründung der deutschen Unfallversicherungsvorlage finden wir das mit klaren Worten ausgesprochen. „Daß der Staat sich in höherem Maß als bisher seiner hilfsbedürftigen Mitglieder annehme, ist nicht bloß eine Pflicht der Humanität und des Christentums, von welcher die staatlichen Einrichtungen durchdrungen sein sollen, sondern auch eine Aufgabe staatserhaltender Politik, welche das Ziel zu verfolgen hat, auch in den besitzlosen Klassen der Bevölkerung, welche zugleich die zahlreichsten und am wenigsten Unterrichteten sind, die Anschauung zu pflegen, daß der Staat nicht bloß eine notwendige, sondern auch eine wohltätige Einrichtung sei. Das Bedenken, daß in die Gesetzgebung, wenn sie dieses Ziel verfolge, ein sozialistisches Element eingeführt werde, darf von der Betretung dieses Weges nicht abhalten. Soweit dieses wirklich der Fall ist, handelt es sich nicht um etwas ganz Neues, sondern um eine Weiterentwicklung der aus der christlichen Gesittung erwachsenen modernen Staatsidee, nach welcher dem Staat auch die Aufgabe obliegt, durch zweckmäßige Einrichtungen und durch Verwendung der zu seiner Verfügung stehenden Mittel der Gesamtheit, das Wohlergehen aller seiner Mitglieder und namentlich der schwachen und hilfsbedürftigen positiv zu fördern." Läuft die Finanzpolitik eines Staates wirklich in diesen Bahnen, dann wird es ihr nicht schwer fallen, den Sinn für die Opferwilligkeit im Volk zu beleben und zu steigern. *Steuern sind Schulden, welche die Person an die Gemeinschaft zurückgibt*, durch die sie zur Persönlichkeit erzogen wurde. In den regelmäßigen Steuern handelt es sich garnicht um Opfer, die der einzelne zu bringen hat, selbstverständlich vorausgesetzt, daß das Steuersystem gerecht ist. Es können aber auch Fälle eintreten, wo der Staat wirkliche

Opfer von seinen Gliedern verlangen muß. Er wird sie am leichtesten erhalten, wenn er die Empfindung für den sittlichen Wert des Opfers gepflegt hat. Das Opfer erhält solch inneren Wert, je weiter der Umkreis ist, für den es dargebracht wird. Opfer von einem ganzen Volk verlangen zugunsten eines einzelnen oder kleinen Kreises setzt eine außerordentliche Leistungsfähigkeit dieser wenigen für das Ganze voraus. Ist die nicht vorhanden, so bedeutet es einen Mißbrauch mit dem Wort „Opfer“, für solche Kreise Abgaben zu entrichten. Wird aber ein Opfer verlangt für die weiten Schichten des Volkes, eventuell für die Existenz der gesamten Nation, so hat der Staat eine beneidenswerte Rolle als Wächter der sittlichen Triebkräfte des Gemeinschaftlebens. Wir denken hier an die Wehrhaftmachung des Volkes. Ein Volk, das seine Existenz gedingten und gemieteten Menschen anvertraut und mit ihnen seine Grenzen behauptet, hat nicht die Höhe sittlicher Verantwortung erstiegen, wie das andere Volk, das gleichmäßig in seiner Jugend die physische Verteidigungskraft des Landes darstellt. Wir lassen uns hier absichtlich in keinen Streit über das sittliche Recht zum Krieg ein. Wir glauben sogar, daß der Kapitalismus in seiner weiteren geschichtlichen Entwicklung selbst der größte Hemmschuh internationaler Verwicklungen werden wird. Trotzdem bleibt es die Aufgabe des Staates, die physische Kraft eines Volkes in seiner Schlagfertigkeit zu üben und zu erhalten. Der einzelne Schwache kann durch sittliche Vorzüge den Gedanken an seine mangelnde körperliche Tüchtigkeit vergessen machen. Einem physisch schwachen Volk wird das aber nie gelingen. Deshalb hat der Staat das Recht, an die Opferwilligkeit der Bürger mit der Forderung allgemeiner Wehrpflicht heranzutreten; unter Umständen auch in der Form einer Wehrsteuer für die, welche der Wehrpflicht nicht genügten. Darum muß aber die ganze Heerverwaltung vom Geist der Freiwilligkeit getragen und im Sinn der sittlichen Achtung vor der Persönlichkeit durchgeführt werden. Soldatenmißhandlung ist ein gemeines Verbrechen. Auch daß heute der „Freiwillige“ im Heer nach Standesrücksichten eingereiht wird, zeigt, wie wenig jene sittlichen Forderungen noch erfüllt sind.

Die sittliche Würde des Staates als Gemeinschaftsverwaltung und Gemeinschaftsförderung muß in den einzelnen Einrichtungen zum unverkennbaren Ausdruck kommen. Was der Kaiser von den Staatswerkstätten verlangt hat, daß sie Musterstätten werden müßten, gilt für die gesamte staatliche Verwaltung. Die sittliche Hebung des Gesamtwillens ist

wirklich davon abhängig, ob der Staat reaktionär oder fortschrittlich gesinnt ist. Er bietet allen Bestrebungen Schutz, entweder nach der einen oder nach der andern Richtung hin. Deshalb ist es in sittlichem Interesse lebhaft zu bedauern, daß Worte, wie die von „politisch zuverlässigen Richtern“ im modernen Kulturstaat möglich sind, daß die fiskalischen Interessen sehr oft die sozialen und volkswirtschaftlichen überwiegen, daß schleppender Bureaukratismus von einem Kulturvolk noch ertragen wird, daß staatliche Betriebe in die Sphäre der persönlichen Selbstbestimmung eingreifen und ihr Verfahren nicht vollständig der Öffentlichkeit unterbreiten. Wie will man Preistreibereien des Kohlensyndikats entgegentreten, wenn die Saarbrücker Handelskammer selbst auf die Schädigung der Gewerbe durch den fiskalischen Betrieb der Kohlenwerke hinweisen kann! Wie will man sich zu höheren Löhnen für die Arbeiter als sozialem Fortschritt bekennen, wenn die Löhne in der privatkapitalistischen Ruhrkohlenindustrie höher stehen, als im staatlichen Bergbau des Saargebiets oder Oberschlesiens! Wie will man es einem großen Werksbeamten verargen, wenn er über die Grenzen seiner Fabrik hinaus „seine“ Leute kontrolliert, wenn den Angestellten der Eisenbahn offiziell nahegelegt wird, sich nicht einmal konsumgenossenschaftlich zu organisieren! Wie will man sich über die Rücksichtslosigkeit manches Unternehmers, der seinen Arbeitern nicht das mindeste Entgegenkommen zeigt, ereifern, solange ein Notschrei wie der Brief Engels über den schleppenden Geschäftsgang in Versicherungsangelegenheiten noch möglich ist. Auf der einen Seite will der Staat öffentliche Kontrolle des Syndikats verlangen, und auf der andern Seite verbietet er seinen Angestellten, Mitteilungen über eigene Betriebe zu machen. Dazu kommt die geringe wirtschaftliche Durchbildung unserer Staatsbeamten. Eine Reihe kaufmännischer Verträge sind mit dem Staat abgeschlossen, die sich die Fabriken geschämt hätten einem Privatmann vorzulegen. Die kaufmännische Unwissenheit des Staatsbeamten wird ausgenützt. Auch die geistige Bildung dieser Beamtengruppe läßt oft sehr zu wünschen übrig. Man denke nur an die nichtssagenden Begrüßungen von Kongressen und Versammlungen. Statt daß der Staat bei solchen Gelegenheiten durch geistige Überlegenheit seine Vormachtstellung beweist, bemitleidet man manchmal die geistige Dürre. Für die hohe Autorität des Staatsgedankens, die wir im Interesse der volkswirtschaftlichen Ethik für unentbehrlich halten, bedeutet das stets eine Enttäuschung. Solche und ähnliche Vorkommnisse

beweisen schlagend die Notwendigkeit der Selbstzucht und Selbstreform des staatlichen Willens. Diese Reform hört erst auf, wenn der ethische Gesamtwille wirklich geschaffen ist. Solange der staatliche Wille zwischen Parteien, Ständen, Machthabern hin- und herschwankt, vertritt er stets nur einen partiellen Willen. Sein Ziel muß bleiben, daß er wirklich die ethischen Gesamtbestrebungen organisch in sich darstelle.

Auf diesem Weg wird sich der Staat zweier Erziehungsmächte bedienen: der Kirche und der Wissenschaft. Als Tochter der Wissenschaft schätze ich die Schule. Diese beiden umschließen ewige Güter. Die Wissenschaft bringt dem Menschengeschlecht die Kunst des Erkennens, die Religion die Kunst des ertragenden, glücklichen Lebens in Gott, jene die Wahrheit, diese das Glück. Auf beide ist der Staat angewiesen, der die Gerechtigkeit verkörpern will. Um Gerechtigkeit durchzusetzen, bedarf er der klarsten, rückhaltlos freien Erkenntnis, und um mit ihr als dem ewig fortschreitenden, nie zur Ruhe kommenden Prozeß zu versöhnen, braucht er die Gewißheit des Glücks in einem ewigen Ruhpunkt. Staat, Kirche, Wissenschaft gehören zusammen, und tragen die Verantwortung für die Erziehung des Gesamtwillens. In der wirklichen Geschichte finden wir die drei Mächte allerdings meist im Zwiespalt miteinander. Sie wollen sich nicht alle unter das gemeinsame Ziel der sittlichen Kulturgemeinschaft unterordnen, sondern jede strebt ihre Alleinherrschaft an. Die Wissenschaft steht verhältnismäßig am lautersten da. Aber auch in ihr regt sich das Begehren nach Grenzüberschreitungen und Machtbefugnissen, die ihr nicht zukommen. Die Kirchen haben zur Erziehung des Gesamtwillens ein großes Stück beigetragen und trotz all ihrer Mängel vielen Segen gestiftet. Aber sie haben der Versuchung nicht widerstanden, politische Mächte zu werden, mit dem Staat um die Macht zu konkurrieren, zu Gunsten einer Gewissensaufsicht durch Priesterherrschaft und Dogma. Der Staat hat von jeher die Menschen durch seine Organisation zu interessieren, zu stärken, zu heben vermocht. Aber durch unredliche Bündnisse mit unterstaatlichen Instinkten getrieben, hat er die Freiheit der Wissenschaft und der Religion oft unterdrückt und die wissenschaftlichen und religiösen Kräfte nur soweit gefördert, als sie seinen Machtbedürfnissen entgegenkamen. Das alles doch zuletzt zu eigenem Schaden. Denn der Rhythmus des Lebens verlangt beides: Freiheit und Gebundenheit. Wenn der Staat durch seine Organisation die einzelnen bindet,

um dadurch die größte einheitliche Gesamtwirkung zu erzeugen, so hat er daneben als selbständiger Vertreter der Freiheit, Wissenschaft und Religion anzuerkennen. Die Erziehung zu einem sittlichen Gesamtwillen wird nur dann Erfolg haben, wenn diese drei großen Mächte, jede in ihrer Art, zusammenwirken, um eine gemeinsame sittliche Kultursphäre zu schaffen. So wie sich im Einzelleben alle Lebensbetätigungen anders gestalten, wenn sie von sittlichem Geistesleben innerlich angeeignet sind, so gestalten sich auch Staat, Kirche, Wissenschaft immer reiner, selbständiger, vollkommener, wenn sie von einem großen sittlichen Gesamtwillen getragen werden. Der Staatsgedanke muß die oberste Macht im Volk werden. Ohne ihn zerflattern und verweichlichen Kräfte und Gedanken einer Nation.

Hier ist der Ort, die ethische Haltung der Masse zu beurteilen. Selbstverständlich sind wir uns der Schwierigkeit solchen Unterfangens bewußt; das Urteil selbst bleibt stets historischen Veränderungen unterworfen. Wir wollen auch nur Querschnitte ziehen und auffordern, den Tatsachen wirklich ins Gesicht zu sehen. Man hat erst bescheidene Ansätze zu massenpsychologischen Darstellungen gemacht. Die Volksseele und der Volksinstinkt sind Größen, über welche die verschiedensten Urteile gefällt werden. Es handelt sich meist nur um eine Revue der Beurteiler selbst, je nachdem sie auf die optimistische oder die pessimistische Seite treten. Uns kann nur interessieren, ob man den Mut zur Erziehung verlieren soll oder nicht. Hierauf geben wir die klare Antwort: „Nie“. Die Masse des Volks ist weit besser, als man sie darstellt. Wie viel ist an den Völkern schon gesündigt worden, und trotzdem haben wir immer Grund, die Geduld und tragende Hilfe, die Freundlichkeit und gesunde Lebensauffassung des einfachen Volks zu bewundern. Es gehört zu den schlechtesten Eigenschaften des Theologen, in Massenschilderung schwarz zu malen. Wäre die Masse so schlecht, wie sie nach dem rhetorischen Pathos unserer Predigten oft dargestellt wird, es wäre rein unerklärlich, daß wir bis heute noch keine anarchischen Zustände haben. Das verdanken wir nicht Polizei und Gefängnis, sondern dem Schatz an sittlicher Treue und wirklichem Wohlwollen, der von einem Geschlecht zum andern getragen wird. Völkerpsychologisch muß die geschichtliche Tatsache erklärt werden, daß sich ein Volk stets „von unten“ verjüngt. Man redet bildlich von dem Jungbrunnen der Volkskraft. Wenn solche Redeweise irgend einen faßbaren Sinn haben soll, so

ist es der, daß die Masse Kräfte zu sittlicher Entfaltung besitzt, welche den oberen Klassen oft vollständig abhanden gekommen sind. Wir lassen uns in keine Untersuchung der Kriminalstatistik ein. Die außerordentlich interessanten Tatsachen, die sie aufrollt, sind noch zu kurz beobachtet, als daß etwas Gründliches daraus gefolgert werden könnte. Jahrzehnte beweisen nicht viel und über Jahrhunderte, ja Jahrtausende wissen wir nichts Genaues. Eins können wir allerdings daraus abnehmen, daß die wirkliche Straflosigkeit der Verbrechen abgenommen hat. Was bestraft wird, zählt nicht alles zu den sittlichen Defekten, und viele von den wirklichen Verbrechern wird die künftige Kriminalmedizin als physisch Degenerierte oder psychisch Minderwertige ausscheiden. Der Abscheu vor dem wirklichen Verbrechen ist in der Masse jedenfalls nicht geringer geworden. Gerade die Aufklärung kommt hier dem sittlichen Urteil zu Hilfe, nicht der Aberglaube. In Zeiten der Unwissenheit und Unbelesenheit ist das Konto der schweren Verbrechen stets gestiegen. Mag dem aber sein wie ihm wolle, — wir betonen nur das Doppelte: die beliebten sittlichen Urteile bzw. Verurteilungen des moralischen Niveaus der Masse stützen sich nicht auf exaktes Material; die frühere Geschichte redet zu uns nicht in Zahlen und das Leben der Masse bildete damals noch gar kein bewußtes Objekt der Forschung, weil ihr selbst das eigene Bewußtsein fehlte. Jedenfalls halten wir nicht in überschwenglichem, aber wahrem Optimismus daran fest, daß der sittliche Gesamtwille der Masse weit besser ist, als man von ihm denkt. Wer mit dem Volk umgeht, weiß, wieviel dort in Stille getragen, mit Verstand gedacht, mit Energie geleistet wird. Kein Sozialethiker kann von pessimistischer Auffassung ausgehen. Er wird sein Urteil nicht einseitig beeinflussen, aber er wird sich freuen, daß die Tatsachenwelt ihm recht gibt. Man muß sich wundern, daß die Menschen noch so gut sind, wenn man die Geschichte des menschlichen Geschlechts überdenkt.

Literatur: Goldscheid Ethik des Gesamtwillens. Wagner Das soziale und ethische Moment in Finanzen und Steuern. Neumann Die persönlichen Steuern vom Einkommen. Baer Das Verbrechen. v. Öttingen Moralstatistik. Koch Die Frage nach dem geborenen Verbrecher. Verhandlungen der Rheinisch-Westf. Gefängnisgesellschaft. Und der internationalen kriminalistischen Vereinigung. Krapotkin Gegenseitige Hilfe.

---

§ 17.

Nützlichkeit und Sittlichkeit.

Man kann oft beobachten, daß dieselbe volkswirtschaftliche Forderung bald im Namen sittlicher Gerechtigkeit, bald mit Rücksicht auf die dadurch gesteigerte Rentabilität empfohlen wird. Ist der Mann, den man zum sozialethischen Fortschritt bestimmen möchte, sittlichen Erwägungen unzugänglich, so versucht man es leicht mit einer Beschreibung des ökonomischen Nutzens, der sich daraus ergebe. Solche pädagogische Taktik kann ja angewandt werden. Hier interessiert uns aber die grundsätzliche Erörterung, die sich in die Frage zuspitzt: stehen utilitaristische und moralische Motivierung auf derselben Höhe? Ist beides gleich sittlich gedacht, ob eine Maßregel von Rentabilitätsberechnungen oder von sittlichen Verpflichtungen aus begründet wird? Wir scheiden natürlich die Fälle aus, in denen solche Vertauschung der Begründung von vornherein unmöglich ist, wenn nämlich die Erfüllung einer sozialethischen Pflicht eine augenblickliche oder dauernde Einbuße an Geschäftsgewinn bedeutet. Hier tritt unmittelbar die Verschiedenheit der beiden Gesichtspunkte äußerlich zu Tag. Wir nehmen Fälle an, in welchen zunächst beides zusammenfällt, etwa eine Verkürzung der Arbeitszeit, welche einerseits im Interesse der Gesundheit des Arbeiters, andererseits im Interesse der Fabrik selbst (Gleichheit der Produktion bei geringerer Materialabnutzung, Ersparnis an Licht- und Feuerungskosten) begründet werden kann. Ist in solchen Fällen jeder der beiden Wege gleich gangbar für den Sozialethiker? Wir antworten: nein.

Allerdings muß festgehalten werden, daß in letzter Instanz Sittliches und Nützliches zusammenfallen. *Eine sittliche Weltordnung ist undenkbar, in welcher dauernd sittliche Gedanken und nützliche Erfolge sich widersprechen.* Das Gute umschließt in letzter Linie beides, technisch Zweckmäßiges und menschlich Vollkommenes. Nur sittlicher Rigorismus schließt aus der Weltauffassung jede Reflexion auf das Nützliche aus. Das bedeutet vielmehr einen Abbruch am sittlichen Ideal. In diesem muß alles eingeschlossen sein, was wirklich zweckmäßig ist. Im Ideal fallen die Maßstäbe der „Nützlichkeit“ und der „Sittlichkeit“, die sich im praktischen Leben oft

scharf widersprechen, vollständig in eins. Freilich wird nicht das Gute vom Nützlichen, sondern das Nützliche vom Guten aufgesaugt.

Lassen wir diese allgemeinen Entscheidungen außer Betracht und nehmen unsere Stellung mitten im praktischen Leben. Hier hat der Sozialethiker seine Forderungen stets im Namen sittlicher Gerechtigkeit und nicht zunächst mit Rücksicht auf einzelne Nutzungen zu begründen. Würde er im Namen besserer Technik, vorteilhafteren Geschäfts seine Stellung verteidigen, so würde er nur den Unternehmer oder Kapitalisten in seinem Gedankengang bestärken, daß alles sich ums Geschäft zu drehen hat und es sonst keine besonderen Werte mehr gibt. Er würde die Stimmung verfestigen, die er bekämpft. Gerade in die Welt der Geschäftsgedanken soll ein Neues, Höheres hineingeworfen werden. Das geschieht allein durch Betonung sittlicher Ideale. Dazu kommt ein anderes. Billigkeit, Menschenfreundlichkeit, Wohlwollen, Entgegenkommen, Schutz von Namen und Ehre können alle außerordentlich nützlich wirken. Der Utilitarier wird ganz redselig, wenn er die praktischen Erfolge dieser Tugenden schildert. Wir wollen auch dankbar sein, wenn er durch seine Predigt einige dazu gewinnt, solche Usancen im Geschäftsleben einzuführen. Nur hüte man sich, davon dauernden Nutzen zu erwarten. Denn das Wesentliche in all diesen Kräften ist gerade dies, daß sie von sittlichen Beweggründen getragen werden. Hintergedanken geschäftlicher Art nehmen ihnen ihre beste Wirkung. Sie erweisen sich als Kräfte nur, wenn sie von der Zentralkraft sittlichen Willens bewegt werden. Andernfalls sind sie wie Räder, die leer laufen. Unberechenbare Kräfte muß man nicht berechnen wollen. Den Staub des Schmetterlingsflügels soll man nicht mit dem Daumen untersuchen: das heißt nichts anderes, als ihn zerdrücken. Ruskin schreibt darüber so: „Behandelst du den Arbeiter gütig mit dem Hintergedanken, dir seine Dankbarkeit zunutze zu machen, so wirst du, wie du es verdienst, weder Dankbarkeit noch irgendwelchen Lohn für deine Güte ernten; behandle ihn aber gütig und ohne einen ökonomischen Hintergedanken, so werden alle ökonomischen Zwecke in Erfüllung gehen. Hierin wie in allen andern Dingen wird, „wer sein Leben erhalten will, es verlieren, und finden, wer es verliert“. — Wir müssen ja zugeben, daß sich die Entleerung sittlicher Begriffe durch Nützlichkeitserwägungen nicht scharf auf den Begriff bringen läßt. Doch ist das kein Schade, sondern nur ein starker Beweis für

die Wahrheit, daß es sich hier um die feinsten Werte und unmeßbaren Empfindungen handelt, die das Verhalten von Mensch zu Mensch regeln und tragen. Nützlichkeitserwägungen sind sachlicher Art, sittliche Beweggründe gehen stets in die Tiefe persönlichen Menschenlebens. Jene umfassen nur Teile, diese das Ganze. Großes und Wirkliches wird nur geschaffen, wo ganze Menschen auf das Ganze sehen.

In diesem Zusammenhang ist die Streitfrage zu erörtern, ob der Nutzen des einzelnen die gemeine Wohlfahrt fördert, ja schließlich zusammenhält, oder ob sie im Widerspruch miteinander stehen. Adam Smith gilt ja als Begründer der manchesterlichen Volkswirtschaftsbetrachtung mit dem Motto: lasset alles gehen! Das freie Schalten und Walten des privaten Egoismus führe selbst zum Gemeinwohl. Nun hat Knies in seiner politischen Ökonomie eine Reihe von Stellen aus Smiths Hauptwerk zusammengetragen, die klar beweisen, daß diesem feinen Denker der Widerspruch zwischen privatwirtschaftlichem und volkswirtschaftlichem Interesse nicht entgangen war. Die Epigonen, die das nicht Wort haben wollen, stehen auch hier unter dem Meister. Allein diese historische Berichtigung bringt uns ebensowenig weiter wie die andere, daß die Theorie der Manchester*lehre* unabhängig von der sogenannten Manchester*partei* in England entstanden ist. Wir müssen zunächst erklären, warum trotz der vielen Widersprüche und Irrungen, die das Manchestertum mit sich gebracht hat, seine Stimmung die Kulturvölker vollständig bannte. Wir kommen nicht damit aus, daß wir nur auf den ungeheuren Vorteil verweisen, den die Rücksichtslosigkeit egoistischer Herrschernaturen daraus gezogen hat. Der Grund für die Siegeslaufbahn manchesterlicher Ideen liegt tiefer. Die Völker atmeten auf, als die Volkswirtschaft nicht mehr von Kabinetten und Reglements eingeschränkt war, sondern dem freien Wollen und kecken Entschließen der einzelnen überlassen wurde. Etwas von unverwüstlichen Freiheitsgedanken liegt für immer in dem manchesterlichen Gedankenkreis und bildet den besten Teil seiner Lehre. Die Völker, die politisch noch nicht oder nur wenig zur Mitregierung und selbsttätigen Verantwortlichkeit herangezogen wurden, erlebten in Handels- und Verkehrsfreiheit einen wirklichen sittlichen Aufschwung. Ihre Grenzen weiteten sich, die Schranken fielen; der Mensch trat auf den Schauplatz und sollte sich mit eigenem Geschick und eigener Kraft den Weg bahnen. Nur so ist es zu verstehen, daß diese Gedanken so fruchtbar wirkten. Sie entbanden ungeheure

Kräfte und eröffneten ferne Zukunft. Freilich zerstörten sie ebensoviele tüchtige Kraft und engten den Kreis der wirklich Erfolgreichen sehr ein. Denn mit der Freiheit hielt die Verantwortlichkeit nicht gleichen Schritt. Von der Freiheit profitierten nur die Starken. Sie waren die Fesseln los und ihre Stärke wuchs auf Kosten der andern. Die Konkurrenz kam. Frisches Leben erstand. Aber man trat nicht mit gleichen Kräften auf den Kampfplatz. Wir meinen damit nicht die natürlichen Ungleichheiten, die nie verschwinden werden; wir denken vielmehr an die reinen Besitztitel über fremde Arbeit und Kapital. Nicht die Konkurrenz ist der Feind sittlicher Gesellschaftsordnung. Ohne Messen der Kräfte wird die Tüchtigkeit sich nie erproben lassen. Das Widersittliche ist vielmehr, daß von vornherein für den größeren Teil die Konkurrenz ausgeschlossen wird. Vor allem seit der Bund zwischen Kapital und Maschine geschlossen worden war, bedeutet das freie Schalten und Walten ein Vorrecht der Besitzenden, während die Besitzlosen in größere Abhängigkeit geraten sind wie vorher. Denn früher waren die Herren noch verantwortlich für den Knecht, der auf ihrer Scholle saß; heute ist er eine mobile Arbeitskraft, die im Lohn ausbezahlt wird so, daß damit jedes andere Verhältnis zu Ende ist. Kehren wir von dieser historischen Betrachtung wieder zu der anfangs gestellten Frage zurück, ob der Privatnutzen sich mit der öffentlichen Wohlfahrt decke, so werden wir auch hier nach der historischen Situation erklären: nein. Gewiß strömt ein großer Teil des Privatkapitals in die allgemeine Produktion zurück; gewiß wäre die öffentliche Wohlfahrt heute auf armseligere Mittel angewiesen, wenn das Privatkapital nicht so energisch gearbeitet hätte; gewiß sind mit dem Privatkapital auch wohl Hunderttausende der Kleinen emporgestiegen, die sonst weit unten geblieben wären. Aber trotzdem fühlt sich besonders korporiertes Privatkapital in sicherer Stellung gegenüber berechtigten Anforderungen öffentlicher Wohlfahrt. Die erste Sorge heißt: wieviel Dividende wirft das Werk ab? erst in zweiter Linie wird nach der volkswirtschaftlich rationellen Deckung der Bedürfnisse, der kulturellen Verwendung der Naturschätze zum besten des Ganzen gefragt. Es ist ein trauriges Zeichen dieser utilitaristischen Denkweise, daß das Privatkapital Jahrzehnte lang die elementarsten Pflichten gegen die Arbeiter, denen es doch den eigenen Erfolg dankte, vollständig versäumt hat. Dazu nehme man die unnatürlichen Zustände, daß Massengüter wie z. B. Kohle

dem einheimischen Staat und seinen Verbrauchern teurer geliefert werden, als fremden Völkern. Wir stellen hier nur diese Tatsache fest, deren „wirtschaftliche Notwendigkeit“ wir anderswo prüfen. Gerade daß es sich um eine „wirtschaftliche Notwendigkeit“ handeln soll, gibt den klaren Beweis für den Widerstreit privatkapitalistischer und allgemein volkswirtschaftlicher Gesichtspunkte. Was volkswirtschaftlich Wert haben soll, muß dem Volk zugute kommen. Darin drückt sich der Fortschritt von privatwirtschaftlicher zu volkswirtschaftlicher Denkweise aus, daß man sozialethisch urteilen lernt.

Wie sehr sich privatkapitalistische Rentabilität und volkswirtschaftlicher Nutzen widersprechen können, lehrt am besten eine Übersicht über die Handlungen, die im Interesse der „Rentabilität“ unternommen werden. Die holländische Regierung läßt nur ein bestimmtes Quantum von Gewürzen aus Indien ausfahren, der Überschuß der Ernte wird verbrannt. Wie oft ist gutes Korn vernichtet worden, um den Preis zu erhöhen! In Amerika sollen Kupferplatten mit Stichen zerstört worden sein, um für die übrig gebliebenen einen höheren Preis zu erzielen. Liegt solche Vernichtung von Werten wirklich im Interesse eines gut wirtschaftenden Volkes? Nie und nimmer. Zerstörung von Werten läßt sich mit gesunder Wirtschaft nicht vereinigen. Oder denken wir daran, wie österreichische Kohlenbarone 1900 Bestellungen von Kohle in Waggonladungen direkt abwiesen, um Kohlenwucher zu treiben, wie 1899 England seinen Kampf gegen ungarisches Mehl führte, indem es die ungarischen Mehlproben bei einem Preisgericht einfach unterschlug, wie manche Banken die Depositengelder mißbräuchlich zu Spekulationszwecken verleihen und dadurch die Handelskrisen beschleunigen, und wir werden nicht den Mut haben, eine Gleichung des Inhalts: Privatnutzen = Gemeinnutzen zu ziehen. Reine Erwerbsgesellschaften sind nun einmal auf Gewinn angewiesen. Dieses Ziel reizt immer zu gewagten und bedenklichen Erscheinungen, sobald es als einziges gilt. Was ist es für ein volkswirtschaftlicher Unsinn, daß man sich vor einer guten Ernte fürchtet! „Natürlich“ sagen die einen, denn dadurch werden die Preise gedrückt; „unnatürlich“ sagen mit Recht die andern; denn das Brot ist noch lange nicht so billig, daß es jeder in genügender Menge kaufen kann. Oder denken wir an die Produktion des Alkohols. Sie ist, volkswirtschaftlich betrachtet, ein ungeheurer Schaden, wenn wir das Quantum ausscheiden, das zu technischen oder hygienischen Zwecken

verwendet wird. Betrieben wird sie nur im Interesse der Rentabilität, mag deutsche oder afrikanische Gesundheit zum Teufel gehen. Man vertiefe sich in holländische, venetianische, englische und andere Kolonialgeschichte, und vergegenwärtige sich ihren Raubbau an Menschen und Sachgütern, der das schwärzeste Blatt in der Geschichte christlicher Kulturwelt bildet. Auch dem Blinden wird klar, wie weit Rentabilität und Gemeinnutzen auseinanderliegen. Daher die Gefährlichkeit jener amerikanischen Lehre vom spirit of success. Wenn der geschäftliche Erfolg jede Sünde deckt, so stehen wir vor dem Ruin des volkswirtschaftlichen Lebens. Die 10 Millionen Amerikaner, die nicht nur in Armut, sondern im Elend leben, wirken wie eine Travestie auf den amerikanischen Geschäftserfolg.

Allein schon lange wird der Leser einen Einwand bereit halten. „Der Egoismus ist einmal das treibende Rad in Handel und Wandel der Menschen. Das mag man bedauern. Vorwärts kommt nur, wer mit den Tatsachen rechnet.“ Damit sind wir vor die uralte Frage der Moral gestellt, was es mit Egoismus und Altruismus auf sich hat. In diesem Zusammenhang genügt es vielleicht, folgende Grenzsteine für die Untersuchung aufzustellen. Der Egoismus liegt in keinem Sinn der Menschennatur näher, ist also keine „natürlichere“ Handlungsweise, als der Altruismus. Denn niemand hat weder in der Natur, noch in der Menschenwelt nur egoistische Handlungen gesehen. Die gegenseitige Hilfe spielt sogar gerade nach realistischer Auffassung der Dinge eine weit größere Rolle in der Welt, als man gemeinsam denkt. Jedenfalls ist sie in reichem Maß vorhanden und beweist damit durchaus nicht einen Abfall von „natürlichen“ Gesetzen. Der Egoismus ist auch keineswegs „vernünftiger“, als der Altruismus. Kein Mensch kann begreifen, warum es vernünftiger sein soll, daß sich zwei um 1000 Mk. streiten, statt daß sie die Summe unter sich teilen. Der Egoismus erscheint nur für die logische Betrachtung als das einfachere, während der Altruismus in seiner Wechselwirkung scheinbar dem Erkennen nicht so zugänglich ist. Wir haben es also bei den gewöhnlichen Aussagen über die Natürlichkeit, Einfachheit, Selbstverständlichkeit des Egoismus weder mit tatsächlichen Wahrheiten, noch mit richtigen Schlüssen, sondern mit einer gewissen denkfaulen Gewohnheit zu tun. Zu dieser Schwierigkeit tritt die andere, daß es für den zergliedernden Verstand eine Kleinigkeit ist, jede altruistische Handlung auf egoistische Motive zurückzuführen und egoistische Taten mit altruistischen

Motiven zu umkleiden. Der sozialpädagogische Weg geht geradezu in der Richtung, die Menschen und Menschengruppen immer mehr zu zwingen, den „nackten“ Egoismus aufzugeben und wenigstens eine Strecke weit dem Altruismus zu opfern, wenn auch zuletzt doch das egoistische Ziel erreicht werden wird. Dem nachdenkenden Verstand erscheint es wirklich als unüberwindbare Schwierigkeit, die Grenzen zwischen den beiden feindlichen Lagern abzustecken. Wo fängt in unserem eigenen Handeln der Egoismus an? Wo treibe ich wirklich reine Nächstenliebe? Ist es am Ende überhaupt undenkbar, hier klare Bestimmungen zu treffen, weil der Egoismus so oft in sein Gegenteil umschlägt und die Geschichte aus unseren Absichten vollständig andere Erfolge herausholt? Eben dieses Gesetz vom Umschlagen der besten Absichten in schädliche Werke, der schlimmen Gedanken in erfolgreichen Segen scheint die gesamte Ethik umzustoßen. Die „Heterogonie der Zwecke“ ist eine Tatsache. Wir können nicht dagegen angehen. Die Geschichte spielt mit den menschlichen Taten wie mit Federbällen; wohin sie fliegen und was sie anrichten, haben wir gar nicht in unserer Hand. Nur auf dem kurzen Weg vom innersten Wollen bis zum ernsten Entschluß gehört die Tat gewissermaßen uns selbst.

Sollte es aber nicht gerade hier möglich sein, feste Grundlinien zu gewinnen? Für den Psychiater sind die Grenzen zwischen gesundem und krankem Denken fließende, und sie sind es auch tatsächlich. Trotzdem reden wir von gesunden und kranken Gedanken, und reden so mit Recht. So sind auch für die wissenschaftliche Überlegung die Grenzlinien zwischen altruistischem und egoistischem Handeln durchaus fließende. Trotzdem weiß der gesund empfindende Mensch im Augenblick seines Handelns deutlich, ob er jetzt egoistisch oder altruistisch handeln will. Er mag sich darin täuschen; er kann bei näherer Einsicht dahinter kommen, daß er trotz seiner guten Absicht egoistische Hintergedanken hatte. Eben diese Möglichkeit der Selbstkontrolle ist uns aber nur wieder ein Beweis für die Tatsächlichkeit des Unterschieds der Richtungen. Egoismus und Altruismus bleiben sich widersprechende Lebensrichtungen. Sie können nicht begrifflich festgelegt werden; aber sie ergeben sich klar aus dem ganzen Lebensprozeß. Auch hier lautet die Hauptfrage: ist der Mensch selbst ein Egoist? Erst dann kann entschieden werden, ob seine Handlungen egoistisch sind.

Der egoistische Mensch sondert sich von der Gemeinschaft; er behandelt sie rein als Sache. Er entleert sich selbst.

Er wird zum bloßen Ich. Das andere Ich der lebensvollen, reichen Persönlichkeit hat sich entwickelt auf dem Boden vollen Gemeinschaftslebens. Je mehr er ausgab, desto mehr nahm er ein. In seinem Innern schnitten sich die verschiedensten Kreise und, je weiter sie sich ausdehnten, desto weiter wurde sein Herz, desto tiefer seine Gesinnung. Dehnten sie sich über das diesseitige hinaus, so fand er seine Kraft in ewigen Gedanken, an denen gemessen alle bloßen Ichgedanken so erbärmlich armselig erschienen. Der reine Utilitarismus ist versunken. Der Gedanke an das Ganze hält den einzelnen und erhebt ihn zur Höhe.

Literatur: Krapotkin Gegenseitige Hilfe in der Entwicklung. Simmel's glänzendes Kapitel über Altruismus und Egoismus in der Einleitung in die Moralwissenschaft I. A. Smith Inquiry into the nature and causes of the wealth of nations. Fr. Bassier Harmonies économiques (deutsch 1852; Hauptwerk der Manchesterschule). Ruskin Wie wir arbeiten und wirtschaften sollen. Higinbothmann Die Erziehung zum Kaufmann, und (als Gegengift hierzu die Lektüre von) Robert Hunter Das Elend der neuen Welt.

---

§ 18.

Der Kaufmann.

„Heute besteht die Kunst des Betriebs nicht im Produzieren, sondern im Verkaufen.“ So sagte der Leiter eines großen Eisenwerks zu mir. Damit ist der Charakter der kapitalistischen Wirtschaftsweise treffend geschildert. Der Kaufmann, die Händlerschaft ist es, welche heute um den ersten Platz in der volkswirtschaftlichen Organisation ringt. An der Entwicklung des modernen Handels kann der große Abstand mittelalterlicher und neuzeitlicher Wirtschaft gemessen werden. „Kaufmann“ im Sinne des deutschen Handelsgesetzbuchs ist derjenige, der gewerbsmäßig Handelsgeschäfte im eigenen Namen betreibt oder betreiben läßt. Es kommt nicht darauf an, daß das Handelsgeschäft den ganzen Beruf des Mannes ausfüllt. Wenn das Deutsche Reich seine Post betreibt oder der preußische Staat Bergwerke ankauft, übernimmt er kaufmännische Rolle, obgleich diese Arbeiten nur seine Nebenbeschäftigungen sind. Wie ist dieser kaufmännische Beruf einzuschätzen?

Von jeher hatte die kaufmännische Tätigkeit unter mißliebigen sittlichen Urteilen zu leiden. Der Kaufmannstand

konnte sich keine gesellschaftliche Achtung erwerben, solange die „Gesellschaft“ wesentlich aus Grundherren und Geistlichen, Adel, Ritter und Klerus bestand. Großkaufleute waren zwar geachtet. Doch scheint das volkstümliche Bild von den großen Handelsgewinnen des Mittelalters bei genauer Prüfung sich wesentlich zu verschieben. Der wirkliche Großhandel ist erst ein Kind der modernen Zeit. Deshalb setzt die Würdigung und schriftstellerische Beobachtung des Kaufmannstandes energisch erst im 19. Jahrhundert ein. Welche Unterschiede begegnen uns wieder hier, wenn wir von Freytags altehrwürdigem Kaufmannshaus bis zu den Buddenbrocks in Thomas Manns Roman uns führen lassen! Und immer schwankt das Urteil zwischen scharfer Kritik an den bedenklichen Kniffen und ästhetischer Freude an dem geistigen Charakter des Handels. Man lese Werke wie Zolas „Au bonheur des dames“ oder Ibsens „Die Stützen der Gesellschaft“, Björnsons „Fallissement“, und man wird finden, wie langsam sich in der Literatur eine gerechte, unparteiische Würdigung des kaufmännischen Handelstandes durchringt. Man kommt zurück von der Verherrlichung des rücksichtslosen Kraftgenies und lernt die wirkliche tatenkräftige Machtentfaltung schätzen. Man vergißt das Krämerhafte und empfindet froh den frischen Pulsschlag moderner und zukünftiger Volkswirtschaft.

Doch wir müssen die Klagen, welche gegen den Kaufmannstand erhoben werden, gründlich untersuchen. Der Sozialist Fourier beurteilte ihn als den widrigsten Krebsschaden der Zivilisation. Sein Zweck sei nicht Hebung des Marktes und gewissenhafte Verteilung der Waren, sondern Bereicherung des Kaufmanns. Er sah im Handel nichts als Lüge, Bankrott, Wucher und Betrug. Eindrücke aus der Kinderzeit hatten sich zu solch allgemeiner Anklage verdichtet. Wurde er doch als Junge von seinem Vater gezüchtigt, weil er einen Kunden gewissenhaft über die Beschaffenheit einer Ware aufklärte, und ein andermal hatte er einen Kornhändler beobachtet, der während einer Hungersnot einen Teil seiner Vorräte ins Meer senkte. Was hier ein Sozialist ausführt, klingt aus der altchristlichen Welt überall wieder bis hin zu Luther, der meinte, daß ein Kaufmann „schwerlich ohne Sünde“ sein könnte, und von dort bis herein in die Gegenwart, mag sie von Tolstoi beeinflußt sein oder nicht. Besonders die „Christliche Welt“ hat das Verdienst, diese sozialen Probleme scharf angefaßt zu haben und in manchen Punkten hat ihr die „Ethische Kultur“ Beistand geleistet. Auch außerhalb der christlichen Kreise begegnen wir besonders

im Sprichwort der Völker mancher herben Kritik kaufmännischen Verfahrens. Zwar hat die gewöhnliche Berufung auf Hermes als den Gott der Kaufleute und der Diebe kein historisches Recht. Denn Hermes ist nur als Gott der Winde zu seiner Rolle als betrügerischer Dieb gekommen, und um desselben Windes und Wetters willen, das er wenden kann, sind die Kaufleute auf ihren Fahrten auf diesen Gott angewiesen. Allein die Tatsache bleibt stehen, daß alle Völker, besonders solange sie im gewerblichen Mittelalter standen, ein instinktives Mißtrauen gegen den Handel nährten. Noch ein so scharfer Kopf wie Ruskin bestreitet dem Tausch, der Hauptfunktion des Handels, daß „dadurch etwas geschaffen oder erzeugt werde. Im Tausch liegt kein Profit.“ Der Kern aller Vorwürfe ist mit dem letzten Wort deutlich bezeichnet. Es ist die Anschauung von der „Unfruchtbarkeit“ des Handels in der Volkswirtschaft. Für solche Auffassung muß die tatsächliche Reichtumanhäufung durch den Handel im größten Mißverhältnis zu der eigentlichen Arbeit stehen. Die Summen, die angesammelt werden, erscheinen wie reiner Betrug. Wo keine Arbeitsleistung ist, darf doch kein Gewinn sein. Ist diese Anschauung richtig?

Der Handel ist ein durchaus notwendiges Glied der arbeitsteiligen Produktion in unserer Wirtschaftsordnung. Er ist der Vermittler zwischen den Produzenten einerseits und zwischen Produzenten und Konsumenten andererseits. Ohne Handel würden heute die Schätze der Industrie und der Landwirtschaft tote Rohprodukte ohne Verwendung bleiben. Wenn wir aber sagen, daß der Handel notwendig ist, meinen wir das nicht in dem Sinn vom notwendigen Übel. Es mag wohl Wirtschaftsordnungen geben, die den Handel wesentlich einschränken, vielleicht zum großen Teil ausschalten. Damit rechnen wir nicht. Es fragt sich, ob heute der Kaufmann in seinem Stand wirklich einen sittlichen Dienst tun kann oder nicht. Wer dem Handel mit dem größten Mißtrauen begegnet, muß es ja für ein Ding der Unmöglichkeit halten, innerhalb dieses Berufs sich sittlich bewähren zu können. Dagegen betonen wir, daß der Handel sozialer Dienst ersten Ranges ist. Was nützen Kohle und Eisen, wenn sie an der Fundstätte verlagert liegen und kein Handel bringt sie zu Hütte und Herd? Was nützt das Korn in Argentinien, der Kaffee in Java, das Petroleum in Rußland, wenn es nicht vom Kaufmann entdeckt, verschickt, angeboten wird? Man sehe sich ein einzigesmal die Liste der Artikel an, die wir in Deutschland ein- und ausführen: Getreide, tierische Produkte aller

Art, Vieh, Erze, Kohlen, Glas, Stein-, Ton-, Blei-, Eisen-, Kupfer-, Zink-, Zinnwaren, Instrumente, Maschinen, Drogerieartikel, Teer, Pech, Lichte, Öl, Petroleum, Seife, Baumwolle, Flachs, Leinengarn, Seide, Wolle, Papier, Spielkarten, Häute, Kautschuk, Leder, Wachstuch, Bürstenbinderwaren, Haare, Federn, Holzstoffe, Strohwaren, Hopfen, Spezereiwaren, Kleider, Leibwäsche, Pelzwerk, literarische und Kunstgegenstände, Kalender, Abfälle, Kurzwaren. Diese Masse bewältigt der Handel. Er sucht alle Stoffe auf. Er durchstöbert die Welt, wie die Kinder das Haus vom Keller bis zum Speicher. Alles, was benutzt werden kann, wird hervorgeholt, auf seine Verwertung geprüft, verwendet. Unsere Industrien brauchen Baumwolle und Erze. Wer verschafft sie ihnen? Unsere Häuser brauchen alle Unterhaltsmittel vom Brot, das der Bäckerjunge bringt, bis zum Tiffanyglas, an dessen wunderbarem Farbenspiel sich unser Auge freut. Woher bekommen wir das? Die Feder, mit welcher ich schreibe, das Papier, das vor mir liegt, der Rock, den ich anhabe — sie sind alle aus dem Laden gekommen. Nun ist ja mit dem allem keineswegs behauptet, daß nur der Kaufmannstand in alle Ewigkeit diese Vermittlerrolle spielen müßte. Es läßt sich wohl denken, daß irgend eine gesellschaftliche Behörde die gleiche Rolle übernehmen könnte. In diesem Zusammenhang handelt es sich einzig darum, die augenblickliche sittliche Bedeutung des Handelsstandes als Berufes klar herauszustellen.

Er hat heute solch' sittliche Bedeutung. Er organisiert geradezu die gesamte wirtschaftende Gesellschaft. Er vermehrt die geistige Seite ihrer wirtschaftlichen Tätigkeit. Des Kaufmanns Aufgabe ist beobachten, berechnen, überlegen, spekulieren, kalkulieren. Seine Arbeit ist zunächst keine körperliche. Deshalb scheint sie vielen als geringwertig. Die materialistische Auffassung der Arbeit drängt sich leider selbst in manche Ethik ein und erscheint dort in dem scheinbar wohlberechtigten Vorurteil gegen den Handel, der nicht „arbeitet". Wir wissen, daß die Krone der Arbeit im geistigen Herrschen des Menschen liegt. Je körperlicher die Arbeit bleibt, desto stärker muß sich die sittliche Pflicht geltend machen, diese körperliche Arbeit vom Werkzeug, von der Maschine bewältigen zu lassen. Der Mensch hat ein Recht auf Freiheit von dem materialistischen Arbeitsbegriff, der die Arbeit rein nach der Muskelabnützung und der Arbeitszeit bemißt. Die kaufmännische Arbeit trägt auch noch genug der körperlichen Mühe in sich. Sie ist aber zu-

nächst auf geistige Beherrschung der Menschen und Waren gerichtet. Der Kaufmann muß ein guter Menschenkenner sein. Die „Sorten“ von Menschen muß er nach ihren Bedürfnissen unterscheiden lernen. Er muß fein bewandert sein in Geschichte und Geographie. Sitten und Bräuche der Menschen zu kennen, die Zukunft zu erwägen, die Gegenwart richtig einschätzen lernen — das sind seine großen Aufgaben. Daneben wird von ihm eine genaue Kenntnis der Sachen, der Waren verlangt. Die Stoffe muß er kennen, wie seine eigene Hand. Das Lager muß er lieben lernen mit der ganzen Liebe eines Forschers, der sich in seinen Gegenstand vertieft. Diese sachliche, geistige Arbeit zwingt den Kaufmann selbst zur ruhigen Erwägung, klaren Auffassung. Aus der Beschäftigung mit der Sache und ihren Eigenschaften, die möglichst analysiert werden, erwächst der Sinn für das Wirkliche. Ins Ethische übertragen finden wir hier die Wendung zum Ernst und zur Wahrhaftigkeit. „Reell sein“ ist die Ehre des Kaufmanns. Für ihn bedeutet diese „Reellität“ eine große Kunst, weil er eben aus der Kenntnis der Menschen und Dinge heraus alle jene Umwege und Schliche weiß, mit welchen man die Dinge und die Menschen betrügerisch formt, so wie man will. Eben diese Gefahr der innerlichen Unwahrhaftigkeit teilt der Kaufmannstand mit allen geistigen Berufen. Je geistiger, gedanklicher die Beschäftigung wird, desto mehr häufen sich die Möglichkeiten, sich und andere mit geschmeidiger Macht des Geistes zu betrügen, ohne daß man damit eine plumpe Lüge riskiert. Gerade der theologische Beruf, der in die Rüstkammern der Dialektik hineingesehen hat, weiß, wie leicht sich das Denken mit der Unwahrheit vermählt, wenn nur aus diesem Bund Herrschaft erzeugt wird. Wir ziehen diese Parallelen absichtlich, um jene Vorurteile über das Betrügen und Belügen als eine gemeinsame Gefahr aller geistigen Berufe nachzuweisen. Damit soll die Sache selbst keineswegs geleugnet werden. Kaufleute können über sittlich bedenkliche Kunstgriffe sehr lax urteilen und wenn einer ertappt wird, so wird nicht sein Unrecht, sondern seine Dummheit verurteilt. Aber es fragt sich, ob die handelswirtschaftlichen Tendenzen der modernen Zeit diese Gefahr vergrößern oder verringern.

Wir sind geneigt, gerade in der neuzeitlichen Entwicklung zum Großhandel und in der Beschränkung des Detailhandels einen Fortschritt zu größerer Verantwortlichkeit und ernsterer Wahrhaftigkeit zu erblicken. Der moderne Handel wird von der ausgesprochenen Absicht getragen, überflüssige

Mittelglieder auszustoßen. Das ist im Interesse der sittlichen Auffassung der Volkswirtschaft zu begrüßen. Denn jedes überflüssige Glied am Körper des Ganzen hemmt die Entwicklung. Gewiß sitzen im Detailhandel viele ehrenhafte Existenzen und er ist bis heute eher im Wachsen als im Abnehmen, wenn auch seine wirtschaftlichen Abhängigkeitsformen gewechselt haben. Eine Lektüre des „Konfektionär“ kann uns einen Einblick in die wirklichen Leiden des Kaufmannstandes gewähren. Der größte Feind des ehrlichen Detaillisten ist die Schmutzkonkurrenz. Damit sind jene kaufmännischen Existenzen gemeint, denen jedes Mittel der Reklame und des Einkaufs gut genug ist, wenn sie nur raschen Umsatz erzielen. Doch ist es bezeichnend, daß sich die Schmutzkonkurrenz nie lange hält und in ihrer augenblicklichen Gefährlichkeit schon wesentlich gehemmt, wenn nicht hätte beseitigt werden können, wenn nicht der übrige Detaillistenstand nervös geworden wäre und sich die Allüren der eigenen Feinde angewöhnt hätte. — Daß die Warenhäuser dem kleinen Kaufmannstand wirklich schaden, ist keineswegs bewiesen. Zunächst bedeuten sie einen wirklichen ethischen Fortschritt. Denn sie haben mit dem Borgsystem gebrochen und das System der Barzahlung nicht nur grundsätzlich, sondern ausnahmslos durchgeführt. Das schließt eine Versittlichung der Beziehungen zwischen Konsument und Produzent ein. Ferner sorgen sie für die materielle Sicherstellung und geistige Fortbildung ihrer Angestellten in umfangreichem Maß. Ihr Grundsatz, vieles ohne Gewinn zu verkaufen und nur an anderen Waren zu profitieren, ist auch kein unehrlicher; die meisten Geschäfte befolgen dieselbe Praxis. Wir geben gerne zu, daß durch das Raffinement der Ausstellung großer Warenhäuser die Instinkte, vor allem des weiblichen Käufers, außerordentlich gereizt werden. Französische Darstellungen über die neueste Abart des Diebstahls, den Warenhausdiebstahl, enthüllen ein Bild des geradezu dämonischen Zaubers, den eine solch' blendende Warenmenge ausübt, die vor den Augen des Käufers ausgebreitet liegt, gierig nach seiner Hand fassend. Aber doch vermögen diese Schäden jenen Nutzen des Bezahlungszwangs nicht wett zu machen. Wenn die Einkommensunterschiede der Klassen sich einander nähern, würde auch jener Zauber in Nichts zerfallen; er herrscht doch nur so lange, als man sich das nicht leisten kann, was der andere sich anschafft. Fassen wir aber das Verhältnis des Warenhauses zu den kleineren Kaufleuten ins Auge, so sind hier, wie gesagt, die Akten noch nicht geschlossen,

um ein Urteil zu riskieren. Teilweise werden die kleinen Geschäfte gezwungen, sich mehr zu spezialisieren, teilweise übt das Warenhaus überhaupt einen heilsamen Zwang auf energische Geschäftsführung aus. Doch ist manches ehrliche Geschäft im Gefolge jenes konzentrierten Warenangebots wirklich zusammengebrochen; das kann nicht geleugnet werden. Es wird sich bei der Beurteilung nur um die Frage handeln, ob solche Zusammenbrüche Opfer auf dem Wege besserer volkswirtschaftlicher Entwicklung oder Opfer privatwirtschaftlichen Egoismus sind. Daß die Entwicklung zum Großhandel einen Fortschritt zur Wahrhaftigkeit des Verkehrs bedeutet, ist unsere feste Überzeugung. Es mag ja sein, daß der einzelne Großhändler nicht deshalb ehrlich ist, weil er großen sittlichen Wert auf die Wahrhaftigkeit des Geschäftsgebahrens legt. Er übt Offenheit und Redlichkeit in der Vertragstreue, weil er es sich finanziell leisten kann, offen und ehrlich zu sein. Aber wir müssen auch die Einrichtungen selbst daraufhin prüfen, ob sie sittliche Bewährung erleichtern oder erschweren, und jede Entwicklung begrüßen, welche die öffentliche Wahrhaftigkeit begünstigt. Das Wort eines Großhändlers bedeutet heute eine derartige wirtschaftliche Aktion, daß ihre notwendigste Voraussetzung Wahrhaftigkeit und Zuverlässigkeit ist. Man verstehe recht! Wir zweifeln die Wahrhaftigkeitsliebe der kleineren Kaufleute gar nicht an. Wir suchen nur den Zusammenhang zwischen Umfang und Tiefe der Verantwortlichkeit klar zu erfassen. Wo weniger darauf ankommt, wird die Wahrhaftigkeit stets härteren Stand haben; wo Millionen in Frage kommen, da ist unentbehrliche Voraussetzung, daß ein Mann ein Wort gilt. Man nehme die Zahlen, die allein im auswärtigen Handel Deutschlands stecken. Sie zählen nicht nach Millionen, sondern nach Milliarden Mark jährlich. Davon entfällt weitaus der größere Teil in das Gebiet des Großhandels. Man versteht, was hier persönliches Vertrauen wiegt. Es ist für einen Laien im Geschäftsleben oft mehr wie verwunderlich, welche Geldsummen in einem einzigen Augenblick mit einem einzigen Geschäftsvertrag gewagt werden. Welche Rolle muß die persönliche Wahrheitsliebe spielen, wo man Millionen auf ein Wort hingibt! Die große moderne Entwicklung des Vertrags mit seiner fein ausgebildeten Mechanik ist ohne hohes Vertrauen in persönliche Sicherheit undenkbar. Selbstverständlich erleichtert es die Übersichtlichkeit des Geschäfts, je weniger verwickelte Verhältnisse es berührt. So erklärt es sich, daß die Tendenz der Geschäftsbildung immer mehr einzelne

wenige große Faktoren bevorzugt. Allein damit wird innerhalb dieser Riesengebilde die persönliche Verantwortlichkeit nicht ausgelöscht. Der Beamte einer Firma würde schlecht handeln, wenn er innerhalb der Firma weniger Verantwortlichkeit empfinden würde, als zu der Zeit, da er ein eigenes Geschäft besaß. Das persönliche Risiko ist geringer geworden; gewiß, das Wagnis und der Mut dazu haben an Spannkraft abgenommen. Aber wie das auf die persönliche Verantwortlichkeit mindern sollte, ist uns unverständlich. Denn Risiko und sittliche Verantwortlichkeit ist nicht dasselbe. Man kann im Gegenteil sagen, in jenem Risiko für das eigene Geschäft steckt noch ein gut Teil persönlichen Eigennutzes, während in der amtlichen Verantwortlichkeit nur die großen sittlichen Gesichtspunkte ausschlaggebend sind. Ein Abteilungsvorsteher in einem großen Geschäft nimmt heute eine weit verantwortungsvollere Stelle ein als ein selbständig Gewerbetreibender. Wie würde sich unsere Beamtenschaft empören, wollte man ihr weniger Verantwortlichkeitsgefühl beimessen, als einem Arzt oder Kaufmann. Gerade für den Sozialethiker dürfte es ein willkommener Fingerzeig sein, daß er die Verantwortlichkeit des sozialen Menschen stärken kann, ohne direkt an seinen Geschäftsegoismus appellieren zu müssen. Daß allerdings innerhalb des großen Räderwerks eines Großhandelsgeschäfts der einzelne nicht bloß ein unbewußt getriebenes Rädchen darstellen will, daß er ein Recht darauf hat, an dem Ganzen interessiert zu werden, ist notwendig um die Verantwortlichkeit nicht nur als abstrakte Pflicht zu empfinden, sondern sie als anschauliche, greifbare Größe vor sich zu sehen. Wir werden hiervon später reden. Hier sei noch auf eins hingewiesen. Wir begrüßen jene Existenzen, welche rein von Kapitals Gnaden in den Filialen als Handelsleute über Wasser gehalten werden, keineswegs. Aber ebensowenig stimmen wir in den Klageruf über Vernichtung des alten Kramladens ein. Nicht nur um der Konsumenten willen. Davon nachher! Vielmehr um der Charaktertüchtigkeit des Kaufmannstandes selbst willen ist es gut, wenn viele jener kleinen haltlosen Existenzen den Ernst des Lebens kennen lernen, die eben einen Kram aufmachen, weil sie damit bequemer und anständiger leben zu können meinen. Es sind wahrhaftig nicht lauter Charaktere, die hinter dem kleinen Ladentisch stehen, und wer es besonders auf den Dörfern mit erlebt, wie sich dort die Kramläden vor allem durch ausgedehnteste Borgwirtschaft Konkurrenz machen, der streicht von der sittlichen Idylle des „kleinen Kaufmanns“ sehr viel ab. Wir können

deshalb in die sittliche Verurteilung des ausgedehnten Warenvertriebs durch Detailreisende und Detailagenten nicht einstimmen.

Man muß es dem Handel zuerkennen, daß er eine Reihe Berufe erzeugt hat. Zwei der wichtigsten haben wir eben genannt: den Reisenden- und Agentenberuf. Noch 1884 zählte man in Deutschland etwa 45000 Legitimationskarten für Reisende, jetzt über 140000. Was bedeutet dieses Heer von Menschen für die Gliederung unserer Volkswirtschaft! Dazu treten die Inhaber der Agenturen und Generalagenturen, die Kommissionäre, der Großist, der Engrossortimenter, ganz abgesehen von der Spezialisierung der Kaufgeschäfte selbst und der Arbeitsteilung innerhalb der großen Geschäftsbazare. Diese Leistung bedeutet eine außerordentliche Belebung und Bereicherung des gesamten Handelslebens. Der Feind des Handels wird freilich in dieser Masse von Zwischenträgern nur einen neuen Ballast der Volkswirtschaft erblicken, den wieder der Konsument erhalten muß. Immerhin ist es interessant zu beobachten, wie die Ausmerzung der Überzähligen sich verhältnismäßig rasch durchsetzt. Schlimmer sind die Übelstände, die sich aus der Überschwemmung der Konsumenten mit der ganzen Flut von Reisenden ergibt. Die Zudringlichkeit und geschäftsmäßige Übertreibung, die aufreibende Hetze, in der um jeden Preis ein Geschäftsabschluß verlangt wird, die Ausnützung aller Triebe des menschlichen Herzens zu Zwecken des Profits — das sind die großen Gefahren dieses Standes. Sie werden noch vermehrt durch den ständigen Zwang, die Wohnung zu wechseln, den Verzicht auf eine Heimat, den Mangel an Zeit zu gründlicher Ausbildung trotz der erdrückenden Mannigfaltigkeit der vielen Eindrücke. Desto energischer muß gerade im Handelsgebiet der Wert sittlicher Persönlichkeit betont werden. Es bleibt doch praktische Erfahrung, die mir gegenüber gerade Agenten ausgesprochen haben, daß auch geschäftlich persönliche Ehrenhaftigkeit und Unbestechlichkeit des Charakters sich auf die Dauer am besten bezahlt machen.

Dies führt uns auf die Hauptsache. Mag man die technischen Einzelheiten des kaufmännischen Verfahrens beurteilen wie man will, mag unsere Beurteilung der wirtschaftlichen Tendenzen fehl greifen: unberührt bleibt die Forderung sittlicher Persönlichkeiten im Handelsstand. Je flüssiger und flüchtiger die Handelsaktionen sind, desto mehr kommt es darauf an, daß sie von ehrenhaften

Männern ausgeführt werden. Ruskin betont einmal, der Handel stehe in der öffentlichen Meinung deshalb unter den übrigen Berufen, weil er keine Männer zu sich zähle, die sich als Helden geopfert hätten. Im Heer und in den geistigen Berufen lebten diejenigen, die für eine große Sache Opfer bringen; im Kaufmannstand sei alles nur auf den Profit gerichtet. Diese Anschauung ist falsch. Wenn es im Kaufmannstand nur einen einzigen Eduard Lohner gegeben hätte, der sich selbständig an die Herstellung von Anilinfarben heranwagte und sein ganzes Vermögen dafür opferte, Österreich von den teuren Preisen für Anilinfarben zu befreien, die Frankreich forderte, so hätten wir schon kein Recht, in dieser Weise über den Handelstand zu urteilen. Aber wir wissen aus den Berichten der Firma Eichhorn in Breslau, den Bekenntnissen des alten Krupp, den Schicksalen eines Watt und Solvay, daß der Sinn zu Opfern und zu Heldentaten dem Handel keineswegs fremd ist. Es bleibt eine richtige Beobachtung, daß Geiz durchaus kein spezifisches Laster des Kaufmanns ist, sondern sich in Handelskreisen weniger findet als anderswo. Denn der Handel betrachtet das Geld als Werkzeug, er rechnet von vornherein mit Verlusten und untersteht der Herrschaft des Geldes lange nicht in dem Maß, wie die urteilen, welche von außen an die Handelstätigkeit heransehen. Jene Vorurteile sind ja verständlich. Wo man Geschäfte in Millionen Gold vor sich gehen sieht, denkt man nicht daran, daß es sich hier eben um Geschäfte in Geldware handelt, wie sonst in Kohle und Kaffee. Der Gleichmut, mit welchem Geldverluste getragen werden, findet sich in Handelskreisen ebenso oft, wie die Jagd nach Geld. Deshalb ist es unrichtig, zu sagen, daß der Handelsberuf als solcher die persönliche Sittlichkeit mehr gefährde, wie andere. Wir können im Gegenteil behaupten, die Verfehlungen in Handel und Wandel sind viel leichter zu greifen, sind anschaulicher und öffentlicher, während die Fehler anderer Berufe sich mehr verbergen, mancher Umkleidung sich bedienen und dadurch desto gefährlicher, weil entsittlichender, wirken.

So bleibt die Forderung nicht als Nebensache, sondern als tragender Grundsatz der Handelstätigkeit: schaffe dir Persönlichkeiten! Es steckt doch viel kleines, erbärmliches, minderwertiges Material in kaufmännischen Kreisen. Man muß Standesangehörige selbst über die Zerfahrenheit ihres eigenen Standes urteilen hören. Die Gründerjahre, und nicht nur sie allein, haben die kaufmännische Moral schlimm beeinflußt. Gerade die tüchtigen Kaufleute freuen sich, wenn

man die Forderung persönlicher Sittlichkeit und Tüchtigkeit, Ehrenhaftigkeit und Treue so scharf wie möglich erhebt. Mir schreibt ein Großkaufmann: „Ein in sich selbst ruhender und gefestigter Charakter wird sich immer im großen wie im kleinen verantwortlich fühlen. Der Mensch, auch als Kaufmann oder Offizier, wird ein nobler Mensch sein und bleiben und umgekehrt, ein nobler Kaufmann und Offizier wird stets ein sittlich minderwertiger Mensch sein. Ein jeder fühlt's, mancher ja nur dunkel, wenn er unter der Linie seiner angeborenen Sittlichkeit, Ehre und Ehrlichkeit geblieben ist. Das ist Abfall von sich selbst, das ist wohl seine Sünde." Derselbe Ton klingt in der Ansprache an junge Kaufleute, die Carnegie hält. „Strebe nach dem Höchsten! betritt niemals einen öffentlichen Ausschank; trinke keine Spirituosen oder höchstens bloß zu den Mahlzeiten; spekuliere niemals und übernimm Bürgschaften niemals höher als deine freie Kasse; mache die Interessen deiner Firma zu deinen eigenen; kehre dich nicht an die hergebrachte Routine, sobald es im Interesse deines Prinzipals liegt; konzentriere deine Kräfte, tu' alles, was du hast, in einen einzigen Topf und wache über den Topf. Ausgaben stets geringer als Einnahmen! und endlich verliere nie die Geduld, denn wie Emerson sagt: ‚Niemand kann dich um deinen endgültigen Erfolg betrügen, wenn nicht du selbst'." — Es ist eine merkwürdige Tatsache, daß der Protestantismus die Entwicklung des Kapitalismus befördert hat. Ohne Calvinismus und Quäkertum wäre die machtvolle kapitalistische Welle undenkbar. Die Energie des Wagnisses fühlt sich der protestantischen Religionsgemeinschaft verwandter, wie der katholischen. Gerade deswegen hat der Protestantismus eine Ehrenschuld gegenüber den sittlichen Gefahren des Kapitalismus. Er besitzt das wirksamste Mittel: Pflege selbständiger, verantwortlicher Persönlichkeiten. Wird der Handel künftig immer mehr von solchen Elementen durchsetzt, so müssen die beiden Krebsschäden der modernen Entwicklung verschwinden, das Schmarotzertum mit seiner Schleuderkonkurrenz und die Belastung des Preiskontos durch überzählige Existenzen. Je durchsichtiger die volkswirtschaftliche Organisation wird, desto einheitlicher kann sich der Handel gestalten. Die Konzentrationstendenzen sind im Grundsatz zu unterstützen. Überall entscheidet die Leistungsfähigkeit, und die Ethik hat stets die Bahn zur größten Leistungsfähigkeit hin zu führen. Freilich fragt es sich dann, in wessen Händen zuletzt die konzentrierte Macht liegen soll.

Solange wir noch keine sittlich durchgebildete, verantwortliche Stelle dafür haben, ist wohl das kleinere Übel, daß die Menschen gegenseitig ihre Fehler bessern und ausmerzen, indem sie sich durch die Konkurrenz hierzu zwingen. Wir drückten uns deshalb oben vorsichtig aus, indem wir augenblicklich die Losung „Ausschaltung des Zwischenhandels um jeden Preis“ für unrichtig halten. Das Kohlenkontor ist ein klassisches Beispiel für diese Ausschaltungstendenzen. Ob es seine Macht zugunsten der vaterländischen Industrie und heimischen Konsumenten braucht, ist eine sehr umstrittene Frage. Die Brutalität, mit welcher es den Zwischenhandel herauswarf, hat der Befürchtung Recht gegeben, daß es ohne Konkurrenz diktatorisch auch in der Preissetzung vorgeht. Dann ist der Teufel mit Beelzebub ausgetrieben. Und doch hat das Kohlenkontor heilsamen Einfluß auf die Barbezahlung ausgeübt. In dem harten Zwang der Syndikate zur kurzfristigen Begleichung liegt der Anlaß zur Tilgung des Borgsystems auch im Verkauf an das Publikum.

Damit sind wir noch auf das Kapitel der Preisbildung geführt. Gerechter Preis ist die Sehnsucht der Theoretiker und Praktiker der Volkswirtschaft. Thomas von Aquino zerarbeitete sich ebenso daran, wie der moderne Sozialismus und seine Schwankungen erklären sich aus der doppelten Bedeutung von pretium: „Wert“ und „Preis“. Was wunder, daß schließlich die oberflächliche Beobachtung der Marktverhältnisse sich zu der Lehre verdichtete, der Preis richte sich allein nach Angebot und Nachfrage. Wir sagen absichtlich, die oberflächliche Lehre, obgleich es sich um Sätze der klassischen Nationalökonomie handelt. Denn einzelne richtige Beobachtungen wurden durch sie zu dem Rang eines Naturgesetzes erhoben, das sich mit unwiderstehlicher Regelmäßigkeit durchsetzte. Im Angebot umfaßte sie Mengen der aufgespeicherten Güter, in der Nachfrage die Summe der bedürfenden Menschen. Aus dem Widerstreit dieser Kräfte sollte sich ganz von selbst, wie die Diagonale im Parallelogramm der Kräfte, der gerechte, naturgemäße Preis ergeben. Das trifft auch zu für den kleineren Markt und die Güter, welche auf ihn gebracht werden können. Die Güter, die nicht auf den einzelnen Markt gebracht werden und die Menschen, die dort nicht erscheinen, um ihre Bedürfnisse zu decken, beeinflussen augenblicklich die Preisbestimmung nicht. Allein wer die Macht hat, der kann das Angebot beliebig steigern. Der Kornwucherer wirft Massen oft sogar fiktiven Getreides auf den Markt, um den Preis zu drücken. Oder er beschränkt

willkürlich die Nachfrage, indem er sie vom Markte fernhalten läßt. Deshalb ist es ein verhängnisvoller Irrtum, die gesamte Preisgestaltung so darzustellen, als wäre sie das einfache Ergebnis zweier Zahlenreihen, die miteinander verglichen würden, etwa wie beim Börsenmakler. Angebot und Nachfrage wirken stets und preisbildend; aber nie allein und nicht in ausschlaggebendem Maß. Den Ausschlag bei jedem Geschäft gibt die wirtschaftliche Übermacht. Der ist der mächtigere, der das geringere Interesse am Abschluß des Geschäftes hat. Wer es aushalten kann, der beherrscht den Markt. Die übrigen müssen sich auf alle Bedingungen einlassen. Diese Machtverhältnisse beeinflussen Angebot und Nachfrage so stark, daß von einer Selbstregulierung des Preises nicht die Rede sein kann. Mit Recht wird die Losung vom höheren volkswirtschaftlichen Standpunkt als unhaltbar nachgewiesen: kauft auf dem billigsten Markt und verkauft auf dem teuersten! Rücksichten der Gerechtigkeit werden dabei vollständig außer acht gelassen. Überall, wo das Tauschen nur dem einen der Tauschenden wesentlichen Vorteil bringt, liegt ungerechte Preisbildung vor. Beim Tausch muß der Vorteil auf beiden Seiten liegen; der, der verkauft, und der, der kauft, müssen gleichmäßig an dem Tausch innerlich beteiligt sein. Wo eine solche Einigung vorausgeht, sind die Vorbedingungen für gerechte Preisbildung vorhanden. Wird dagegen im Tauschen die Notlage des Käufers oder des Verkäufers ausgenützt, so ist es um jede angemessene Preisansetzung geschehen. Tauschen ist gemeinsame, soziale Sache; sonst handelt es sich nicht um Tauschen, sondern um Herrschen, Ausrauben, Betrügen. Deshalb versuchte es das Mittelalter mit Preistaxen. Ihre leitenden Motive waren sittlicher Art. Die Obrigkeit, sagte man, trägt die Verantwortung für gute und preiswürdige Waren; das Publikum darf für sein Geld nicht betrogen werden. Zugleich ist die Stadt daran interessiert, daß die produzierenden Stände ihre „ehrliche Nahrung" erhalten. Auch hierfür sorgen die Preisbestimmungen, wie sie oft unter Zuziehung der Zunft festgesetzt worden sind. Von den Städten übernahmen die Staaten dieselbe Ordnung des Gewerbewesens. Sie dehnten das Taxenwesen bedeutend aus. Die Berechnungen gingen sehr ins Detail. Das war möglich, solange die Absatzgebiete übersehbar waren, mit anderen Worten, solange man mit verhältnismäßig sicheren Größen der Bevölkerung rechnen konnte, und solange die einzelnen kleinen Landschaften in geringem Verkehr miteinander standen. Die Wirkung dieser öffentlichen Preisfestsetzungen beschreibt Adler folgendermaßen: „In wie-

weit das pretium legitimum auch in Wahrheit das angestrebte pretium justum war, darüber entschied in letzter Instanz die sachliche Kenntnis, der verständige Kalkül und der natürliche Takt der gebietenden Ratskommission." Je verwickelter die Verhältnisse wurden, desto ungenügender erwiesen sich die amtlichen Versuche. 1810 wurden die Taxen infolge der Gewerbefreiheit großenteils abgeschafft und 1869 grundsätzlich beseitigt. Das Vetorecht des Fiskus im Kalisyndikat bei jeder Preiserhöhung für Kainit war ein letzter Rest der alten polizeilichen Preisregelung. Von anderer Seite her bewegt sich heute die Volkswirtschaft wieder in diesen Geleisen: in der Tarifpolitik der Arbeiterverbände, wodurch die Preise für einen besonders wertvollen „Artikel", für menschliche Arbeitskraft, festgelegt werden. Andererseits hat sich der kapitalistische Markt fast ungehemmt der Preisbildung der übrigen Artikel bemächtigt und man fängt neuerdings an, auch hier wieder organisierend einzugreifen. Denn auf der einen Seite sind es die Trusts, Syndikate, Kartelle, welche feste Preisvereinigungen bilden. Auf der andern wirken die Genossenschaften der willkürlichen Preisbildung entgegen. Was die klassische Lehre von der Wirkung der Konkurrenz auf gerechte Preisbildung erhoffte, ist im ganzen nicht in Erfüllung gegangen. Die kapitalistischen Machtfaktoren geben zu sehr den Ausschlag. Trotz alledem soll die oberflächliche Meinung vieler „christlicher" Sozialpolitiker zurückgewiesen sein, wonach es nur am guten Willen zu gerechter Preisbestimmung fehlte. Zugegeben, daß der Kaufmann Dummheit, Unkenntnis, Zwangslage des Kunden zum eigenen Vorteil oft ungebührlich ausnützt, — was freilich der verkaufende Bauer ebenso gut versteht, — so ist doch das Gebiet der Preise durchsetzt von einer solchen Menge psychologischer, geschichtlicher, lokaler, volkswirtschaftlicher, politischer Motive, daß eine schematische Festsetzung fast unmöglich sein dürfte. Wir bezweifeln z. B., ob heutzutage der Staat sich die Verantwortung zutrauen würde, die Regelung der Kohlenpreise im ganzen zu übernehmen und wir bezweifeln ebenso, daß er sie „gerechter" gestalten würde, als dies dem Privatkapital möglich geworden ist. Fiskalische Gesichtspunkte wirken gerade so schlimm, wie privategoistische. Mindestens bedeutet die Verantwortlichkeit für Preisbestimmung großer, unentbehrlicher Gütermassen eine staunenswerte Anforderung an die menschliche Persönlichkeit. — Hier muß sich die Sozialethik, mit dem ökonomischen Begriff des „W e r t s" auseinandersetzen. Die Ethik ist ja geradezu die Wissenschaft der Werte; keine Ethik ohne Wert-

begriff. Sie muß darauf dringen, daß ihr bei ihren Forderungen ein klarer Begriff vom ökonomischen Wert gegeben wird. Die Meinung vom Wert ist das wichtigste Problem der Volkswirtschaftslehre. Besonders seit den scharfsinnigen Arbeiten von Marx dreht sich alles um die Frage nach dem Wert. Alle Waren müssen sich als Werte auf ein und dieselbe Einheit reduzieren lassen. In dieser letzten Einheit liegt dann Ursache und Maß des Warenwertes. Dieser einheitliche Maßstab läßt sich nicht in der Nützlichkeit der Ware finden. Es ist unrichtig, den Wert nach dem Grad der Brauchbarkeit zu bestimmen und zu behaupten, daß zwischen dem Gebrauchswert und dem Tauschwert einer Ware volle Übereinstimmung bestehe. Ein einziger Blick in die moderne Welt der Industrieprodukte überzeugt uns vom Gegenteil. Sie sind alle in dem letzten Jahrhundert, ihrem Tauschwert nach beurteilt, stark gesunken. Das ganze technische Sinnen war aber darauf gerichtet, die Brauchbarkeit zu steigern. Ebensowenig kann der Wert rein nach dem Bedürfnis gemessen werden. Sonst wäre es der Konsument der Ware, der ihren Wert erzeugt; nicht der Produzent, sondern der Käufer würde über den letzten Wert der Ware bestimmen. Auch kann der Wert der Ware nicht bloß nach der Seltenheit oder Häufigkeit ihres Vorkommens geregelt werden. Gewisse Steine mögen noch so selten vorkommen, wenn sie nicht begehrt werden, haben sie keinen Wert im ökonomischen Sinn des Worts. Mag die Luft noch so unentbehrlich sein, solange sie im Überfluß vorhanden ist, also kein ökonomisches Bedürfnis dafür besteht, ist ihr Wert gleich Null. Alle die genannten Wertmesser zeigen uns zwar, unter welchen Bedingungen ein Tausch zustande kommt. Nirgends wird es zu einem Tausche kommen, wo kein Bedürfnis vorhanden ist oder die Ware sich nicht brauchbar erweist, oder die Beschränktheit des Quantums einer Ware zum Tauschen zwingt. Allein mit alledem kennen wir die Ursache des Wertes einer Ware noch nicht. Marx sagt mit Recht: Der Gebrauchswert ist Träger des Tauschwerts, aber nicht seine Ursache. Derselbe Gebrauchswert, könnte er ohne Arbeit beschafft werden, hätte keinen Tauschwert, „behielte aber nach wie vor seine natürliche Nützlichkeit als Gebrauchswert. Andrerseits hat ein Ding keinen Tauschwert ohne Gebrauchswert“. Wir stehen also noch immer vor der Frage: welches ist das Maß, mit dem wir die Warenwerte einheitlich messen können? Der äußere, zufällige Warenwert wird bestimmt durch das Verhältnis von Vorrat und Nachfrage, und richtet sich nach

bestimmten kapitalistischen Machtverhältnissen. Der innere Wert der Ware kommt vielleicht im Preis zum Ausdruck, muß es aber nicht. Die Arbeit ist das Element, das den Wertmesser abgeben kann. Der Begriff des Wertes als solcher ist zu erfassen durch das Maß der in ihm steckenden Arbeit. So erhalten wir eine wunderbare Analogie, die vielleicht noch mehr besagt. Wie nämlich der ökonomische Wert einer Ware in letzter Instanz an der darauf verwendeten Arbeit gemessen werden kann, so der sittliche Wert eines Menschen an der auf sich selbst verwendeten Arbeit. Wie der ökonomische Wert seine soziale Bedeutung erhält durch die gemeinschaftliche Arbeit, so kann der sittliche Mensch seinen sozialen Wert nur gewinnen durch die Arbeit in der Gemeinschaft. Doch ist bei dieser Begriffsbestimmung eins vergessen. Alle Arbeit findet auf einem bestimmten Boden statt und verarbeitet ein Stück Bodenschätze. Wohl ist die „Arbeit der Vater der Güter, aber die Erde ihre Mutter“ (Petty). Keine Arbeit ohne Natur, an, mit, auf der gearbeitet wird. Wenn Sozialisten den Tauschwert einzig auf die Arbeit zurückführen, vergessen sie, daß keine Arbeit denkbar ist ohne Benutzung des Bodens. So steckt in jedem Gut Arbeit und Boden. Die Arbeit selbst ist ein bestimmtes Verhältnis des Menschen zum Boden, zur Natur. Deshalb enthält das Arbeitsprodukt von beiden Seiten etwas, vom Menschen her und von der Natur her. Zwar wird der ertragreichste Boden ohne darauf verwendete Arbeit, die ihn umformt, nie zu einem ökonomischen Gut; insofern bleibt die Arbeit das letzte Wertgebende. Aber die Natur bzw. der Boden beansprucht doch immer eine vorzügliche Würde, weil er die Arbeit des Menschen nach Richtung und Ausdehnung beeinflußt. Wir können uns dies Verhältnis an den Erkenntnisformen von Raum und Zeit klar machen. Sie sind beide leer ohne den Stoff, der in sie durch die wechselnde Sinnenwelt hineingetragen wird. Aber diese mannigfachen Erscheinungen sind blind, sie gewinnen erst Form und Gestalt, wenn sie in Raum und Zeit geordnet worden sind. Das Wertgebende, Ordnende, Normierende bleibt immer die Arbeit, wenn auch der Boden, die Natur, im engsten Zusammenhang mit ihr steht. Das einheitliche Maß ruht in der Arbeit. Nur müssen wir uns gegenwärtig halten, daß die Arbeit selbst nichts Einfaches ist und nur im innigsten Zusammenhang mit der Natur und der menschlichen Gemeinschaft verständlich wird.

Vergegenwärtigen wir uns dies alles, so gewinnt die Ware an sozialer Würdigung, sobald wir sie nicht als be-

liebiges Stück des Konsums, sondern als wirkliches „Erzeugnis“ beurteilen. Die kapitalistische Auffassung, welche alles nur nach dem greifbaren Geldwert in übersichtliche Reihen einordnet, verflüchtigt jenen herben Bestand, den inneren Kern der Dinge. Sie verwandelt alles in Verhältnisse, wandelt jedes Feste ab und hält sich deshalb zäh nur an den Tauschwert der Dinge, ohne gründlich nach den Faktoren zu fragen, die jenen Wert bedingen, ja erschaffen. Auch von hier aus erscheint die beliebte Zurückführung des gesamten Preisproblems auf Angebot und Nachfrage als oberflächlich.

Endlich wird die Wirkung von Angebot und Nachfrage noch auf zwei großen Gebieten beschränkt, ja teilweise aufgehoben. Sie spielt nicht herein bei der Festsetzung von Spezialpreisen, wie etwa bei Expropriationen, wo auf jeder Seite nur eine Partei steht, und ebensowenig bei Verbands- und Vereinspreisen. Beiträge für Deichverbände, für kommunale Wald- und Feldhut werden unabhängig von Angebot und Nachfrage reguliert. Ähnlich wirken die modernen Genossenschaften, welche den gesamten modernen Handel unmittelbar beeinflussen, indem sie einerseits die Preisregulierung wesentlich beeinflussen und dadurch andererseits die Überfülle des Handelsstandes auf das unentbehrliche Maß zurückschrauben, ja große Teile vollständig ausschalten.

Diese Ausführungen über Angebot und Nachfrage mußten in solcher Breite in eine ethische Abhandlung aufgenommen werden. Würde es sich nämlich um blind wirkende Naturgesetze handeln, deren Macht der Mensch willenlos unterworfen wäre, so müßte der Mensch innerhalb eines wichtigen Gebietes der Volkswirtschaft auf Wollen, Regeln, Beeinflussen verzichten. Die Ethik müßte die ganze Frage garnicht berühren. Sobald aber gezeigt werden kann, daß persönliche Willensfaktoren hier nicht nur mitreden, sondern direkt umgestaltend wirken können, wird auch dieses Gebiet mit einbezogen in die Verantwortlichkeit der wirtschaftenden Menschen. Die Preisbildung wird eine sittliche, je mehr die Achtung vor dem Arbeitscharakter der Ware wächst, und je gemeinsamer die Verantwortung für die Preisgestaltung empfunden wird.

Literatur: Neumann Die Gestaltung des Preises. Calwer Handel und Wandel in Deutschland. Mataja Großmagazine und Kleinhandel. Oldenberg Die heutige Lage der Kommis. Schmoller Die Tatsachen der Arbeitsteilung. Hohoff Was ist die gemeinsame Einheit in den Warenwerten? Bornstein Der Kaufmannstand in der neueren Literatur. Grunzel System der Handelspolitik. van der Borght Handel und Handelspolitik.

---

§ 19.

Der Konsument.

Alle Menschen konsumieren. Es kann sich also jetzt nicht um Standesfragen handeln. Vielmehr sind es Fragen, die jedermann angehen: wie gestaltest du deinen Konsum? wie wird dein Konsum wirtschaftlich geregelt? welche sittlichen Pflichten liegen im Konsum?

Zunächst machen wir aufmerksam auf die wachsende Macht des Genossenschaftswesens. 1906 zählte man in Deutschland allein 24646 Genossenschaften mit 3,8 Millionen Mitgliedern. Davon entfielen 2 Millionen Mitglieder auf 15108 Kreditgenossenschaften. Dazu kamen noch Konsumgenossenschaften, landwirtschaftliche Bezugs- und Verwertungsgenossenschaften, Baugenossenschaften u. dergl. Allein die letzteren haben 1907 einen Wert von 110 Millionen in ihren Bauten stecken. Es handelt sich um Hunderte von Millionen, die genossenschaftlich umgesetzt werden. Was besagen diese Ziffern? Daß der dreißigste Teil der deutschen Bevölkerung seinen Konsum bereits genossenschaftlich regelt. Das ist ein geringer Bruchteil im Verhältnis zum Ganzen; aber eine großartige Leistung im Verhältnis zur Kürze der Zeit, in der die Bewegung einsetzte. Ihre wirtschaftliche Bedeutung erhellt aus dem Umsatz: $^1/_4$ Milliarde (1904). Sie stellt keine privatwirtschaftliche, sondern eine genossenschaftliche Größe dar, und die 25 Millionen Reingewinn enthalten eine solche Klärung und Reinigung des wirtschaftlichen Gesamtbetriebs, daß wir hier etwas Deutliches von einer sich neu herausgestaltenden Wirtschaftsordnung sehen. Jene 25 Millionen sind Gemeinprofit. Sie werden nicht aufgesaugt von Zwischenträgern, sondern kommen dem kaufenden Bürger selbst zugut. Das bedeutet einen so machtvollen Ansatz zu bewußter gemeinsamer Regelung wirtschaftlicher Bedürfnisdeckung, daß der Sozialethiker sich darüber nur freuen kann. Denn überall, wo klare, bewußte Gedanken sich durchsetzen, die auf gemeinsames Handeln ausgehen, werden sie für sittliche Durchdringung der Volkswirtschaft verwertbar sein. Immerhin müssen wir die Bewegung selbst genauer prüfen. Es gibt Standeskonsumvereine, wie die für Offiziere, Beamte und Arbeiter gegründeten, und neben ihnen stehen gemischte Vereine, welche Angehörige verschiedener Stände umfassen. Die letzteren wenden sich volkswirtschaftlich betrachtet gegen überflüssigen

Detailhandel und Markenartikelfabrikanten. Diesen Feind wollen sie ausmerzen, und das wird ihnen gelingen. Damit wirken sie zur Vereinfachung der Gegensätze. Von einem wirklichen gemeinschaftlichen Band, das für Erziehung zu einheitlicher volkswirtschaftlicher Gesinnung wertvolle Dienste leisten könnte, kann kaum die Rede sein. Man kennt sich zu wenig innerhalb der Genossenschaft. Die Gemeinsamkeit bezieht sich nur auf den Einkauf und den Besitzanteil. Die Vorteile sittlicher Art sind rein individueller Natur. Der Konsumverein erzieht seine Mitglieder indirekt zu geordneter Hauswirtschaft und Sparsinn. Diese Wirkungen sollen nicht unterschätzt werden. Dagegen werden die Vereine überschätzt, wenn sie als volles neues Wirtschaftsgebilde ethisch gewertet werden wollen. Denn ihr Betrieb und ihre Geschäftsführung bleiben grundsätzlich kapitalistisch-kaufmännisch. Anders die Arbeiterkonsumvereine. Sie sind auf Gemeinsamkeitsbewußtsein aufgebaut. Durch die Ablösung des Zwischenhandelprofits verstärkt sich in ihnen die gemeinsame Macht. Die britischen Konsumgenossenschaften der Arbeiter besitzen heute ein Kapital nahe an 200 Millionen Franks in Reserve. Seit 1893 hatten sie einen Reingewinn von weit über 100 Millionen Franks. Würden etwa 6 Millionen deutscher Arbeiter ähnlich organisiert sein und das Durchschnittseinkommen des Arbeiters nur auf 800 Mark berechnet werden, so könnten sie 190 Millionen Mark Gewinn erzielen, den sie für gemeinsame Kulturzwecke verwenden könnten. Hier liegen außerordentliche Möglichkeiten wirtschaftlicher Entwicklung vor, die ihren Halt an der Gleichartigkeit und Solidarität einer bestimmten Klasse haben. Auch diese Vereine würden zunächst innerhalb der kaufmännisch-kapitalistischen Gesellschaftsordnung stehen und von ihrem Verfahren den Nutzen ziehen. Aber die Masse des organisierten Konsums würde zweifellos eine Neuordnung der Produktion selbst ermöglichen. Eine solche Entwicklung müßte von sozialethischem Standpunkt aus nur begrüßt werden. Denn sie würde übersichtlichen Boden für sittliche Reform und gemeinschaftliches Handeln schaffen. Die Verhältnisse würden klarer, reinlicher. Daß auf dem Weg dahin auch manche ehrliche Existenz liegen bleibt, wollen wir nicht verhehlen. Allein die Verteuerung der Lebensmittel gerade für den armen Teil des Volks bedeutet eine volkswirtschaftliche Sünde, der gegenüber einzelne Opfer garnicht in Betracht kommen können. Die Produktion der Nahrungsmittel beläuft sich auf 7,7 Milliarden Mark, der Preis, den die Konsumenten dafür

erlegen, auf 8,4 Milliarden. So bleiben 700 Millionen für den Zwischenhandel. Solchen Ziffern gegenüber muß rückhaltlos das Bestreben unterstützt werden, das von den Genossenschaften getragen wird. Selbstverständlich bedeutet die genossenschaftliche Bewegung nur das Rohmaterial für die ethische Beeinflussung. Was wir behaupten, ist, daß sie leichter ethisch zu beeinflussen ist, als die Verhältnisse, gegen die sie ankämpft.

Für die Fragen des Konsums sind die Begriffe Sparsamkeit und Luxus ausschlaggebend. Nur müssen diese Begriffe selbst in ihrer ganzen Relativität erkannt werden. Was für Staatsbeamte Luxus ist, gilt dem selbständigen Direktor als Kleinigkeit. Was das 19. Jahrhundert als Luxus beurteilt, hat das 17. nicht einmal geträumt. Der Pfarrer, der heute im Villenviertel und morgen in den Arbeitermietkasernen Besuche macht, der Arzt, der früh im teppichbelegten Krankenzimmer Konsultation hält, und abends in den Dunst eines Kellers hinabsteigt, um Hilfe zu bringen — welche verwirrende Fülle von Lebenshaltung lernen sie kennen! Wo fängt der Luxus an? Ist es Luxus, wenn der Arbeiter sich Zeitungen hält? Ist es Luxus, wenn ich mir ein Kunstglas kaufe, das mein Auge erfreut, obgleich es wirtschaftlich nötigere Ausgaben geben würde? Ist es möglich, bestimmte Grenzlinien zu ziehen? Am Bedürfnis darf der Luxus nicht gemessen werden. Denn das Bedürfnis kann rasch so entwickelt werden, daß ihm Luxusgegenstände als natürlicher, notwendiger Besitz erscheinen. Möglich ist nur, daß der einzelne seinen Luxus an seinem persönlichen Einkommen messen lernt. Allein damit wird auf jede allgemeingültige Beschreibung dessen, was Luxus ist, verzichtet. Fragen wir die Geschichte, so gibt sie uns bestimmte Entwicklungslinien. Der Luxus früherer Jahrhunderte zeigte sich darin, daß er explosiver Natur war. Bei bestimmten festlichen Anlässen wurde mit Pracht und Prunk nicht gespart; nachher lebte man desto dürftiger und armseliger — der richtige Karnevalsluxus. Es bedeutet einen Fortschritt, wenn der Luxus das Leben durchdringt. Die Zügellosigkeit des Genießens und die ungesunde Versuchung weichen dem ästhetischen Behagen und der Freude am Reizvollen. Die Art des Luxus ändert sich mit wachsender Zivilisation. Frühere Zeiten richteten ihr Augenmerk auf Vermeidung von Anstrengungen. Heute umfaßt der Luxus die Pflege höherer und feinerer Lebensfreuden. Die gesamte moderne Kultur geht darauf aus, die Luxusbedürfnisse zu steigern und in die weitesten Volkskreise entweder direkt

durch Besitzerwerbung, oder indirekt durch Vertiefung des städtischen Luxus den Sinn für erhöhten Lebensgenuß zu tragen. Hier scheint die Ethik ihre warnende Stimme erheben zu müssen. Denn es beweist einen hohen Grad von geistiger, innerlicher Unabhängigkeit, wenn man vieler Bedürfnisse Herr ist und auf ihre Befriedigung verzichten kann. Der erscheint am glücklichsten, der am wenigsten bedarf. Und doch ist die Bedürfnislosigkeit des Zynikers, ausgedehnt auf weite Volkskreise, nicht nur ein Zeichen von Kulturarmut, sondern von irregeleiteter sittlicher Tatkraft. Wie finden wir uns in diesen Widersprüchen zurecht? Die Menschheit wird immer gewisse einzelne brauchen, welche durch ihre asketische Lebenshaltung der breiten Masse die Unabhängigkeit des Geistes von der materiellen Kultur eindringlich vor Augen führen. Aber man muß dabei nicht vergessen, daß diese einzelnen infolge innerlicher sittlicher oder philosophischer Auseinandersetzung mit dem Reichtum der Kultur sich ihren Standpunkt erobert haben. Sie haben die materielle Kultur gewissermaßen vollständig in sich aufgenommen und durchgekostet, um ihr erst nachher das Recht der höchsten Befriedigung abzusprechen. Deshalb haben die Frömmler und Schwächlinge, welche den ästhetischen Reiz des Luxus überhaupt nicht an sich herankommen lassen, weil sie kein Verständnis dafür haben, auch kein inneres Recht, den Luxus zu verdammen. Selbst Christus beweist seine geistige Freiheit gegenüber der Verschwendung der Magdalene. (Joh. 12,5.) Die sittliche Beurteilung des Luxus führt zuletzt immer auf die Absicht zurück, welche der einzelne mit dem Luxus verfolgt. Selbst die schön arrangierte Tafel und die geschmackvolle Toilette kann sittlich nicht verurteilt werden, sobald der Gastgeber damit seine Gäste wirklich erfreuen will. Sie verraten meistens selbst, ob sie nur Reklame für den prächtigen Schatz des Besitzers, oder ob sie eine ästhetische Freude machen wollen. Nichts wirkt widerlicher, als der Ehrgeiz, mit dem Luxus zu prahlen. Das meiste, was in das Gebiet der Mode und der Toilettenkunst gehört, ist hierher zu rechnen. Man befriedigt den kleinlichsten Stolz, es den andern voran zu tun. Man will nicht die Welt schöner machen, sondern sich selbst. All dies ist volkswirtschaftlicher Schaden und sittliches Unrecht. Und doch ist damit nicht jeder Kleiderluxus verurteilt. Entspringt der Aufwand einem wahren, ehrlichen Gefühl, sich für andere zu schmücken, so ist er edle Verschwendung. Das Leben der Menschen würde armselig sein ohne diese Art von Luxus. Der Mensch lerne von der

Natur, Gottes Schöpfung! Nur daß der Mensch der Not nicht vergesse, wovon wir gleich reden werden. So haben wir auch hier die Probe darauf gemacht, daß die wirtschaftliche Handlungsweise der sittlichen Beurteilung nur dort unterliegt, wo sie in das Heiligtum des Willens eintritt. Die persönliche Zwecksetzung des Menschen ergibt allein das richtige sittliche Maß für die Beurteilung des Einzelfalls.

Dies ist mit ein Grund, warum die meisten Luxusgesetzgebungen früherer Jahrhunderte so erfolglos waren. Sie hatten nicht den Zweck, dem entnervenden und verweichlichenden Luxus selbst vorzubeugen; sie wollten ihn geradezu behüten und nur gegen Nachahmung durch Leute schützen, denen man das gleiche Vorrecht nicht einräumen wollte. Jeder sollte in seinem Stand bleiben und dazu obrigkeitlich gezwungen werden. Daß eine solche Gesetzgebung von fremdartigen Gesichtspunkten, die mit Sittlichkeit nichts zu tun haben, getragen wird, bedarf keiner Ausführung. Mag sie sich noch so oft mit sittlichen Erwägungen geschmückt haben: es waren klassenethische Gesetze, die scheitern mußten, sobald die Stände über den Haufen geworfen waren. Haben deshalb die modernen Luxussteuern überhaupt keine Berechtigung? In Deutschland finden wir die Automobil- und Hundesteuer, in England die Besteuerung von Wagen, in Frankreich von Luxuspferden, Billards, geselligen Vereinen, Fahrrädern, in Holland eine progressive Dienstbotensteuer. Einige dieser sog. Luxussteuern wirkten geradezu kulturhemmend, so die französische Fenstersteuer, die bewirkte, daß den Wohnungen die nötige Licht- und Luftzufuhr fehlte; oder die englische Pferdesteuer, welche im Interesse der Pferdezucht aufgehoben werden mußte. Die meisten dieser Steuern sind finanztechnisch wegen der Schwierigkeit der Kontrolle und der geringen Erträge unzweckmäßig. Die staatlichen Motive zu ihrer Einführung waren zudem nur mit sittlichen Erwägungen verbrämt, trugen tatsächlich meist fiskalischen Charakter, wie man an England sieht, das im letzten Jahrhundert zur Deckung seiner vielen Ausgaben eine Reihe von Luxussteuern erfand. Aus diesen Gründen teilen wir die gutgemeinte sittliche Begeisterung für Luxussteuern nicht. Sie enthält sicher eine sittliche Berechtigung, aber der Erfolg steht nicht im Verhältnis zu den Erwartungen. Wirklicher Erfolg kann nur von einem Umschwung der führenden bürgerlichen Kreise in ihrer Auffassung vom Luxus selbst, von einer gründlicheren, sittlichen Erziehung erwartet werden. Die sittliche Kultur des Geistes leidet unter der Vorherrschaft der Toiletten-, der Mode-, des

Tafelluxus. Es ist ein Armutszeugnis des reich gewordenen Teils der Bevölkerung, daß er auf diese Art des Luxus solches Gewicht legt. Genauer ausgedrückt, es ist ein Zeichen von Unbildung, womit sich diese Klasse auf das gleiche Niveau stellt, wie die regelmäßigen Wirtshausbesucher, denen auch sinnliche Genüsse die höchste Art ihrer Luxusbefriedigung darstellen. Nichts wirkt ansteckender als die Opfer, welche falscher Repräsentation gebracht werden. Geld kommt damit doch nicht entsprechend unter die Leute. Denn die Luxus- und Modeindustrien bezahlen notorisch ihre Arbeitskräfte am schlechtesten. Die Laune und Unbeständigkeit der Modebedürfnisse zwingt die Industrie geradezu, an billigen Löhnen wenigstens etwas zu verdienen. Die traurige Lage der Weber von Modewaren, der Spitzenklöpplerinnen, der Seidenindustriearbeiterinnen ist schon so oft geschildert worden, daß wir die ganze sittliche Oberflächlichkeit des sozialen Denkens ermessen können, welche dazu gehört, diese Zustände immer fortbestehen zu lassen. Gewiß sollen die reichen Leute Geld ausgeben; ja noch vielmehr, als bisher. Es hat ökonomisch betrachtet keinen Sinn, Privatvermögen, die eine glänzende Lebensstellung ermöglichen, ins Blaue hinein weiter zu steigern. Zum Zeugnis dafür, daß nicht ein grämlicher Theologe, sondern ein vorurteilsloser Nationalökonom den Reichen solche Predigt hält, geben wir Herkner das Wort. Er schreibt: „Unsere besitzenden Klassen sollen noch viel mehr ausgeben, aber nicht für kulturschädlichen Luxus, für Gifte wie Alkohol und Nikotin, für Tafel, Schmuck, Sport, Spiel und sinnliche Genüsse. Sie sollen ihren Wohlstand, ihre Muße verwenden entweder für die Ausbreitung der Kultur unter den Massen des Volkes, für Hebung der allgemeinen Wohlfahrt oder für die Erhöhung unserer sittlichen und geistigen Kultur, für Kunst, Literatur und Wissenschaft, für geistig verklärten und veredelten Lebensgenuß. Noch steht immer die Kunst mehr im Dienste des Reichtums, als der Reichtum im Dienste der Kunst.“ Deshalb wird die sozialethische Beurteilung des Luxus nach den Zwecken fragen, für welche das Geld ausgegeben wird und wird hier den Rangunterschied nach höheren und niederen Genüssen zugrunde legen. Ein Volk, in dem Kunst und Wissenschaft nach Brot geht, in dem die Kinder des Volks in überfüllten Klassen unterrichtet, die Preise wissenschaftlicher Bücher hochgehalten werden, das aber auf der anderen Seite Millionen für inhaltlose Feste und Empfänge von Fürstlichkeiten, für

Alkohol und Prostitution ausgibt, steht noch fern von der sittlichen Wertung des Luxus.

Nicht das ist schlimm, daß den Massen Bedürfnisse angewöhnt werden. Ein bedürfnisloses Volk verdammt sich selbst zur Scheinexistenz. Unzufriedenheit bleibt der Hebel des Fortschritts, nicht in dem Sinn grämlicher Nörgelei und neidischer Kritik, aber in dem Sinn stetig vorwärtstreibenden Schaffens, das sich nie mit dem erreichten Zustand zufrieden gibt. Innere persönliche Zufriedenheit mit dem eigenen Los geht wohl zusammen mit frischem Arbeitsmut für die Zukunft. Meist wollen wir schon, daß unsere Kinder es besser haben sollen. Darin liegt die Unzufriedenheit und die Arbeitsfreudigkeit in eins geschlossen. Also viele Bedürfnisse sind kein Schaden; schlimm ist nur die falsche Richtung der Bedürfnisse. Zu diesen irregeleiteten Bedürfnissen rechnen wir nicht die materielle Kultur: Nahrung, Kleidung, Wohnung. Denn zuerst müssen diese ausreichend befriedigt sein, ehe der Sinn für geistige Kultur wirklich geweckt und gefordert werden kann. So gewinnt der Kampf um die materielle Kultur sein sittliches Recht. Es ist ein Hohn vieler Kreise, dem Volk die geistigen Güter anzubieten, ihm aber die materiellen Vorbedingungen zu verschließen. Ehe nicht die Wohnungsfrage unseres Volkes ernstlich in Angriff genommen und die Teuerungsverhältnisse für die Ernährung nicht so gleichgiltig mehr behandelt werden, kann man nichts von sozialer Kraft des Denkens und Handelns verlangen. Man wird nie genau auf den Begriff bringen können, welches Minimum von materieller Kultur zum Aufstieg in die Welt geistiger Güter unentbehrlich ist. Vor allem dann, wenn wir den einzelnen Menschen in der Verschiedenheit seiner Anlage und seines Temperaments, seiner Erziehung und seiner Richtung ins Auge fassen. Doch gewinnt man ein sittliches Recht, dem einzelnen Bedürfnisse zuzumuten erst dann, wenn man zugleich die geistige sittliche Pflicht erfüllt, die materielle Wohlfahrt des Ganzen zu sichern und zu heben. Geistige Kultur braucht immer Zeit. Für die meisten Menschen bedeutet aber Zeit haben soviel, wie Geld haben. Schon diese kurze Anmerkung genügt, um die Dichtigkeit des gesellschaftlichen Zusammenhangs zwischen materieller und geistiger Kultur zu zeichnen. Es ist darum kein falscher Volksinstinkt, für materielle Kultur zu sorgen. Der Konsum der Unterhaltsmittel muß immer mehr von sozialen Gesichtspunkten geregelt werden. Irregeleitet ist das Volksbedürfnis nur dort, wo diese materielle Kultur als die letzte, nicht als die erste Stufe zum Aufstieg

in höheren Besitz empfunden wird. Deshalb gilt es, den Sinn für geistige Konsumtion zu erziehen. Alles was zur Volkserziehung getan werden soll, in geistiger, sittlicher und religiöser Beziehung, muß allgemein konsumierbar sein. Die Bildungs- und Erziehungsgelegenheiten werden immer mehr gesellschaftlichen Charakter tragen müssen. Der Reiz zum geistigen Konsum muß gemeinsam geweckt werden. Wir brauchen hier die Nachtseiten des Lebens nicht zu beschreiben. Nur um dem Vorwurf zu entgehen, als ob wir die bürgerliche Welt besonders in den obersten Schichten einseitig schlecht beurteilten, wollen wir versichern, daß wir den Boden, aus dem unsere Verbrecherwelt kommt, kennen und ihn nicht schöner malen wollen, als er ist. Materialistische Stimmung, Gleichgültigkeit, Empfindungslosigkeit, Stumpfsinn, Rohheit finden sich weithin in den unteren Klassen. Gerade Arbeiterführer wissen ein Wort davon zu erzählen. Trotzdem ist die Arbeit zur Vergesellschaftung geistiger Güter nie vergeblich, und wir wiederholen, daß wir trotz aller Schattenseiten an der gesunden Kraft unseres Volkslebens, besonders in den unteren Schichten, nicht verzweifeln. Das tun wir schon aus Gerechtigkeitsgefühl. Es ist eine Tatsache, daß „je ärmer eine Familie ist, ein desto größerer Anteil von der Gesamtausgabe zur Beschaffung der Nahrung verwendet werden muß und die Höhe der Ausgaben für Nahrung bei Abnahme des Wohlstandes nicht in einfacher, sondern in geometrischer Proportion wächst“. Dieses von Engel gefundene Gesetz erklärt den Kampf um die materielle Kultur zur Genüge. Man vergegenwärtige sich folgende Liste, um daraus Material für sozialistische Forderungen zur Umgestaltung des Konsums bezw. zur Bereicherung des Einkommens der Masse des Volks zu gewinnen. Von je 100 Frcs. Ausgaben entfielen bei Gesamteinkommen von rund 565 (I), 797 (II), 1198 (III) Frcs. auf:

	I	II	III
Nahrung	70,89	67,37	62,42
Kleidung	11,74	13,16	14,03
Wohnung	8,72	8,33	9,04
Heizung	5,63	5,51	5,41
Geräte	0,64	1,16	2,31
Erziehung	0,36	1,06	1,21
Gesundheitspflege	1,68	2,78	4,30
Dienstleistungen	0,19	0,16	0,40

Wer demnach dem Volk die Nahrung verbilligt, schafft ihm indirekt geistige Kultur; wer ihm sein Einkommen ver-

größert, erwirbt sich das Recht, sittliche Forderungen an seine Selbsterziehung zu stellen. Wenn trotz des Kampfes um das materielle Wohl der Sinn für geistige Güter im Volk im Zunehmen und nicht im Abnehmen ist, so beweist das nur für seine Güte, der man Vertrauen und Hilfe entgegenbringen soll. Geistiger Konsum steht im engen Zusammenhang mit materiellem Konsum.

Ökonomisch werden solche Forderungen wesentlich erleichtert, wenn der Hauptgesichtspunkt für die Produktion Sättigung des heimischen Marktes und Hebung des inländischen Konsums ist. Unterernährung eines Volks wird zum sittlichen Verbrechen, sobald es bei anderem Ausbau der Volkswirtschaft möglich wäre, diesem Mangel abzuhelfen. Liegen die Naturbedingungen so, daß die Ernährung nicht hinreicht, so muß die Technik der Natur zu Hilfe kommen. Sind die Handelseinrichtungen so beschaffen, daß sie die nötigen Lebensmittel für die unteren Klassen verteuern, so müssen sie mit allen Mitteln der Privatinitiative und der Gesetzgebung geändert werden. Der Bauer nützt heute die agrarische Not der Städte vielleicht schärfer aus, als der Kaufmann, indem er Milch, Brot, Eier, Gemüse zu teuren Preisen anbietet. Sind die Einkommensverhältnisse der Volksschichten so verschieden, daß sie die Befriedigung der nötigsten Bedürfnisse erschweren, so muß eine solche Gesellschaftsordnung gründlich umgestaltet werden. Ein Volk, das mit seinen Ausstellungen auf dem Weltmarkt Erfolge erringt und dem eigenen Bürger das Brot verteuert, hat keine sittliche Kultur. Kein geringerer als Schmoller sagt es klar heraus, daß auch heute noch „die sogenannte Unterkonsumtion der typische Zustand für breite Schichten ist“. Solange die Massen gute Kleider, ausreichende Wohnungen, genügende Fleischnahrung nicht kaufen können, nützt ihnen der wachsende „Volksreichtum“ sehr wenig. Die Kaufkraft des Volkes steigern bedeutet materielle Kultur verbreiten und dadurch die sittlichen Vorbedingungen für geistige Volkserziehung schaffen.

Noch ein Wort über die Sparsamkeit! Von volkswirtschaftlich-kapitalistischer Sparsamkeit reden wir im nächsten Kapitel. Hier handelt es sich um die Sparsamkeit des einzelnen Haushalts. Wer vom „Volk“ das Sparen verlangt, der muß ihm so viel geben, daß es davon sparen kann. Wir wundern uns viel mehr darüber, wieviel gespart wird, als darüber, wie wenig zurückgelegt wird. Man stelle sich doch so eindringlich wie möglich vor, daß im Jahr 1900 noch weit über

die Hälfte unserer deutschen Bevölkerung (62,4 %) ein Einkommen pro Jahr unter 900 Mk. bezog. Im Königreich Sachsen bezieht noch heute mehr als die Hälfte der Bevölkerung (55 %) weniger als 800 Mk. Jahreseinkommen. Um das Bild zu vervollständigen, halte man dagegen, daß in Preußen (1900) nur 4,19 % der Gesamtbevölkerung ein Einkommen über 3000 Mk. beziehen, nur 3/4 Prozent ein solches von mehr als 9500 Mk. Nun rechne man noch den Kinderreichtum der armen Familien dazu, und bedenke, was Arzt und Apotheke kosten. Wahrhaftig, man steht oft wie vor einem Rätsel, daß solche Familien mit 8—900 Mk. Jahreseinnahme durchkommen! Es gehört recht guter, wollen wir lieber sagen, frivoler Mut dazu, als einzigen Ratschlag zur Abhilfe sozialer Mißstände das Wort „Sparen" in den Mund zu nehmen. Und doch zeigt die Entwicklung der Sparkassen ein erfreuliches Bild. Um sie recht zu würdigen, muß man sich erinnern, daß, trotzdem die ersten Anregungen zu Sparkassen schon 1611 von dem Franzosen Delestre gegeben wurden, die Ausbreitung der Sparkassen in Deutschland erst ins zweite oder dritte Jahrzehnt des letzten Jahrhunderts fällt. Die Hamburger Sparkasse mußte noch 1823 liquidieren. Auch in Frankreich findet sich eine bemerkbare Entwicklung erst nach 1820. Trotz dieser kurzen Zeit von kaum 3 Menschenaltern haben sich die 80 preußischen Kassen aus dem Jahr 1835 auf 1606 im Jahre 1907 gehoben. Die dort aufgespeicherten Guthaben schnellten von 16 Millionen auf 8788 Millionen Mk. Der Gesamtbetrag der Einlagen dürfte im Reichsgebiet auf annähernd 12 Milliarden Mark zu schätzen sein. In diesen Beträgen sehen wir zwar nicht die Leistung der Kleinsten und Ärmsten, aber doch die Sparkunst der ärmeren Volksklassen. Denn die wohlhabenderen Klassen sind vielfach grundsätzlich von den Sparkassen ausgeschlossen. Trotz dieses nicht ungünstigen Bildes ist es nicht an dem, daß wir die sittliche Stärkung des Spartriebs für überflüssig hielten. Solange Schuldenmachen und Betteln in einem Volk nicht ausgestorben sind, ist die Konsumtion nicht grundsätzlich sittlich geregelt. Was die Schulden anbelangt, so beobachten wir einen rechtlichen Fortschritt und einen sittlichen Rückschritt. Der rechtliche Fortschritt besteht in der Aufhebung der Schuldhaft, welche früher bei den meisten Völkern Rechtsbrauch war. Den sittlichen Rückschritt finden wir in der leidigen Tatsache, daß in weiten Kreisen, welche gerade „die Gesellschaft" ausmachen, Schulden nicht als etwas Entehrendes angesehen werden. Die Leichtigkeit,

mit welcher alle möglichen Gegenstände verliehen werden, verdoppelt die Versuchung zu falschem Schein, und das weitverbreitete Borgsystem, das nicht nur im kleinen Laden, sondern auch in großen Industrien, wie der Brauindustrie sich ausgedehnt hat, verschleiert die wirtschaftlichen Tatsachen. Die alte Hausregel, unterhalb seines Einkommens auszugeben, hat sich überall in ihrer sittlichen Gesundheit erprobt. Von 1900—1902 zählen wir in Deutschland 255 000 neue Haushaltungen. Sie bedeuten ein frohes Zeichen wachsenden Volkslebens. Daß sie auch die sittlichen Forderungen des Konsums verbessern helfen, hierfür zu sorgen, ist Pflicht aller sozialethischen Kreise.

Der unproduktivste Konsum bleibt der Bettel. Innerhalb einer sittlichen Gemeinschaft muß er verschwinden. Von den mittelalterlichen Bettelverboten bis zu den modernen Antibettelvereinen ziehen sich die Versuche, des Bettels Herr zu werden. Er wird nur überwunden durch Arbeit bzw. Arbeitszwang. Der Bettel selbst ist nur ein Ausschnitt aus der großen Armenpflege. Sie kostet dem deutschen Volk niedrig gerechnet 150 Millionen Mark pro Jahr. Diese Ausgabe kann nicht ohne weiteres als unproduktiv bezeichnet werden. Denn der Bettler auf der Landstraße kostet das Fünffache dessen, was er in der Arbeiterkolonie kostet. Dort bedeutet er einen absoluten Verlust an Arbeitskraft für die Gesamtheit, unter Pflege ist er nur ein relativer Verlust an Arbeitskraft. Was für die Erhaltung der untersten Schicht gegeben wird, ist nur Versicherung gegen größere Verluste der Gesamtheit, und „es wäre nicht übel, wenn wir uns in dieser Hinsicht noch etwas besser versichern wollten.“ (Naumann.) Doch die Entwicklung eines sozial wohlgeordneten Volks muß auf die Herabminderung solcher Summen hinarbeiten, nicht indem es dem einzelnen Armen dürftiger gibt, sondern dadurch, daß weniger Arme werden, denen man dann immer reichlicher geben kann.

Freilich sind diese falschen und schiefen Wege des sozialen Konsums noch nicht die schlimmsten. Wir müssen nochmals zurückgreifen auf den Alkoholkonsum, von dem wir oben sprachen. Leider ist der Kampf gegen den Alkohol mit viel Scheinheiligkeit und Frömmelei, viel widriger Unmännlichkeit und lauer Schwächlichkeit belastet. Auch ist es eine Inconsequenz, die sich rächen wird, daß der Abstinent andere Narkotika wie Kaffee, Tee nicht ebenso scharf bekämpft. Das darf aber den Sozialethiker nicht hindern, den Finger auf diese Wunde zu legen, an der der Volkskörper krankt.

Man hat von nationalökonomischer Seite berechnet, daß der zehnte Teil der Volksarbeit und der neunte Teil des Volksbodens in europäischen Ländern der Alkoholproduktion geopfert werde. Man zerstört jährlich Unmengen von Kartoffeln und Korn; sie gehen dem Nahrungsbedürfnis der Menschen verloren. Dadurch steigt das übrig gebliebene Quantum im Preis und die Brennerei bringt noch Gewinn ein. „Man hat Überfluß an Schnaps, Tabak, Nippes und Mangel an Kleidern, Wohnung und Büchern.“ Auf keinem Gebiet versagt der staatliche Zwang zum Fortschritt so sehr, wie auf dem Gebiet der Alkoholproduktion. Die ganze Angelegenheit ist ein vorzügliches Beispiel für die Abhängigkeit sittlicher Macht von bestimmten Klassenvertretungen. Drei Viertel der Gesamtproduktion an Branntwein entfallen auf die östlichen Provinzen Preußens. Erst in der Neuzeit haben sich die Massen des Volks das Branntweintrinken angewöhnt. Es ist ein importiertes, durch die kartellierte Brennereiindustrie gezüchtetes Laster. Wir wollen nicht darauf hinweisen, welche Summen von Millionen dem preußischen Staat von der kontingentierten landwirtschaftlichen Brennerei, welche noch durch Ausfuhrprämien unterstützt wurde, entgangen sind. Wir halten uns hier auch nicht bei der lehrreichen Tatsache auf, daß der preußische Staat den in landwirtschaftlichen Brennereien hergestellten Alkohol durchschnittlich mit 78 Pfennigen, den in gewerblichen Brennereien hergestellten mit 2,99 Mark pro Hektoliter versteuert. Wir wenden uns nur gegen die scheinbar technisch notwendige Verbindung von Brennerei und Landwirtschaft. Es ist richtig, daß dem landwirtschaftlichen Betrieb keinerlei Nährstoffe durch die Verarbeitung der Kartoffeln abgehen und die „Schlempe“ ein außerordentlich wertvolles Futtermittel bildet, das die Haltung eines großen Rindviehstandes ermöglicht. Allein die moderne Technik hat die Trockenschlempe hergestellt, welche leicht transportiert werden kann; zudem birgt frisch verfütterte Schlempe große Nachteile für die Gesundheit des Viehes und kann für Pferde überhaupt nicht verwendet werden. Wir geben gerne zu, daß die Verwendung des Sprits zu Zwecken der Beleuchtung und als Krafterzeugungsmittel noch eine große Zukunft haben kann und soll. Wogegen wir uns wenden, ist dies, daß die Rentabilität der landwirtschaftlichen Brennereien ohne Ausdehnung und Erhaltung des Publikums von Schnapstrinkern unmöglich sei. Und wenn sie unmöglich wäre, so ist ihr Untergang zu fordern im Interesse der Volksgesundheit.

Endlich hat der Konsument den nötigen Respekt vor Arbeit und Stoff, der in der Ware verkörpert ist, zu lernen. Daraus folgt, daß die sittliche Erziehung des Konsumenten darauf ausgehen muß, ihn mit den Herstellungskosten der Gegenstände vertraut zu machen, ihm einen Begriff von den Kosten volkswirtschaftlicher Produktion beizubringen, damit er nicht einfach planlos nach dem Billigsten greift. Wie es schlechtes wirtschaftliches Denken ist, innerhalb der Submissionsanträge unbesehen dem billigsten Offert den Zuschlag zu erteilen, so muß das kaufende Publikum lernen, hinter das Lager und den Laden zu blicken und sich mit Gedanken über Arbeitskosten zu befassen. Eine gründliche Erziehung der Kundenschaft in der Warenkenntnis würde die Möglichkeit übermäßigen Profits zerstören. Der Konsument muß sich seiner Herrscherrolle erinnern. Er ist eigentlich der Arbeitgeber für Fabrik und Werkstatt; denn er kauft die Ware. Eben darum muß er durch Kenntnis der Ware dem Betrug im Warenhandel steuern lernen. Wenn die Menschenwelt sich glatt scheiden ließe in Konsumenten auf der einen, und Produzenten auf der andern Seite, wäre die Lösung der sozialen Frage sehr vereinfacht. Ihre Schwierigkeit liegt in der Tatsache, daß jeder Mensch beides zugleich ist und sich in ihm oft nicht nur zwei, sondern mehrere Interessenlinien schneiden. Trotzdem muß die Konsumentenmoral, die erst in den Anfängen ihrer Entwicklung steht, mit aller Kraft gehoben werden. Volkswirtschaftliches Denken ist eben nicht bloß Liebhaberei. Es macht ernst und besonnen in den eigenen Ansprüchen an billige Preise. Vor allem hat die Konsumtion eine Mahnung zur Achtung vor den Naturstoffen nötig. Wie billige Preise manchmal nur ein Resultat von Raubbau an Menschenkraft und Menschengesundheit sind, so hat die kapitalistische Privatwirtschaft ein langes Sündenregister von Raubbau an Naturschätzen aufzuweisen. Seit Liebig wissen wir, daß der landwirtschaftliche Boden in Gefahr steht, immer mehr zu verarmen. In seinen chemischen Briefen entrollt er ein schreckliches Bild von dem Raub am Boden, den der Mensch sich angewöhnt hat. Es ist immerhin denkbar, daß die technischen Fortschritte auch in der Landwirtschaft jenem schwarz gemalten Bild viel von seinen tiefen Schatten nehmen werden. Aber der Grundsatz wird stets richtig bleiben, dem Acker möglichst wiederzugeben, was ihm genommen wurde, in dieser oder jener Form. In den flüssigen und festen Ausleerungen unserer Städte gehen pro Jahr auf eine einzige Million Bewohner

10 Millionen Pfund Mineralsubstanzen zugrunde, ein Nationalschaden, der in die Hundert von Millionen geht. Was haben die europäischen Völker am Boden, Wald und Feld der Kolonien gesündigt! Manche Einöde osteuropäischer Länder und Inseln haben die Europäer geschaffen. Mit Kautschuk und Elfenbein geht man so verschwenderisch um, wie mit den Fischen der Meere. Wohl hat die neueste technische Entwickelung des Kapitalismus gelehrt, die Stoffe sorgfältig zu behandeln. Man nimmt mehr Rücksicht auf die räumliche Ausdehnung und Seltenheit der Dinge. Der Bergbau wird heute unstreitig sorgfältiger betrieben, wie vor 50 Jahren und die Wälder werden besser geschützt, als vor 100 Jahren. Doch beruht diese wachsende Achtung vor dem Stoff innerhalb der kapitalistischen Privatwirtschaft nicht auf sittlichen Grundsätzen, sondern auf Rentabilitätsberechnungen. Die Naturwissenschaft hat zwar einen Bund mit der modernen Technik geschlossen. Es ist ihr aber noch nicht gelungen, die persönliche Achtung vor dem Wunder „Natur" zur Grundstimmung der schaffenden Techniker zu machen. Solche wird dauernde Gewohnheit nur, wenn man in der Natur, ihren tierischen und menschlichen Schätzen Kräfte anerkennt, die der Mensch wohl benützen, die er aber in ihren letzten Werten nie ersetzen kann. Das Heiligtum des Bodens verdient gerade von volkswirtschaftlichem Gesichtspunkt aus den höchsten Respekt. Die Erde wandelt sich dem Ethiker in die große Schatzkammer, in die Gott der Herr die Kleinodien hineingelegt, damit alle Menschen sich ihrer freuen, nicht daß sie damit Vergeudung treiben sollen.

Literatur: Herkner Sparsamkeit und Luxus. v. Leixner Soziale Briefe aus Berlin. Schmoller Grundriß der allg. Volkswirtschaftslehre. II. Bode Die deutsche Alkoholfrage. Böhmert Volksgesundheit. Kato Die Wohnungs- und Luxussteuern als Gemeindeabgabe. Die Sparkasse. Freies Organ für die deutschen Sparkassen. Münsterberg Die Armenpflege. Mülberger Der Irrtum von Karl Marx. Busch Die Lösung der sozialen Frage. Bode Der Luxus.

---

§ 20.

Der Rentner.

Hier werden wir an die bekannten beiden Typen erinnert: die Beamtenwitwe, die von den spärlichen Zinsen ihrer Pension lebt und den Rentner, der in Ruhe seine Coupons abschneidet.

Zwischen beiden liegt die ganze Masse der Menschen, die Zins beziehen, ob es nun ein paar Groschen auf der Sparkasse sind oder Tausende von Dividenden. Grundsätzlich bleibt es dasselbe. Ein wesentlicher Unterschied besteht allerdings zwischen denen, die einzig von Zinsen leben und den andern, die Zinsen nur als Zuschuß beziehen. Die Existenz von Menschen, welche ohne jede Arbeit nur von Zinsen ihr ganzes Leben „fristen“, ist sittlich beurteilt verwerflich, es müßten denn Krankheitsfälle oder außerordentliche Verhältnisse vorliegen. Von zwei Seiten aus kann diesem Unfug gesteuert werden. Einmal durch die Steuergesetzgebung, welche in progressiver Steigerung gerade die höchsten Einkommen am schwersten zu belasten hat und vor allem bei Erbübergängen die Rechte der Gemeinschaft wahren sollte. Krupp hatte 1902 ein Einkommen von 20 Millionen Mark zu versteuern; da reichen die geltenden Sätze der Besteuerung nicht hin und werden dadurch ungerecht in ihrer Wirkung. In Großbritannien bringt die Erbschaftssteuer 380 Millionen, in Frankreich 150 Millionen und bei uns — 20 Millionen ein. Das bedeutet ein soziales Versäumnis. Denn gerade beim Erbübergang hat es die Gemeinschaft in der Hand, übermäßige Steigerungen einigermaßen auszugleichen. Man sage nicht, daß dadurch die sittliche Rücksicht auf die Arbeitsgemeinschaft der Familie verletzt würde. Im Gegenteil! Die Arbeitsgemeinschaft innerhalb der Völker soll wiederhergestellt werden, indem man der Generation, welche die Früchte der Arbeit anderer einheimst, die Pflicht eigener Arbeit in Erinnerung bringt. Wie groß ist die Versuchung, auf der Arbeit der Väter auszuruhen! Dem hat eine vernünftige Erziehung entgegenzuwirken. Das ist die zweite Macht, an die wir zum Schutz gegen „arbeitslose“ Existenzen appellieren. In Amerika ist es üblich, den Sohn eines reichen Geschäftshauses von der Pike auf dienen zu lassen und ihn in den einzelnen Stellungen nicht anders zu entlohnen, wie jeden anderen Angestellten auf dem Kontor. Die „Briefe eines Dollarkönigs an seinen Sohn“ enthalten trotz ihrer burlesken Form ein erstaunliches Maß von Lebensweisheit. Man quält sich in Amerika wenig mit der Frage, welche Arbeit man standesgemäß übernehmen kann; ein Problem wäre nur dies, wie man ohne Arbeit noch Respekt verdienen könnte. Der Milliardär Carnegie meint, der schwerste Korb für einen jungen Mann sei ein Korb voll Staatspapiere, und in seinen „Pflichten des Reichtums“ wagt er ein Wort, das hierzulande jedem „sozialen Pfarrer“ schlimm mitspielen könnte:

„der Tag ist nicht mehr fern, wo der Mann, der Millionen flüssigen Vermögens hinterläßt, über das er zu seinen Lebzeiten frei walten und schalten konnte, dahingehen wird unbeklagt, ungeehrt und unbesungen, einerlei für welche Bestimmung er den Ballast hinterläßt, den er nicht mit ins Grab nehmen kann. Über diese Leute wird das öffentliche Urteil lauten: der Mann, der solchermaßen stirbt, der stirbt in Schande.“ Wir teilen solchen Optimismus nicht; desto mehr verlangen wir, daß die öffentliche Meinung in der Richtung erzogen wird, daß man Geldgenuß ohne Lebensarbeit für ehrlos taxiert. Das Leben geht nicht im Verdienen auf. Wer aber nichts „verdient“, „verdient“ auch nichts.

Hiermit sind die einschlägigen Fragen nur berührt. Wir müssen uns eine gewisse Übersicht über die Rentabilität des Geldes verschaffen, um die Leichtigkeit oder Schwierigkeit des Rentenbezugs zu messen. Es handelt sich also um Geldgeschäfte und ihre sittliche Wirkung. Es werden in Deutschland schätzungsweise pro Jahr $2^1/_2$ Milliarden Mark zurückgelegt. Von dieser Summe entfällt nahezu eine Milliarde auf die kleineren Leute und Sparer. Sie sind also heute an der Kapitalbildung wesentlich mit beteiligt. Doch bleibt der größere Teil von $1^1/_2$ Milliarden jährlicher Rücklage auf dem Konto der Reichen und der großen Geschäftsleute. Es fragt sich nun, ob dieser Sparprozeß zur Kapitalbildung vermehrt oder gehemmt werden soll. Je eifriger gespart wird, desto mehr Geld kann in die Produktion gesteckt werden. Maschinen werden montiert, Erfindungen angeregt, Verkehrsanlagen geschaffen. Im selben Maß sinkt die Rate, welche man für unmittelbare Genußgüter ausgegeben hätte. Dabei kann die Größe des Konsums doch steigen. Denn je besser die Produktionsmittel arbeiten, desto größer wird die Zahl, desto billiger der Preis der Genußgüter. Das Volk kann sie in größerer Masse kaufen und so wird das, was zunächst als Raub an dem Volk erschien, in Wahrheit zum Segen. Diese Gedankengänge sind zum großen Teil richtig; aber sie werden gekreuzt von der Tatsache, daß der privatwirtschaftliche Handel und das privatkapitalistische Unternehmertum wesentlich nicht produzieren um der Massenversorgung willen, sondern um des privaten Gewinns willen. Stets denke man dabei, daß „privat“ ursprünglich „geraubt“ bedeutet. Allerdings bleibt die Kapitalbildung in der augenblicklichen Gesellschaftsordnung eine sittliche Notwendigkeit. Denn die gesamte Produktion, von der das eigene Land befruchtet wird und von der unser finanzielles

Verhältnis zu den übrigen Ländern abhängt, muß in ihrer Lebensfähigkeit erhalten und gestärkt werden. Wir müssen starke Kapitalien besitzen, um sie in großen Unternehmungen anzulegen. Die Frage ist allein die, welchen Besitzern die Kapitalien gehören sollen. Die Leistungsfähigkeit eines Kapitals von 100 000 Mk. ist die gleiche, ob es von einem einzigen Besitzer investiert wird, oder ob es hundert Eigentümer gezeichnet haben. Volkswirtschaftlich betrachtet ist es aber ein Segen, wenn die Unterschiede der privaten Kapitalmacht sich nicht vergrößern, sondern verringern. Deshalb gilt jene volkswirtschaftliche Pflicht zu sparen nur bis zu einer gewissen Grenze, die weder sittlich noch volkswirtschaftlich festgelegt werden kann, von der ab das Sparen, das bisher Wohltat war, zum Unsinn wird. Großes Privatkapital stets weiter zu vermehren, nur um es zu vermehren, widerstrebt sittlicher und volkswirtschaftlicher Auffassung.

Woran der „Laie in Geschäftsfragen" Anstoß nimmt, das sind die verhältnismäßig hohen Rentabilitätsziffern industrieller und anderer Unternehmungen. Wir meinen nicht die nackten Summen der Dividenden, welche doch immer im Verhältnis zum investierten Kapital berücksichtigt werden müssen. Wir denken gerade an die Gewinnprozente selbst. Als durchschnittliche Gesamtrentabilität des in der Industrie angelegten Kapitals ergibt sich nach Calwer, Handel und Wandel, folgende Tabelle:

Jahr	Berücksichtigtes Gesamtkapital	Berechnete Dividendensumme	Dividendenziffer in %
1895	1 576 024 000	115 573 000	7,34
1896	1 695 194 000	152 468 000	8,89
1897	1 766 719 000	164 680 000	9,32
1898	1 748 340 000	171 805 000	9,82
1899	2 649 137 000	263 551 000	9,94
1900	2 513 307 000	275 526 000	10,96
1901	2 374 221 100	189 475 456	7,98
1902	2 392 814 000	160 098 019	6,69

Wir nehmen absichtlich diese großen Durchschnittsziffern, um nicht einzelne exorbitant hohe Verzinsungen herauszugreifen, an denen sich das volkswirtschaftliche Empfinden mit Recht stößt. Aber auch diese bescheidenen Durchschnittsziffern erscheinen gegen staatliche und andere Verzinsungen recht hoch. Nun kennen wir die Rechtfertigung. Man sagt: „Die industrielle Unternehmung schwankt in ihren Erträgen; man muß ineinanderrechnen." Gewiß. Allein diese Durch-

schnittsberechnung liegt ja in den obigen Ziffern für den weitesten Umfang vor, so daß Spezialverluste und Spezialgewinne einzelner Betriebe in ihrer Wirkung ausscheiden. „Aber“, hören wir, „es wird gar nicht berücksichtigt, daß der Kapitalist in der Privatunternehmung ein größeres Risiko übernimmt.“ Es ist ja richtig, daß man speziell in theologischen Kreisen von dem Risiko einer großen industriellen Werksanlage keine rechten Vorstellungen besitzt. Was die Neuanlage eines gemischten Walzwerkes moderner Art verlangt, das ist erst in einer Millionenzahl mit zwei Stellen gesagt. Hafenanlagen, Kabellegungen, Schiffsbauten, Bergwerksanlagen — sie brauchen Unsummen von Kapital, die sie verschlingen, wie trockne Erde das Wasser. Allein zweierlei muß doch eingewendet werden. Das Risiko ruht auf den Schultern vieler Unternehmer und Techniker; sie sind es, die die Arbeit leisten. Der Kapitalist (Aktionär) gibt streng genommen nur das Kapital hierzu. Seine Leistung ist die geringste. Dabei mag er — das ist die zweite Antwort — zwar ein Risiko haben, solange das Geschäft sich einlebt. Ist das Rad aber im Schwung, das, wie wir wiederholen, andere Arbeitskräfte in Schwung gesetzt haben, so sinkt das Risiko auf das gleiche Niveau, das jeder übernimmt, der sein Geld ausleiht. Endlich wird man uns entgegenhalten: „Wir selbst verbrauchen unsere Dividenden gar nicht. Es ist nicht an dem, daß wir damit praßten und ein üppiges Leben führten. Wir werfen die Summe wieder in den industriellen Prozeß selbst hinein.“ Wir hören auch diesen Einwand und geben gerne zu, daß besonders neidische Ohren bei dem Klang des Wortes „Dividende“ sofort an ein weites Reich von persönlichen Luxusartikeln denken, in das der glückliche Besitzer einzieht. Von dem nüchternen Ernst des werbenden Kapitals weiß man in der theologischen Studierstube und sozialistischen Redaktionsstube oft recht wenig. Man ist freilich entschuldigt durch unerhörte Extravaganzen der Herrensöhnchen auf Universität und Turfplatz und die vielen stillen Sanierungen in kapitalistischen Familien. Aber doch soll der höhere Zweck nicht vergessen sein: der moderne Mensch will kapitalistische Macht, und das Geld nur um dieses Machtzwecks willen. Gerade hier erhebt sich nun die volkswirtschaftliche Frage, ist es denn gut, daß die Privatmacht einzelner sich dermaßen steigert? Ist sie nicht oft selbst industriellen Bedürfnissen gegenüber schon zur Fessel geworden, weil es ihr nicht paßte, neue produktive Anlagen zu riskieren? Bedeutet solche Macht nicht eine Gefahr für

die Träger selbst und die ganze Wirtschaft? Müßte nicht ein großer Teil dieses Geldes zu Zwecken der Wohlfahrt, Volksgesundheit, geistiger Bereicherung des Lebens verwendet werden?

Hinter all diesen Fragen taucht die schwerste auf. Ist es überhaupt berechtigt, Zins zu nehmen? Sie drückt deshalb so sehr, weil in ihr eine Reihe von Fäden wie in einem Knäuel zusammenlaufen. Es mag auch vom Druck der mittelalterlichen Stimmung und der Gedanken Luthers etwas darauf lasten, und nicht zuletzt etwas von der Freiheit eines Zukunftsideals, das schon in Jesu Wort zu liegen scheint: Gib dem, der dich bittet und wende dich nicht von dem, der dir abborgen will. Dies Wort, das im privatwirtschaftlichen Handeln manchem ernsten Menschen viel zu schaffen machen mag, wurde als volkswirtschaftliche Regel verwertet in der bekannten kanonistischen Lehre vom Zinsverbot. Heutzutage wollte man sich damit zurechtfinden, daß man für das christliche Privatleben den Zins verwarf, und ihn nur im Geschäftsleben als sittlich berechtigt oder vielleicht nur als notwendiges Übel bestehen lassen wollte. Mit solcher Scheidung kommen wir aber nie durch. Wo liegt in dem Leben des Kaufmanns die Grenze zwischen geschäftlichem und privatem Leben? Können wir, die wir nicht im geschäftlichen Leben stehen, unsere wirtschaftlichen Handlungen nach außergeschäftlichen Maßstäben vollziehen, ohne unsere Wirksamkeit vollständig zu lähmen? Das ist sittliche Halbheit.

Sehen wir auf die Tatsachen und die Entwicklung der Geschichte. In reiner Naturalwirtschaft gibt es keinen Geldzins. Auf der Übergangsstufe von Natural- zur Geldwirtschaft spielen die Eigentumsverhältnisse eine herrschende Rolle: dem Verwandten, dem Freund, wird freundschaftlich zinsloses Darlehen gewährt; aber vom Armen, vom Feind oder Fremden nimmt man rücksichtslos den höchsten Wucher und scheut sich nicht vor schlimmster Brutalität. Solche Zustände finden wir im alten Jerusalem und Athen, gerade so wie in Rom vor dem Zwölftafelgesetz. Im Exil erst wird den Juden untersagt, von irgend einem Juden Zinsen zu nehmen; dem Fremden gegenüber blieb ihnen das Recht dazu. Noch Solon hat den Zinsfuß nicht beschränkt; erst Plato und Aristoteles verwerfen das Zinsennehmen mit Rücksicht auf die Ausbeutung ihrer Zeit. Trotz der geschichtlichen Festlegung des Zinsfußes auf 10% im römischen Gesetz waren Darlehen zu 40% keine Seltenheit. Zugleich mit der Entstehung der christlichen Reichskirche trat das Verbot an die Geistlichen in

Kraft, Zins zu nehmen. Dies Verbot dehnte die Kirche allmählich auf die Laien aus. So geriet man mit dem geschäftlichen Leben in Konflikt, das sich um die Weisungen der Kirche nicht kümmerte; man verstrickte sich dazu in ein heuchlerisches Netz zwiespältiger Dialektik, da die Klöster und Kirchen flott Geschäfte machten. Es ging ähnlich wie bei dem Kampf gegen die Sklaverei, den sich die Kirche dadurch am meisten erschwerte, daß sie selbst am längsten Sklaven hielt. Im 13. und 14. Jahrhundert erklärte die Kirche die ganze weltliche Zinsgesetzgebung für falsch und rechtlos; wer Zinsen nahm, verfiel in Kirchenstrafen. Theoretisch und praktisch nahm die Kirche in all diesen Jahrhunderten den Kampf gegen den Zins (Wucher) auf und trotz aller Irrgänge war es eine mutige Tat und ein großes Ziel, um das gekämpft wurde. Die Zinsen für Gemeinde- und Staatsanleihen billigte man allmählich; schon 1425 wurde der Rentenkauf genehmigt und auch andere Kreditverträge ließ man zu. Der Mann, der solche Zugeständnisse mit den kirchlichen Grundsätzen nicht zu vereinen wußte und darin eitel Heuchelei sah, war Luther. An ihm sehen wir fast ein Musterbeispiel der Geschichte, wie das Wirken eines großen Mannes seinen Grundsätzen oft zuwiderläuft. Er hat das Wucherverbot sittlich streng aufgefaßt und weit energischer betont, als die konzilianteren Kanonisten. Er tat das um seines Gewissens willen. Die päpstliche Dataria zu Rom und ihre ausgedehnten Finanzgeschäfte konnte er sich nicht mit der kirchlichen Gesetzgebung zusammenreimen. Luther hat sich so mit aller Kraft dem Kapitalismus entgegengestemmt. Und auf der anderen Seite hat er durch den Aufstieg der wachsenden Städte und die Loslösung der Arbeitskräfte vom Mönchsleben den Boden für die neu erstehende kapitalistische Ordnung mit schaffen helfen. Das 17. und 18. Jahrhundert gestatteten nicht nur ein Darlehen, das auf Grundeigentum aufgenommen wurde, sondern auch reines Darlehen gegen Zins. Nicht der Zins galt als verboten, sondern nur der Wucher. Besondere Zinsmaxima und Kreditrechte wurden normiert. 1854 wurden in England diese Zinsgesetze aufgehoben. Deutschland folgte zehn Jahre später. Die vollständige Freiheit des kreditmäßigen Kapitalverkehrs war gewonnen. Man glaubte die Massen reif für diese Freiheit, man erwartete eine rasche Ermäßigung des Zinsfußes. Beides erfüllte sich nicht. Schon nach einem Menschenalter griff man wieder zu Wuchergesetzen. Die letzte Periode der Kreditfreiheit hat in Kreisen schwacher und ungebildeter Existenzen und in tiefstehenden Ländern manchen

Schaden angerichtet. — Beachten wir zugleich die Bewegung des Zinsfußes, so entdecken wir im ganzen eine herabsteigende Linie. In Deutschland speziell finden wir vom 16. Jahrhundert ab bis 1620: 5 %. Im 18. Jahrhundert sank er teilweise, doch nicht so wie in Holland, wo er auf 2 1/2 % stand. Anfang des 19. Jahrhunderts steigt der Zins wieder auf 5—6 %. Bis 1845 wieder ein Sinken bis zu 3 1/2 %. Von da bis 1871 ein deutliches Steigen bis, ja über 5 %. Bis Mitte der neunziger Jahre wieder eine Abnahme von 1 1/2 %. Freilich zeigte uns die teure Zeit 1907, wie das Geld steigen konnte. Mancher Unternehmer mußte bis zu 20 % bezahlen, wollte er überhaupt Geld bekommen. Schmoller erklärt, es sei nicht undenkbar, daß der Zinsfuß, wie er im 18. Jahrhundert auf 3, im 19. auf 2 1/2 fiel, so im 20. unter 2 %, ja bis auf 1 1/2 % sinkt.

Hieran knüpft sich für die, welche im Zins eine widersittliche Einrichtung sehen, die Hoffnung, daß er schließlich verschwindet. Diese Bewegung müßte dann nur beschleunigt werden. Freilich wächst die Zinslast auch bei vermindertem Zinsfuß für die Nationen bald ins Unerschwingliche. Man verweist auch auf die Tatsachen des Geschäftslebens, welche die große Ausdehnung zinslosen Kreditgebens schon für die Gegenwart beweisen. Zwischen Produzenten und Großisten sollen solche Geschäftsusancen nichts Außergewöhnliches sein; der eingeräumte Kredit werde oft ohne hinzutretende Zinsverrechnung verlängert. Leistungsfähige Firmen übernehmen die Stempelkosten auf eigenes Konto. Große Banken teilen sich in die Zahlungsverpflichtungen von Kameraden in die Millionen, freilich meistens nicht aus Nächsten-, sondern aus Geschäftsliebe. Wir wollen darin doch nicht nur geschäftliche, sondern wirkliche Ansätze zu sittlich-wohlwollender Handlungsweise anerkennen. Immer liegt darin doch nur der Verzicht auf ein Recht. Aber wir müssen grundsätzlich zu erkennen versuchen, ob der Zins sittlichen Grundsätzen widerspricht oder nicht.

Unterscheiden wir Zins und Risikoprämie. Man hat nämlich den Zins schon damit zu rechtfertigen gesucht, daß man ihn als Risikoprämie darstellte. Das ist eine Verschleierung der Tatsachen. Ist das Kapital gefährdet, so sichert sich der Kapitalist durch Hypothek oder Faustpfand, oder er läßt sich eine besondere Vergütung vorweg bezahlen. Der im Zins steckende Kapitalgewinn ist anderer Natur. Der Geldzins bedeutet nichts als die Anerkennung der herrschenden Privateigentumsordnung. Er ist das charakteristische Zeichen für die Differenz von Besitzenden und Besitzlosen

innerhalb der Gesellschaft. Kein Eigentümer braucht sein Vermögen oder Teile seines Vermögens zurzeit wegzugeben. Tut er es doch, so hat er ein Recht, dafür etwas zu verlangen. Der Eigentümer eines Hauses kann nicht genötigt werden, eine andere Person unentgeltlich in seinem Haus wohnen zu lassen. Der Zins, den der Mieter entrichtet, ist die Anerkennungsgebühr des rechtlichen Vermögensbesitzes des Hausherrn. Der Herr eines Ackers kann nicht gezwungen werden, seinen Acker einem andern zum Anbauen zu überlassen. Der Pächter zahlt in der Pacht die Gebühr, in welcher die Anerkennung des Eigentumrechtes zum Ausdruck kommt. Soweit scheint alles in Ordnung. Aber nun kommt der springende Punkt. Selbstverständlich würde es keinem Menschen einfallen, solche Eigentumrechte durch Entrichtung eines Geldbetrags ausdrücklich zu honorieren, wenn der Mieter keine Wohnung und der Bauer keinen Acker zum Unterhalt nötig hätten. Der Zins hört dort auf, wo keiner das Geld des andern braucht. Er ist also herausgewachsen aus einer gewissen Notlage derer, die das Geld bedürfen, und dem Eigentumrecht derer, denen das Geld gehört. Auch dann wäre es mit dem Zins zu Ende, wenn Kapital in unbegrenzter Menge vorhanden wäre. Einerseits die verhältnismäßige Knappheit des Geldkapitals, andererseits die rechtliche Privateigentumordnung schaffen sich so im Zins den deutlichsten Ausdruck. Wer die Privateigentumordnung bejaht, muß auch die Zinsannahme bejahen. Die Tatsache ist unleugbar, daß die Verzinsung stets die Benützung der Besitzrechte gegenüber der relativen Notlage von weniger oder nichts Besitzenden darstellt, schärfer ausgedrückt die Ausnützung der Notlage anderer zugunsten des Privatbesitzes.

Zwei Erwägungen können uns einen gewissen Dienst tun, um in dieser Frage zu einem sittlichen Urteil zu kommen. Auch in einer kommunistischen Gesellschaft müßte zweifelsohne eine bestimmte Verwaltungsorganisation bestehen, welche Art, Umfang, Ort und Dauer der notwendigen gesellschaftlichen Produktion bestimmen würde. Denn ehe überhaupt geregelte Konsumtion eintreten kann, muß die Produktion eines Volkes, in diesem Fall gar die Weltproduktion geregelt werden. Hierzu wäre ein großer Aufwand von Personal erforderlich. Zu seiner Unterhaltung müßte von dem Gesamtprodukt der Arbeitsleistung ein erklecklicher Teil einbehalten werden. Diese Regelungsarbeit hat in der heutigen Gesellschaft das Privatkapital übernommen. Ob es ihrer Herr wird oder nicht, steht jetzt nicht in Frage. Es handelt sich

nur um den Nachweis, daß der Zins für das investierte Kapital mit jener Entlohnung für Organisation der gesamten Produktion verglichen und damit sein relatives Recht nachgewiesen werden kann. Zu dieser Überlegung tritt eine andere. Es fragt sich, ob man jede Ausnützung des Vermögens einem andern gegenüber ohne weiteres als Ausbeutung des wirtschaftlich Schwächeren bezeichnen kann. Lexis schreibt darüber: „Kein Fabrikant wird sich ausgebeutet fühlen, wenn der Kaufmann, der ihm seine Ware zu einem befriedigenden Preise abgekauft hat, diese zu einem selbst bedeutend höheren verkauft. Ebensowenig wird der Mieter, der für seine Wohnung eine angemessene Miete bezahlt, über Ausbeutung klagen, ebensowenig der Hypothekenschuldner, der etwa ein Haus oder ein Landgut gekauft, aber nur einen Teil des Kaufpreises bezahlt hat und den Rest verzinst. Ausbeutung entsteht erst, wenn die Notlage, „der Leichtsinn, die Unerfahrenheit des Schuldners übermäßig ausgenützt wird.“ In diesem Worte „übermäßig“ liegt freilich die ganze Gefährlichkeit der ethischen Situation.

Immerhin beweist dies wieder so eindringlich wie möglich den Ernst der sittlichen Erziehung. Das Maß der Abschätzung richtet sich nach der Empfindlichkeit des sittlichen Gewissens. Wo der eine ruhig 3% nehmen würde, könnte sich der andere versucht fühlen, vollständig zu verzichten. Auf diesem Weg individueller Entschließungen käme es aber nie zu einem wirtschaftlich klaren Handeln. So möchte man es im ersten Augenblick fast begrüßen, daß bei der modernen Organisation der Banken der einzelne, der sein Geld auf Zinsen anlegt, damit die Herrschaft, aber auch die Verantwortlichkeit über die Verwendung der Summe eigentlich aus der Hand gibt. Darin liegt aber für den Sozialethiker die bedenklichste Erscheinung. Der moderne Geldmarkt ist so machtvoll organisiert, daß der gute Wille des einzelnen, besonders wenn er zu den kleinen Geldgebern gehört, vollständig im Ganzen untergeht. Was nützen die besten Wünsche, die vorsorglichsten Gedanken, daß das Geld nicht zur Ausnützung einer fremden Notlage verwendet werden möchte! Es ist, als ob im Regenschauer der einzelne Halm auf der Wiese sich einbilden wollte, er könnte nicht naß werden.

Nachdem wir soweit gekommen, können wir klar machen, daß die ethische Auffassung der großen sozialen Zusammenhänge der sog. Individualethik wirklichen Dienst tut. Hier reißt sie den einzelnen Menschen aus seinen privaten Gewissensbedenken heraus und stellt ihn nicht vor die Frage:

„willst du in deinem einzelnen Geschäft Zins nehmen oder nicht“, sondern „willst du diese ganze Gesellschaftsordnung oder nicht?“ Das sittliche Urteil hierüber, wenn es kein Affekturteil sein will, muß sich bemühen, zu erkennen, ob des Segens noch viel darin ist. Und erst wenn er diesen Segen sorgsam in neuem Gefäß geborgen hat, hat er ein Recht, das alte Gefäß zu zerschlagen.

Jeder Sozialethiker geht auf Verbesserung der wirtschaftlichen Verhältnisse aus; sonst verzichtet er auf diesen Titel. Denn Ethik ist eine Macht des Fortschritts, oder sie ist nichts. Bei der Wahl der Mittel hat die Zweckmäßigkeit das letzte Wort. Es ist im vorliegenden Fall denkbar, daß eine Vereinigung von Menschen, welche sich verpflichtet, nur zinslose Darlehen zu geben, einigen Eindruck erzielen würde. Ob es ihnen freilich gelingen könnte, den Sinn für ihre Handlungsweise in weiteren Kreisen heranzuziehen, ist mehr als fraglich. Deshalb erscheinen uns praktischer zwei andere Wege. Der eine ist das alte Mittel: Erziehung zur Verantwortlichkeit, besonders zur öffentlichen Verantwortlichkeit. Wenn der staatliche Fiskus die „Notlage“ der Bürger zum Zwecke großer Reingewinne „ausbeutet“, wie das privatwirtschaftliche Kapital, so wirkt solcher Staatskapitalismus schlimmer wie der Privatkapitalismus, weil man von ihm größeres erwartet. Schärfung des öffentlichen Gewissens bei staatlichen Geldgeschäften ist die Aufgabe jedes Sozialethikers. Dazu tritt die bewußte Unterstützung der sinkenden Bewegung des Zinsfußes. Schmoller bezeichnet „das dauernde Sinken desselben als einen der größten sozialen Fortschritte. Gewiß erschwert es daneben etwas das Leben von der Rente allein; das ist aber für alle Gesunden und Kräftigen nur ein Glück; für die Alten und Kranken kann und wird immer mehr durch Versicherung getan werden. Die Hauptsache ist, daß sinkender Zinsfuß steigende Macht der Arbeit bedeutet.“ Diesen Weg befördert im ganzen die „Soziale Vereinigung“, welche sich speziell die allmähliche Entzinsung des Kapitals zum Ziel gesetzt hat. Das Mittel dazu sieht sie in der Ermächtigung der Reichsbank, durch die Ausgabe von Banknoten den politischen Gemeinden zinslosen Kredit zu gewähren zur Schaffung von Gemeindegütern. Diese müßten dann zur Sicherung dem Staat verpfändet werden. Ist das nötige Geld für die Produktion vorhanden, dann hat es keinen Sinn mehr Zins zu verlangen.

Das lehrt uns ein kurzer Blick auf die Börse und ihre Entwicklung. Wir können im Rahmen dieser Arbeit unmöglich die ganze Börsenfrage nach allen Seiten hin untersuchen. Allgemeine Gesichtspunkte müssen genügen, um uns zurechtzufinden.

Die Börse ist das Gehirn des modernen Welthandels. Wenn irgendwo, so hat der Sozialethiker diesem Zentralorgan des modernen Wirtschaftslebens gegenüber die Forderung fein empfindlicher Gewissenhaftigkeit zu erheben. Gerade weil die Technik des Börsen- und Bankgeschäfts eine fein verästelte, äußerst sinnreiche und mannigfaltige ist, kann es dem Buchstaben des Gesetzes schlecht gelingen, seine Absichten zu erreichen, wenn der Wille nicht vorhanden ist, sittlich unanfechtbar zu handeln. Im heutigen Wirtschaftsleben ist die Börse eine unentbehrliche Macht. Sie verkörpert den großen Kapitalmarkt, der immer mehr internationalen Charakter annimmt. Die Börse muß weitreichende Arme haben. Georg von Siemens sagte mit Recht: je größer die Börse, desto besser für den wirtschaftlichen Betrieb des Landes. Die Börse ist zur Großmacht im Staat geworden, und an ihr wird mehr praktische Politik gemacht, als in den öffentlichen Volksvertretungen. Sie bildet den Gradmesser der wirtschaftlichen Vorgänge. An ihr kann man wie an einem Barometer das wirtschaftliche und politische Wetter ablesen. Man erkennt die öffentliche Meinung — oder auch die Parteimeinungen! — über gute oder schlechte Verwaltung in Staat, Gemeinde, Unternehmungen, Verbänden. Welche Summe von wirtschaftlichen Vorgängen, Beobachtungen, Wagnissen, Hoffnungen, Gedanken, Wünschen umschließt ein einziger Kurszettel einer Berliner Zeitung! An der Börse wird alles gehandelt und behandelt; die Welt erscheint als ein großes Warenhaus; man geht herum und schaut zu den Fenstern hinaus, was wohl für Wetter kommen wird. Man muß wirklich die Feinheit des Handelsmechanismus, wie er in der Börse ausgebildet ist, in seiner ganzen Kunst empfinden, um die Arbeitsleistung, die darin steckt, bewundern zu können. Wie rasch ist Deutschland seit den 50 Jahren vom Lokohandel, der die Waren am Ort des Geschäftsabschlusses zum Verkauf bereit hielt, zum Lieferungshandel nach Waren und Mustern und von da zum börsenmäßigen Terminhandel fortgeschritten. An den großen Zentralproduktenbörsen bilden sich die Preise für die Waren der ganzen Welt. Der Welthandelsumsatz hat sich von 29 Milliarden im Jahre 1860 auf 92 Milliarden im Jahre 1900 gehoben. 11 % des gesamten

Welthandels liegen in Deutschland, etwa ebensoviel wie in den Vereinigten Staaten. Das wäre unmöglich gewesen ohne den Dienst der Banken und Börse. Die Beschaffung der Gelder zu Staats- und Gemeindezwecken ist unzertrennlich mit ihnen verknüpft. Selbst im schlechten Geschäftsjahr 1907 wurden noch im I. Halbjahr 1,4 Milliarden deutsche Emissionswerte gezählt (gegen 2,1 im selben Raum des Jahres 1905). Der deutsche Kapitalmarkt wurde für ausländische Anleihen innerhalb der 10 Jahre 1889—1899 mit mehr wie 4 Milliarden Mark in Anspruch genommen. Dabei sind die Aktien noch ausgeschlossen. Das Anlagekapital aller Eisenbahnen wird auf 160 Milliarden Mark geschätzt. Deutschland ist allein mit etwa 10 Milliarden beteiligt. Das sind geschäftliche Handlungen, vor denen man zunächst stillstehen muß, um die Größe der Technik zu schätzen. Wir geben gerne zu, daß ein großer Prozentsatz des Mißtrauens gegenüber allem, was Bank und Börse heißt, direkt auf Unkenntnis der Riesenleistungen zu schieben ist, welche der moderne Geldhandel sich zuschreiben darf. Man sieht die Schäden, aber die Leistungen übersieht man, weil man von dem Getriebe zu wenig versteht. Wir geben auch persönlich gern zu, daß wir die Börsenwelt dort nicht mehr recht fassen können, wo sie mit dem Geld- und Münzwesen selbst und seinen Veränderungen in Verbindung steht. Trotzdem erheben wir sittliche Bedenken, die in ihrem Recht nicht durch die Kenntnis der Detailtechnik berührt oder abgeschwächt werden.

Die Börse gilt in weiten Kreisen als Mittel, rasch Reichtum zu erlangen. Man scheut die Arbeit und möchte durch Gewinn oben ankommen. Diesem Trieb vieler Menschen darf Bank und Börse nicht entgegenkommen. Lotterien und Dividendenpapiere sind die großen Versuchungen für Menschen, die ihr Glück machen wollen. Mag man nun über den Spieltrieb im Menschen die interessantesten psychologischen Beobachtungen anstellen, so bald das Spielen aufhört, Spiel zu sein, ist es sittlich unzulässig. Wir wollen damit sagen, daß das Spiel widersittlich wirkt, wo es sich den Gewinn zuspricht, der nur durch Arbeit erworben werden soll. Die Spielleidenschaft eines Volkes ist ein Zeichen rückständiger Bildung. Sie noch ausnützen heißt sich selbst auf das niedrige Niveau herablassen und die Leidenschaft stärken. Der ansteckende Charakter gerade der Spielsucht sollte zu bekannt sein, als daß man mit dem Feuer spielt. Wir können es nie verstehen, daß man mit privaten oder staatlichen Lotterien den Spieltrieb immer von neuem nährt. Den ästhe-

tischen Reiz des Spielens verkennen wir dabei nicht. Wir wollen ihn gerade zurückgewinnen. Denn wo Arbeitswerte durch Spiel verloren oder gewinnen werden und Volksgüter auf dem Spiel stehen, da hört die ästhetische Betrachtung auf und die ethische verlangt ihr Recht. Es ist doch bezeichnend, wie gerade die tüchtigsten Geschäftsleute keinen dringenderen Rat geben, als sich von Börsenspekulationen fernzuhalten. Ein praktischer Bankier schreibt sehr ernst: „Die Sehnsucht nach dem Besitz von Dividendenpapieren ergreift zu Zeiten des ökonomischen Aufschwungs immer weitere Kreise. Die Zahl solcher Aktionäre, die wegen zu geringer Kapitalkraft jeder Börse und jedem halbwegs unsicheren Unternehmen soweit als möglich ausweichen sollten, steigt zusehends. Diese Krankheit — Besitz von Aktien — ergreift mit der Zeit alle Kreise und führt notwendigerweise zur Katastrophe. Denn je größer die Zahl der schwächeren Hände ist, desto größeren Schwankungen sind die Kurse der betreffenden Aktien unterworfen." Damit ist jener Fieberzustand geschildert, der den „Laien in Geschäftsfragen" geradezu anwidert: jenes Treiben der Kurse, jenes Jagen und Laufen nach Papieren, jener Taumel, der alles mit sich fortreißt. Solche Ausbrüche des Börsenfiebers sind geschäftlich betrachtet schlimme Zeit; freilich nützt sie irgend eine Geldpartei zu ihrem eigenen Vorteil aus. Moralisch gewertet und vom Standpunkt der Volkswirtschaft sind derartige Zeiten Verbrechen am Volksvermögen.

Da werden Werte geschaffen, die garnicht existieren. Das ist die andere Beobachtung, die sich jedem aufdrängt, der unparteiisch in die Welt der Banken und Börsen hineinsieht. Wir treffen hier eine Menge von Illusionswerten, eine Reihe eingebildeter Bauten. Der große psychologische Reiz, der in der Schätzung der Distanzen, in der Hoffnung auf die Zukunft, in der Erwartung und Berechnung der Entwicklungen liegt, entfesselt sich, und wir treten in eine Welt des bildenden Gedankens, um nicht zu sagen der Einbildung, in welcher den einzelnen schwindelt, der von einfachen, bestimmten Werten auszugehen gewohnt ist. In der Zeit aufsteigender Konjunktur vergoldet die Börsensonne alles. Es kommt dann nicht darauf an, eine Betriebsmaschine weit über Wert zu bezahlen. Nachher kommt der Rückschlag. Dann steht die Maschine noch im Betrieb; aber jene Illusionswerte, mit welchen der aufsteigende Kalkül sie geschmückt, sind fast in nichts zusammengefallen. Vor allem kommt dann der Gerichtstag für all die Talmikurse, mit welchen teilweise in der

Welt der Kuxen gearbeitet wird. Freilich wird man die Schätzung als das psychologisch feinste Werkzeug des Handels nie entbehren können. Wir bewundern ästhetisch diese kolossalen Versuche der Welthandelsschaft, über die Organisation der Weltwirtschaft zu Gericht zu sitzen. Als Sozialethiker müssen wir uns aber immer erinnern, daß solche Versuche zum großen Teil gemacht werden im Interesse des Privategoismus eines einzelnen oder einer Finanzgruppe. Man denke an die Erlebnisse auf dem Baumwollmarkt und an der Kaffeebörse. Demgegenüber kann nicht scharf genug betont werden: es ist ein Leichtsinn, mit Volksarbeit umzugehen wie mit Spielmünzen und nicht bloß Tausende, sondern Millionen in Minuten zu verschleudern. Wie viele falsche Gerüchte werden in Umlauf gesetzt, nur um ein Papier zu beleben oder zu senken. Jedes Mittel erscheint recht. Die Politik tritt in volle Abhängigkeit von der Börse, und manche Akten späterer Geschichtsforschung werden ebenso tragische Bilder ergeben, wie sie Ehrenberg aus dem Mittelalter entrollt. Die deutsche Kaiserwahl Karl V. war nichts anderes als eine Konkurrenz französischer und deutscher Banken, und Kriege heutzutage werden von Haussiers gemacht oder verhindert.

Dieses Rechnen mit Schätzungswerten ist ein äußerst versuchliches Feld — Glatteis, auf dem mancher zu Fall gekommen ist. Dazu kommt, daß das Publikum für seinen Schaden kritiklos den Bankier haftbar macht. Es nimmt ihn schon an sich recht stark in Anspruch zu Diensten, zu denen er garnicht verpflichtet wäre. Schlägt vollends die Berechnung des Dividendenjägers fehl, so wird der Fehler nicht in der eigenen Unfähigkeit, sondern in dem vermittelnden Geschäftsführer gesucht. Zudem hat der Bankier eine schwierige Stellung. Er muß dem Kreditsucher und dem Kreditgeber gleicherweise dienen. Diese beiden Aufgaben gleich gewissenhaft zu erfüllen, dazu gehört ein voller, unbestechlicher Charakter. Deshalb ist die Reinhaltung des Bankierstandes von fraglichen Elementen eine grundlegende Forderung. Der Bankier soll Führer im geschäftlichen Leben bleiben, und nicht von fremden Interessen geschoben sein. Wie schwierige Situationen es da zu überwinden gibt, schildert anschaulich Dr. Baumgartner in seinen „philosophischen Betrachtungen zum Bank- und Börsenwesen“. Sie interessieren uns vor allem deshalb, weil auch sie schließlich auf die Empfehlung der sittlichen Persönlichkeit als Grundvoraussetzung für jeden Fortschritt hinauslaufen.

Betrachten wir eine bestimmte Geschäftsform an der Börse, welche weithin zu sozialreformerischen Vorschlägen Anlaß gegeben hat und in der Gesetzgebung berücksichtigt wird: das Termingeschäft. Es handelt sich dabei um Kaufgeschäfte, welche erst zu bestimmter Zeit erledigt werden sollen. An der Effektenbörse hat man sich auf bestimmte einzelne Tage geeinigt, an denen die Erfüllung der vorher geschlossenen Verträge vereinbart ist. Das sind die sog. Ultimotage, Liquidationstage. Die reinen Papiere oder Produkte werden per Kassa gehandelt. Da müssen die Stücke innerhalb kurzer Frist abgeliefert und der Zahlpreis entrichtet werden. Die übrigen Effekten werden per Ultimo gehandelt, d. h. sie müssen erst an den bestimmten Stichtagen vorhanden und gekauft werden. Es ist also möglich, daß man z. B. mittels des Terminhandels Papiere kaufen kann, ohne daß man dazu das volle Geld in der Tasche hat, ja daß man Papiere oder Produkte, welche man noch garnicht besitzt, in der angegebenen Menge aber zu erhalten hofft, schon jetzt per ultimo verkauft. Solche Verkäufe erfolgen in blanko, d. h. in der Hoffnung, daß einstweilen der Kurs fallen und der Verkäufer somit in die Lage kommen könne, bis zum Liquidationstag die Stücke billiger zurückzukaufen. In der Zwischenzeit arbeiten sich zwei Gruppen entgegen. Die einen, die Baissiers, welche ein Interesse am Fallen der Kurse haben, auf der andern die Haussiers, welche nur vom Steigen der Papiere profitieren und deshalb die Hebung des Kurses forcieren. Die Termingeschäfte stellen deshalb den eigentlichen Sitz der Spekulation dar.

Dieser Terminhandel wird außerordentlich stark angefochten. Ein Teil der Klagen kommt auf Rechnung der Mißstimmung der Handelsleute an kleineren Plätzen gegen die Zentralisation des Geschäfts zu stehen. Der große Markt wird eben durch den Terminhandel geschaffen. Diese Tendenz muß der Sozialethiker nur unterstützen. Nach dem Grundsatz, daß der leistungsfähigste Betrieb auch der sittlich bessere ist, können wir diesen Klagen kein Gehör schenken. Ebensowenig den andern, welche wegen Einschränkung des Zwischenhandels der Banken erhoben werden. Jedenfalls wird dadurch, daß die großen, teilweise für einzelne Waren wie Kaffee oder Kammzug spezialisierten Märkte im Terminhandel erwachsen sind, die direkte Geschäftsverbindung mit den ausländischen Märkten sehr erleichtert. Dieser Geschäftsgewinn ist abzuwägen gegen den Nachteil, daß durch Verminderung des Einflusses der kleinen Banken das persönliche Element in

dem Kundschaftsverhältnis an Bedeutung verliert, die einzelnen Kreditnehmer nicht mehr in ihrer persönlichen Eigenart beobachtet werden können und daraus sich geschäftliche Nachteile entwickeln. Jedenfalls wächst mit diesem Zug ins Große auch der große Schaden, daß der kleine Mann, der den Kredit am nötigsten braucht, ihn am seltensten erhält, und der Großbankier selbstverständlich am liebsten mit Großunternehmern und guten bekannten Firmen zu tun hat. Immerhin können Einrichtungen auf dem Weg verzweigter Agenturen getroffen werden, diesem Übelstand abzuhelfen. Wir wiederholen, daß es sich hier nur um eine Frage abwägender Zweckmäßigkeit handelt. An sich bieten die Termingeschäfte zur Vereinfachung großer Unternehmungen wesentliche Vorteile. Auch mögen derlei Geschäfte oft preisausgleichend wirken. Hier ein Beispiel. „Der große Handelsmüller in Königsberg, der das von ihm erzeugte Mehl zu angemessenem Preis auf spätere Monate nach Skandinavien verkauft, benutzt den Terminhandel in Berlin, um sich gegen eine erhebliche Steigerung der Getreidepreise zu sichern, obwohl er keineswegs die Absicht hat, das in Berlin gekaufte Getreide demnächst abzunehmen. Für ihn ist dies eine Art der Versicherung. Sinken die Getreidepreise in Königsberg, so verdient er bei seiner Verarbeitung für das Mehl, das er nach Skandinavien verkauft hat, so viel mehr, daß er den Verlust an dem in Berlin abgeschlossenen Deckungsgeschäft ausgleichen kann. Steigen die Getreidepreise, so werden die Verluste, welche er an dem skandinavischen Geschäft erleidet, durch den Gewinn ausgeglichen, den das Berliner Deckungsgeschäft ihm bringt.“ Wir wollen auch der Rolle der Baissespekulanten keinesweg den volkswirtschaftlichen Nutzen abstreiten. Sie sorgen in Zeiten aufsteigender Konjunktur für die nötige Besonnenheit und kaufen bei niedergehenden Zeiten die frei gewordenen Papiere auf, damit doch der Verlust in etwas ausgeglichen wird.

Trotz alledem zeigt der Terminhandel grobe Schäden, weil er von vielen Unberufenen und vor allem von reinen Gewinnspielern mißbraucht wird. Man wettet auf die Differenzen; man setzt unermeßliche Summen um, die überhaupt nicht existieren; man verschleiert die tatsächlichen Verhältnisse der Produktion und des Konsums; man spekuliert mit fremdem Geld; man macht in Preistreibereien und Preisstürzen. Verständlich wird, daß gerade die Reformer immer wieder von der Gesetzgebung verlangen, den Mißständen zu Leib zu gehen. Wohl gehören feine Ohren dazu, um zu

horchen, welche Interessen manchmal für solche Wünsche maßgebend sind. Sie stehen oft weit ab von sittlichen Erwägungen und die letzteren sind nur auf das weitere Publikum gemünzt. Auch ist die Gesetzgebung mit dem Erfolg ihrer Absichten oft sehr unglücklich gewesen. Man kann z. B. nach den Erfahrungen, die man mit der Einführung des Börsenregisters gemacht hat, wohl verstehen, daß die Fachmänner des Bankwesens sich ärgerlich gegen ethische Beeinflussung und Unterbindung ihres Geschäfts auflehnen, weil die praktische Unkenntnis zu falschen Maßnahmen riet. Uns erinnert der große Schaden, der durch manche Börsen- und Bankenaktionen der Volkswirtschaft zugefügt wird, neben den großen Vorteilen, die für Vermitteln stimmen, an die Tatsache der Geschichte, daß gerade die feinsten und besten Gedanken am leichtesten ins Häßliche und Gemeine gezogen werden können. Wo man dem Herrgott eine Kirche baut, baut der Teufel eine Kapelle daneben. Was also verlangen? Alles seinen Gang gehen lassen? Keineswegs. Mag die Gesetzgebung tun, was sie im Sinn wirklicher unparteiischer Gerechtigkeit für angemessen hält; mögen die Volksvertretungen ein scharfes Auge auf die Art der Geschäftsbehandlung haben. Der Sozialethiker wird hier nur zwei scheinbar geringe, tatsächlich tiefgreifende Forderungen aufstellen: einmal Verbreitung richtiger Kenntnisse über die Handelsgeschäfte, speziell über Börsen- und Bankwesen vom Standpunkt der Volkswirtschaft aus; dann strengste Wahrung der gewissenhaftesten Ehre und Säuberung des Handelskreises von unsauberen Elementen durch ständische Kontrolle und Hebung des Standes. Vom ersten erwarten wir eine verständnisvollere Haltung des Publikums gegenüber den Banken und zugleich einen Ausschluß der Unerfahrenen und Untüchtigen von der Beeinflussung des Geldmarktes, der der öffentlichen Kontrolle unterliegt. Vom andern erhoffen wir eine Steigerung des Verantwortlichkeitsgefühls. Ein Institut wie die Reichsbank sollte dem deutschen Bürger in seiner Bedeutung und seinem Geschäftsverkehr verständlich werden. Börse und Handel beruhen ja auf dem Kredit. Wo Kredit in Frage kommt, handelt es sich um Vertrauen. Dieser setzt persönliche Qualitäten voraus. Der persönliche Charakter der Kreditwirtschaft muß ihr erhalten bleiben, nicht im Sinn rein individualistischer Wirtschaftsordnung, aber im Sinn sittlicher Treue als Grundlage aller Geschäfte. Wo der Kredit in Manöver zur Selbstbereicherung ausartet, hat er sich selbst verwirkt. Kredit soll helfen, und Kreditwirtschaft ist in gutem

Sinn des Wortes die soziale Gemeinschaft. Daß unser ganzes Handelsleben von Kredit durchzogen ist, ist kein schlechtes Zeichen. Es kann sich bestens entwickeln, wenn der Kredit wirklich auf persönlicher Ehrenhaftigkeit aufgebaut ist. Kein Geschäft darf seinen Ausgangspunkt vergessen. Wo der Kredit nur Ausdruck der Machtverhältnisse ist, wird er sein sittliches Gleichgewicht verlieren; er wird widersinnig. Wo der Kredit soziale Hilfe im besten Sinn des Wortes bietet, da erwächst volkswirtschaftliche Kraft. Deshalb hat jeder Sozialethiker Recht und Pflicht, gerade auf die Entwicklung der Kreditverhältnisse zu achten und sie dort zu kritisieren, wo sie nur Machtverhältnisse und nicht gegenseitige Pflichtverhältnisse ausdrücken.

Endlich erinnern wir an ein hartes Wort Wagners auf dem 14. evangelisch-sozialen Kongreß. Er sagte dort: „Wer in Grundstücken spekuliert, sollte nicht die allgemeine Achtung genießen.“ An der Berliner Börse notieren über 30 „Baugesellschaften.“ Sie bauen aber nicht; wenigstens ist ihr Hauptzweck der An- und Verkauf von unbebauten Grundstücken. Es sind keine bauenden Unternehmungen, sondern Spekulationsgeschäfte in Grund und Boden des deutschen Vaterlands. Gebaut wird erst durch den Zwischenunternehmer. Die Gesellschaften sichern sich die steigende Rente. Sie verteuern dem Volk, dem wachsenden Leben den Boden. Sicher haben hier einzelne mit weitem Blick und in langem Warten der Gewerbetätigkeit neue Gebiete erschlossen, aber in der Auflösung des Bodenwerts in unpersönliche Geldaktien steckt viel Widersittliches. Doch damit sind wir schon auf anderes Gebiet geführt.

Literatur: Vortreffliche Artikel in dem Wörterbuch der Volkswirtschaft von Elster. Obst Geld, Bank- und Börsenwesen. Baumgartner Philosophische Betrachtungen zum Bank- und Börsenwesen. Eck Einleitung zu Luthers Schrift von Kaufhandlung und Wucher. Wittelshofer Untersuchungen über das Kapital. Schüßler Die praktische Lösung der sozialen Frage. Lippert Über die Vergleichbarkeit der Werte von internationalen Warenübertragungen. Diesel Solidarismus. Friedrich Einführung in die Wirtschaftsgeographie.

---

§ 21.
Der Bauer.

Die deutsche Sozialethik ist an der Erhaltung und Vermehrung eines kräftigen Bauernstandes lebhaft interessiert. Nicht politische Motive kommen für ihn in Betracht; ebensowenig militärische. Es ist ja ziemlich ausgemacht, daß der Fabrikarbeiterstand keine schlechtere Truppe zur vaterländischen Verteidigung liefert, als der Bauernstand. Vielmehr rein vom Gesichtspunkt der volkswirtschaftlichen Entwicklung aus angesehen müßten wir bedauern, wenn ein Millionenvolk zum Arbeitsspezialisten herabsinken würde. Das wäre der Fall, wenn sich Deutschland nur zum Fabrik- bzw. Industriestaat entwickeln sollte. Stets muß die Industrie das führende Element für die internationalen Weltbeziehungen bleiben, und ihr Einfluß auf das Wachsen der Bevölkerung bewahrt werden. Allein ein großes Volk auf verhältnismäßig ausgedehntem Land kann sich nicht in eine einzige Erwerbsart hineinspannen lassen. Die Freiheit der großen Berufsgruppen gewährt neben den grundsätzlichen Vorteilen noch einen ganz besonderen Nutzen. Innerhalb der Industrie befürworten wir, wie im Handel, die Entwicklung zum Großbetrieb — nicht aus Liebhaberei, sondern um der größeren Leistungsfähigkeit jener Betriebe willen. Innerhalb der Landwirtschaft sehen wir die umgekehrte Entwicklungslinie. Der leistungsfähigere Betrieb der Zukunft gehört hier dem Bauernbetrieb.

Die brennendste Frage auf diesem Gebiet ist, ob die Konzentration der Betriebe, wie sie der Kapitalismus innerhalb der Industrie durchsetzt, auch in der Landwirtschaft zur Tatsache geworden ist. Schablonenmäßiger Marxismus behauptet unentwegt die Niederkonkurrierung der kleinen Landwirte durch die großen. Noch im Jahre 1894 sagte Engels drastisch, „wie die Eisenbahn die Schubkarre, so verdrängt der landwirtschaftliche Großbetrieb den Kleinbetrieb.“ Die Tatsachen widersprechen vollständig. Selbst der orthodoxe Marxist Kautsky muß wenigstens zugeben, daß sich Marx und Engels über die Zeitspanne, in welcher dieser Verdrängungsprozeß vor sich gehen sollte, getäuscht haben. Das ist ein schlechtverhehltes Eingeständnis der Unrichtigkeit der ganzen Behauptung. Denn die Statistik weist nach, daß sich von 1882—1895 das Gebiet des landwirtschaftlichen Kleinbetriebs wesentlich vergrößert hat. Zwar ist der Groß-

betrieb an Fläche nicht zurückgegangen. Das hat er aber nicht seiner vorzüglicheren Leistungsfähigkeit und wirtschaftlichen Sicherheit, sondern der künstlichen staatlichen Unterstützung zu verdanken. Die Tatsachen der Wirtschaftgeschichte zeigen, daß der Kleinbauer von der Konkurrenz des Großbetriebs nicht auf die Seite gedrängt worden ist. Die industrielle Konkurrenz wendet sich gegen den kleineren und schwächeren Unternehmer, indem sie seine Preise unterbietet; innerhalb der Landwirtschaft macht sich diese Konkurrenz wenig geltend. Denn der Landwirt kann die Grenzen seiner Produktion nicht beliebig erweitern. In Boden und Bodenart ist ihm eine festere Grenze gelegt, als dem Fabrikanten im Warenverbrauch. Und wenn man sich auf die amerikanische Konkurrenz berufen hat, um doch das Dogma vom Sieg des landwirtschaftlichen Großbetriebs zu erweisen, so stimmt auch diese Beweisführung nicht. Denn die Gegner diesseits und jenseits des Ozeans verteilen sich nicht so, daß Europa dem Kleinbetrieb, Amerika dem Großbetrieb zugerechnet werden könnte. Man kann sogar behaupten, daß nordamerikanische Konkurrenz dem landwirtschaftlichen deutschen Großbetrieb mehr geschadet hat, wie den Kleinbauern. So bleibt es bei der Tatsache, daß wir in der Landwirtschaft eine andere wirtschaftliche Entwicklungslinie vor uns sehen, als in der Industrie. Um diese Verschiedenheit zu begreifen, müssen wir uns die Unterschiede landwirtschaftlichen und industriellen Arbeitsprozesses klar machen. Das Werk von David, Sozialismus und Landwirtschaft, bietet sich als tüchtiger, besonnener und gründlich unterrichteter Führer an.

Die Art zu produzieren ist in Landwirtschaft und Industrie eine verschiedene. Die menschliche Arbeit spielt hier eine andere Rolle, wie dort. Denn die Landwirtschaft entwickelt lebendige Wesen. Die Fabrik verarbeitet tote Dinge. Der Produktionsprozeß ist dort ein organischer, der Rücksicht nehmen muß auf die Eigenart des werdenden Lebens, hier ein mechanischer, der mit unlebendigen Arbeitsmitteln die Form eines Stoffes verändert. Wo Erde, Tiere, Pflanzen, Samen in Betracht kommen, wird und kann nicht beliebig produziert werden. Das Leben dieser „Arbeitsmittel“ ist ein eigenartiger Prozeß, der den gesamten Produktionsprozeß bestimmend beeinflußt. Damit hängt zusammen, daß die Landwirtschaft nicht durch die gleiche Arbeitsmethode befruchtet wird, wie die Industrie. In dieser herrscht strenge Gliederung, feinste Arbeitsteilung, weiteste Konzentration, gleichzeitiger Arbeitsprozeß an einem und dem-

selben Produkt, das in seine verschiedenen Entstehungsphasen künstlich zerlegt und deshalb desto intensiver bearbeitet wird. Die Landwirtschaft kann so nicht arbeiten. Denn ihre Produkte entwickeln sich in der Zeit, langsam wachsend. Wo aus Eisen Stahl gemacht wird, da läuft der Produktionsprozeß in gewissem Stundenmaß weiter. Am einen Ende des Walzwerks werden die Erze in den Hochofen geschüttet; am andern verpackt man gleichzeitig die fertigen Schienen in die Waggons. So läßt sich die Landwirtschaft nicht behandeln. Frühling, Sommer, Herbst wollen noch nicht abdanken; sie wollen sich auch nicht ineinanderschieben lassen, wie man Düten ineinanderschiebt. Sie breiten sich behaglich aus, senden verschiedenes Wetter und lassen die Früchte wachsen, bald hemmend, bald fördernd in ihre Entwicklung eingreifend. Hier kann sich die menschliche Arbeit nicht auf ein Nebeneinander im Raum, das sie gleichzeitig beherrschen könnte, einrichten; sie muß geduldig der Zeit nachlaufen, die aus ihrem Schoß die Frucht gebiert. Infolgedessen ist industrielle Arbeitsteilung und ein Zusammenarbeiten verschiedener Produktionsgruppen in der Landwirtschaft unmöglich. Auch ergibt sich in den Zeiten, wo der Betrieb intensiv gestaltet werden kann, etwa bei Aussaat und Ernte, bei Verwendung zahlreicher und umfassender Arbeitskräfte trotzdem keine verhältnismäßig größere Rentabilität. Denn die Kontrolle ist lästiger, die Direktionsarbeit kostspieliger. Einige Fabrikräume übersehen und leiten ist ein leichtes Ding; über 100 von Hektaren hin die Arbeit wirkungskräftig zu beaufsichtigen, erfordert ungleich größeren Aufwand. Dazu kommt, daß sich hier das Selbstinteresse des Besitzers viel energischer Geltung verschafft und in der Behutsamkeit der Behandlung, der Sorgsamkeit und dem Fleiß des Eigenbesitzers eine größere Rentabilität liegt, als uninteressierte, unkontrollierbare Arbeit von Hunderten Entlohnten einbringt. Ferner wird die Maschine in der Landwirtschaft nie dieselbe Rolle spielen, wie in der Industrie, und ist, wo sie Arbeit verrichtet, nicht im gleichen Maß billiger, wie die Fabrik gegenüber dem Handwerkbetrieb. Acker und Wiese können noch nicht wie eine Fabrikanlage von einem Zentralmotor aus mit maschineller Kraft behandelt werden. Die Landwirtschaft benötigt wandernde Einzelmaschinen, welche nur für bestimmte Zeiten angewendet werden können. Unter den Maschinen selbst muß unterschieden werden. Ein Teil wirkt arbeitersparend. Dahin sind zu zählen die Drill-, Hack-, Dresch-, Reinigungs-, Mähmaschinen, Heuwender, Pferderechen.

Andere Arten, wie Breitsäe-, Kartoffellege-, Erntemaschinen, Rübenheber, Düngerstreuer ergeben überhaupt keine Kostenersparnis. Denn die Handarbeit im Kleinbetrieb ist nicht nur billiger, sondern besser als derartige Maschinenarbeit. Auch die Ersparnisse jener erstgenannten Maschinen halten keinen Vergleich mit dem Nutzeffekt industrieller Maschinen aus. Endlich muß berücksichtigt werden, daß die Zukunft der deutschen Landwirtschaft davon abhängt, daß der Boden immer intensiver bearbeitet wird. Je dringender sich diese Notwendigkeit herausstellt, desto günstiger werden die Chancen des kleineren Betriebs. Die Maschinennutzung nimmt hier immer mehr ab, die individuelle Anpassung der Arbeit an die Bedürfnisse des einzelnen Ackers steigert sich ständig. Für solchen Übergang zu intensiverer Kultur erweist sich der kleinere Betrieb nicht nur technisch mehr gewachsen, sondern er hat den Vorzug der Billigkeit. Somit ist es unrichtig, den Gegensatz zwischen Groß- und Kleinbetrieb ohne weiteres auf landwirtschaftliche Verhältnisse zu übertragen, wie es die altmarxistische Schule tut. Vergegenwärtigen wir uns die Produktionsverhältnisse der westeuropäischen Kulturländer, so wird für die Zukunft der bäuerliche Kleinbetrieb dem Großbetrieb überlegen sein. Für die Ethik, welche den Spuren des leistungsfähigsten Betriebs nachgeht, ergibt sich daraus die Aufgabe, die Entwicklung in dieser Richtung zu beeinflussen. Daraus ziehen wir eine Reihe Forderungen.

Die erste Forderung lautet: grundsätzliche Förderung des Bauerntums gegenüber dem Großgrundbesitz und dem spekulativen Kapital. Durchführung der inneren Kolonisation, welche eine allmähliche Aufhebung der Fideikommisse in sich schließt. Wenn wir diese Forderungen erheben, wissen wir zum voraus, daß man uns beschuldigt, Ethik und Politik zu vermengen. Demgegenüber soll mit allem Nachdruck betont werden, daß die Vermehrung des Bauernstandes besonders im Nordosten unseres Vaterlands, die „Verwestlichung des Ostens" durch innere Kolonisation, das gemeinsame Programm aller Sozialreformer ist. Man lese ein einzigesmal die Geschichte der Bauernbefreiung von Knapp, man blättere in Sohnreys Land, oder man frage klingende Namen von Nationalökonomen, ja man sehe sich die Phase der modernen Regierungstätigkeit in der Rentengutsgesetzgebung selbst an — der eine Gedanke wird von allen vertreten: Ausdehnung der rein bäuerlichen Betriebe. Eine solche ist ja teilweise im Gang. In Pommern sind seit dem Jahre 1875 mehr wie 5 % des Großgrundbesitzes parzelliert worden. An Stelle der aufgeteilten Güter treten

tausende von Einzelwirtschaften; das ist eine Vermehrung der unabhängigen Bauernschaft. Diese Zahlen reden deutliche Sprache. Sie beweisen, wie die Nachfrage nach kleinen Gütern vorhanden ist; man darf sie nur zulassen und wecken. Und andrerseits wird damit erwiesen, wie gerade kleine Wirtschaften dem intensiven Betrieb der inneren Kolonisation am besten dienen. Solche Unabhängigkeit und Leistungsfähigkeit des Reinbauernstandes zu stärken, ist das Ziel jeder sittlichen Auffassung der Agrarpolitik. Denn Gebundenheit des Landes in wenig Händen bedeutet das größte Hindernis. Daß an der großen Völkerwanderung von Osten nach Westen die Großgrundbesitzverhältnisse des Nordostens die meiste Schuld tragen, ist eine bekannte Tatsache. Von 1885 bis 1890 wanderten aus dem Osten etwa 640000 Personen ab. Der Süden beteiligte sich mit 150000. Das mittlere Deutschland gar nur mit 80000 Menschen an der Wanderung. Gegenüber solchen elementaren Erscheinungen nur vom bösen Willen der einzelnen Menschen, von Vergnügungssucht und Hang nach ungebundener Freiheit zu reden, heißt absichtlich über die wirklichen Ursachen täuschen. Solche ausgedehnten Wanderbewegungen als notwendige Erscheinungen des Wirtschaftslebens hinzustellen, verrät ebensowenig sittliches wie volkswirtschaftliches Verständnis. Allerdings wird in jeder Wirtschaftsform eine mäßige Zu- und Abwanderung zwischen den einzelnen Gebieten, besonders zwischen Land und Stadt bestehen. Allein wo sie derartigen Umfang annimmt, da liegen ungesunde Verhältnisse vor. Massen ziehen nur ab, wenn der Druck unerträglich und keine Aussicht auf Besserung der Verhältnisse vorhanden ist. Die Gründe liegen auf der Hand. Der Eigentümer des Großgrundstücks zieht den gesamten Ertrag des Gutes ein; die übrigen, die das Gut technisch bewirtschaften, sind auf ein bestimmtes Gehalt angewiesen. Der Landarbeiter steht in festem Lohn. Welche Löhne bezahlt werden, hat unter anderem die Erhebung des Vereins für Sozialpolitik gezeigt. (Vgl. auch Dr. Klee: die Landarbeiter in Nieder- und Mittelschlesien und der Südhälfte der Mark Brandenburg.) Eine Arbeiterfamilie bei den grundbesitzlosen freien Arbeitern im nördlichen Deutschland bezieht durchschnittlich 563 Mark Jahreseinkommen. Ernährung und Wohnungen sind schlecht. Schwere Frauenarbeit ist Regel. Die Behandlung der Arbeiter läßt von der Achtung vor dem Arbeiterstande wenig merken. In den reinbäuerlichen Gemeinden des Westens steht die Lebenshaltung weit höher als auf den östlichen

Großgütern. Die persönliche Freiheit in politischen und sozialen Dingen ist dem Landarbeiter auf das bescheidenste Maß beschnitten. Die Ausnahmestellung des Landarbeiters in Beziehung auf das Koalitionsrecht wird verfestigt; die Bestimmungen über Kontraktbruch sind verschärft. Ist es da ein Wunder, wenn die Leute zu Hunderten abziehen? Wie oft begegne ich in meiner Gemeinde Masuren, Ostpreußen, Westpreußen, die in kleinen Stuben bei hoher Miete kaum ein Fleckchen klaren Himmels sehen. Fragt man sie, warum sie weggezogen sind, so erhält man die typische Antwort: weil wir nichts verdienten. Macht man sie aufmerksam auf die Mängel des Großstadtlebens und die Nachteile der industriellen Arbeit, so geben sie das ruhig zu, aber zurückwandern wollen sie im ganzen nicht. „Wir können doch dort kein Land erwerben.“ Wie muß diesen Menschen, die ihre Heimat lieb haben, die alte Scholle leid geworden sein! Sie haben nichts und vor allem: sie gelten dort nichts. Auch die Kirche geht mehr mit dem Großgrundbesitzer als Patron und in ihrer Vertretung sitzt kein Arbeiter. Ein Stück echten Volkstums geht so in die Brüche und manche betrachten sich das ruhig als naturnotwendigen Prozeß. Inzwischen fluten tausende von polnischen und russischen Wanderarbeitern in die deutschen Gegenden. Gerade diese Wanderarbeiter bedeuten die größte nationale Gefahr. Der Polonismus wächst, weil die östliche Landwirtschaft den deutschen Landarbeiterstand nicht mehr halten will. Ja man erlebt die nationale Schmach, daß der russische Minister des Innern die Arbeitssuche für die russischen Arbeiter auf deutschem Boden erschwert, weil sie in Preußen nicht genügend entlohnt würden. Der Rückgang des gesamten wirtschaftlichen Betriebs ist unvermeidlich. Denn diese eingewanderten Slawen bedrohen die deutsche Volkswirtschaft, da sie technisch und kulturell auf einer niederen Stufe stehen. So muß der sittliche Ernst dieser großen landwirtschaftlichen Frage von jedem Sozialethiker aufs schwerste empfunden werden. Er wird einen sittlichen Widerwillen gegen alle Politiker empfinden, welche die Fragestellung verschieben und die Ursachen der wirtschaftlichen Not bemänteln. Es steckt in der modernen Grundbesitzverteilung Preußens ein gehäuftes Stück alter Rechtsschuld. Das rächt sich heute an den Enkeln. Schon E. M. Arndt schreibt 1840: „Der Mensch, welcher weiß, was die Herrlichkeit eines Staates ist, fährt mit einem unbehaglichen Gefühl durch die schimmernden, adeligen Herrensitze hin, die aus zerstörten Bauerndörfern

aufgeführt sind und auf welchen Haufen wandernder Tagelöhner und Lohnknechte in kümmerlichen Katen zusammengepreßt wohnen. O schönes Land meiner Heimat, wer wird die zerstörten Bauern in dir wieder schaffen, woher soll dir der Wiederhersteller kommen?“ Neben diese Rechtsschuld treten die wirtschaftlichen Nachteile. Großbesitz verengt die Möglichkeit, Land zu erhalten und unterbindet den Bauern die Gelegenheit, vorwärts zu kommen, da das übrige Land im Preis steigt, und ungenügend Baugrund für Wohnungen vorhanden ist. Auch ist der Großbesitz in einer Zeit groß geworden, in welcher die landwirtschaftliche Konjunkter dem Getreidebau außerordentlich günstig war. Er versagt, wenn infolge weltwirtschaftlicher Verhältnisse die landwirtschaftliche Betriebsweise sich ändern muß.

Hier ist der Ort, ein Wort über den Getreidezoll einzufügen. Es ist unrichtig, dem Sozialethiker solche Erörterungen zu verbieten. Die englischen Sozialreformer haben von jeher in dieser Beziehung viel freier und größer gedacht. Vor allem aber kann die Zollfrage in gewissen Augenblicken die ethische Beurteilung geradezu herausfordern, und der, der sich um solche Fragen aus wissenschaftlichem Interesse nicht kümmert, muß der sittlichen Unklarheit bezichtigt werden. Es ist ein Zeichen sittlicher Unreife, daß man wirtschaftspolitische Fragen nicht ernster bei uns anfaßt. Damit behaupten wir nicht, daß die Technik der Zollfragen den Sozialethiker im einzelnen interessieren müßte; auch ist stets zu berücksichtigen, daß die Frage der Zölle keine grundsätzliche, sondern eine von der wirtschaftlichen Entwicklung der betr. Wirtschaftsstufe allein abhängige Entscheidung zuläßt. In Zollfragen handelt es sich um Zweckmäßigkeitsrücksichten. Auch muß dabei stets die Voraussetzung nationaler von einander geschiedener Wirtschaftszonen gemacht werden. Trotzdem setzt der Sozialethiker bestimmte Grenzforderungen fest. Einzig darum handelt es sich auch für uns. Zum ersten wird nachgerade in besonnenen wirtschaftlichen Kreisen zugegeben, daß die gesamte „Not der Landwirtschaft“ nicht durch das Allheilmittel des Zolles aus der Welt geschafft werden könne. Solcher Glaube an Allheilmittel trägt stets agitatorischen Charakter. Es wird sittliche Pflicht, gegen solche Täuschung zu protestieren, weil die wahre Erkenntnis der wirtschaftlichen Verhältnisse dadurch nur Schaden leidet. Zweitens muß der Sozialethiker, soweit ihm dies möglich ist, stets zu erforschen suchen, wieweit der Zoll nur einen bestimmten Betrieb oder einer bestimmten Klasse

von Betriebsinhabern zugut kommt und ob nun diese Vergünstigung sich volkswirtschaftlich rechtfertigen läßt. In jeder wachsenden volkswirtschaftlichen Periode werden Ungleichmäßigkeiten der Entwicklung einzelner Teile sich herausstellen. Jede Volksschicht muß sich sagen, daß einmal die Zeit kommen kann, in der eine andere Volksschicht auch für sie selbst Opfer tragen soll. Gegenseitige Opferbereitschaft bleibt das Fundament jeder Volksentwicklung auch in wirtschaftlichen Dingen. Gerade wenn wir aber solchen Sinn pflegen wollen und den einseitigen Interessenstandpunkt einer Partei verwerfen, muß ein doppeltes verlangt werden, um Zölle zu rechtfertigen. Einmal der klare Nachweis, daß solche Opfer, die ein Teil für den andern, oder ein Volk für das andere Volk bringt, wirklichen Sinn haben; d. h. daß sie nicht Augenblicksinteressen dienen, sondern für dauernde wirtschaftliche Hebung unentbehrlich sind. Und dann die Überzeugung, daß durch solche Opfer nicht eine politische Machtstellung, die an sich mit wirtschaftlichen Gesichtspunkten nichts zu tun, um jeden Preis gestützt und behütet werden soll. Wenn es sich, wie dies unsere private Überzeugung ist, in der Getreidezollfrage um eine Machtfrage handelt, d. h. um Erhaltung und Befestigung der politischen und sozialen Einflußsphäre des Großgrundbesitzerstandes, so hat der Sozialethiker die Pflicht, gegen solche Vermischung politischer und wirtschaftlicher Gesichtspunkte alles Ernstes Front zu machen. Endlich (drittens) muß dem Sozialethiker vom National-Ökonomen die Versicherung gegeben werden, daß es sich in Zollangelegenheiten um den Schutz aufstrebender Erwerbszweige, nicht um die künstliche Erhaltung rückständiger Betriebsweisen handelt. Das oberste Ziel jeder Volkswirtschaft bleibt Heranziehung der leistungsfähigsten Betriebe. Eine gewaltsame Politik kann dieses Ziel für Jahrzehnte verschleiern. Bleibt das Volk trotzdem gesund, so wird es langsam aber stetig jenen Grundsatz trotz aller Hemmnisse doch durchsetzen; aber wenn die Belastung zu schwer ist, geht es dem Untergang entgegen. Schutzzoll hat einen Sinn nur, wo es etwas zu schützen gibt. Einen erwachsenen Mann braucht man nicht zu schützen wie ein Kind, und eine stark gewachsene Industrie muß einen künstlichen Schutz schließlich als Hemmnis gesunder Entwicklung empfinden. Ist über diese Frage des Schutzes keine Klarheit zu gewinnen, so hat der Sozialethiker kein Recht den Schutzzoll zu befürworten. Von solchen allgemeinen Grundlinien aus wird sich der einzelne zurechtfinden. Immer hat der Sozialethiker die

Verpflichtung, gerade in Zollfragen sich von politischer Phrase frei zu machen, sich aber auch nicht über den engen Zusammenhang politischer und wirtschaftlicher Fragen täuschen zu lassen. Die Reinlichkeit der Problemstellung ist für jedes wirkliche Erkennen sittliches Anfordernis. Es bedeutet auch eine Täuschung, aus den Zeiten der letzten Hochkonjunktur auf die Trefflichkeit der Handelsverträge vom Jahr 1906 zu schließen. Der Beschäftigungsgrad der deutschen Industrie war künstlich in die Höhe gehalten, um die günstige Zeit für Versorgung des Auslands noch vorher zu benützen. Der Katzenjammer folgt. Die jetzigen Teuerungsverhältnisse sind ein schlagender Beweis für die Kurzsichtigkeit jener „nationalen“ Tat.

Neben jene oben genannten Forderungen der Ausdehnung der innern Kolonisation und der bewußten Hebung der reinbäuerlichen Betriebe tritt die andere von der Selbsthilfe der Landwirtschaft. Daß wir teilweise noch eine Agrarkrisis haben, ist eine nicht wegzuleugnende Tatsache, wenn sie auch nicht schwerer ist wie die wechselnde industrielle Konjunktur. Wir hören auch Klagen in Nordamerika und Australien ebensogut, wie an der Oder und Elbe. Eine Ursache liegt in dem Sturz des Getreidepreises. Freilich standen, was nicht vergessen werden soll, die Roggen- und Weizenpreise in Altpreußen in den 90er Jahren immer noch wesentlich höher, wie 1820, 1830, 1840. Verglichen jedoch mit den Preiserträgen nach 1850 finden wir allerdings eine bedeutende Senkung. Dazu tritt eine starke Verschuldung der Landwirte. Die preußische Verschuldung d. h. der Überschuß der Hypotheken über die Löschungen stieg von 133 Millionen im Jahr 1836 auf 445 Millionen im Jahr 1903. Ein Teil dieser Schulden ist erklärlich aus eingetragenen Erbteilen und Restkaufgeldern; auch muß diese Verschuldung verglichen werden mit der jetzigen Melioration. Freilich steckt darin auch manche wirtschaftliche Sünde. Ein dritter Grund liegt in dem rapiden Steigen der Bodenpreise zur Zeit der besten Getreidepreise. Es ist ganz erstaunlich, welche Preise allmählich bezahlt werden. In Oberhessen beträgt die Steigerung nach steueramtlichen Quellen zwischen 1857 und 1877 14%—129,4%. Gerade diese Steigerung muß immer im Auge behalten werden, um die Rentabilität richtig beurteilen zu können. Von einer absoluten landwirtschaftlichen Not kann dort nicht gesprochen werden, wo der Bodenpreis so in die Höhe getrieben wurde, daß die Erträge nachher bei etwas sinkendem Kornpreis keine Verzinsung mehr er-

geben. Wir haben es hier nur mit relativer Notlage zu tun, die aus mannigfachen Ursachen herzuleiten ist. Gerade diesem Übel hilft ein steigender Getreidepreis nicht ab. Denn diese Steigerung zieht wieder die Erhöhung der Landgüterpreise nach sich. Die Agrarpolitik wird sich vielmehr zum Ziel setzen, die Güterpreise in mäßiger Höhe zu halten.

Was trotz veränderter Verhältnisse ein energischer Bauernstand leisten kann, zeigt die dänische Landwirtschaft. In Dänemark haben wir es mit einer meiereiwirtschaftlichen Organisation in großem Stil zu tun; das Land ist das Muster eines „modernen Agrarlandes". Das kleine Dänemark hat sich die amerikanische Einfuhr an Getreidekörner ohne weiteres zunutze gemacht und immer bewußter auf Viehwirtschaft geworfen. Man hatte infolgedessen billiges Brot. Roggen, Gerste, Mais wurden verfüttert und das Ländchen mit seinen 3 Millionen Hektar Land exportiert heute Viehzuchtprodukte im Wert von mehr als 230 Millionen Kronen. Über 1000 Molkereigenossenschaften beteiligen sich an diesem Wert. Sie beruhen auf weitgehendster Dezentralisation. Um die Ergiebigkeit der Milchwirtschaft zu steigern, gliederten sie sich eigens Kontrollvereine an, welche Fütterung und Betriebsprodukte beaufsichtigen. Diese genossenschaftlich organisierten Bauern schlugen die Meiereien der größeren Gutsbesitzer. Die Höfe traten immer mehr in den Verband ein. Allein die Butterausfuhr steigerte sich bis zum Jahre 1907 auf 90200 Fässer Tonnen, für 162 Millionen Kronen. Die ganze Bewegung bedeutet den Fortschritt zur rationellen Gestaltung der Viehwirtschaft. Wie hier der landwirtschaftliche Betrieb selbst genossenschaftlich geregelt wird, so kann das gleiche Verfahren segensreich wirken, wo es sich um den Verkauf der Produkte handelt. Eier, Vieh, Gartenprodukte können gemeinsam verkauft werden. Deutschland bezahlt dem Ausland für Eier allein über 100 Millionen Mark; wieviel könnte davon durch genossenschaftliche Organisation erspart werden! Die landwirtschaftlichen Verkaufsgenossenschaften sind im Zunehmen. Wir zählen heute schon mehr als 2000 Bezugs- und Absatzgenossenschaften und mehr wie 3000 Molkerei- und Milchverwertungsgenossenschaften. Sie vermögen sich durch Beziehungen mit den Konsumvereinen große Absatzquellen zu verschaffen, den Zwischenhandelsprofit auszuschalten und trotz eigenen Gewinns doch dem Konsumenten billig zu liefern. Die Kornhausbenutzung ermöglicht dem Landwirt, genossenschaftlich das Getreide besser zu verwerten. Ferner ist die ausgedehnte land-

wirtschaftliche Kreditgenossenschaftsbewegung von großem Vorteil für die bäuerliche Bevölkerung. Der Gesamtumsatz der einzelnen Spar- und Darlehnskassen belief sich 1906 auf 2,7 Milliarden Mark. Wir denken an die Raiffeisenschen Kassen, die in der Generalanwaltschaft ländlicher Genossenschaften in Neuwied vereinigt sind. Daneben steht der Offenbachsche Verband mit etwas anderem Charakter. Schon 1896 zählte man in Deutschland über 6000 Darlehnskassenvereine. 60% der deutschen Genossenschaftsbewegung stehen heute im Dienst der Landwirtschaft. 1. Juli 1907 zählte man 2093 landwirtschaftliche Genossenschaften. Hier bewährt sich der früher von uns aufgestellte Satz von der engen Zusammengehörigkeit von Ethik und Technik aufs beste. Denn durch das Genossenschaftswesen wird der Sinn für intensive Landkultur gewonnen, vertieft und verbreitert. Zugleich führt dies neue landwirtschaftliche Gebilde die Teilnehmer viel enger zusammen, wie etwa die reinen Konsumvereine, und erzieht besser zu einheitlicher Stimmung und solidarischem Eifer. Das Erblaster des Bauern, das Mißtrauen, wird durch die Genossenschaftsideen langsam vernichtet. Wenn auch durch keine einzelne dieser Genossenschaften alles erreicht wird und die genossenschaftliche Idee selbst noch viel energischer vertieft werden muß, so sehen wir doch auf diesem Weg die einzige Förderung der Landwirtschaft, welche praktische Leistungsfähigkeit der Betriebe verspricht. Der Reichsverband hat eine landwirtschaftliche Genossenschaftsschule eingerichtet, welche der theoretischen und praktischen Ausbildung von Genossenschaftsbeamten, Geschäftsführern, Verbandsrevisoren dienen soll. Damit hat Deutschland das nachgeholt, was Dänemark schon längst getan hatte. Ein fester Rückhalt für das sich ausdehnende Genossenschaftswesen ist gewonnen und zugleich der Bund zwischen Wissenschaft und Landwirtschaft geschlossen. Eine genossenschaftlich arbeitende Bauernschaft entwickelt sich. Wie eng aber die Landwirtschaft mit der kapitalistischen Welt verflochten wird, erhellt aus der einen Tatsache, daß die Umsatzziffer der Zentralkassen des Reichsverbands 1906 vier Milliarden betrug. Von landwirtschaftlicher Not kann man da kaum noch reden. Eher muß man den engen Zusammenhang zwischen kapitalistischer Industrie und Landwirtschaft zum Segen beider Teile betonen.

Das Genossenschaftswesen fördert die gesunde Industrialisierung der Landwirtschaft. Wir reden absichtlich von dieser „gesunden“; denn manche sozialistische

Theoretiker reden auch von einer eingebildeten Industrialisierung. Nach Kautsky sollte die Entwicklung dahin gehen, daß die kapitalistisch betriebenen Großbetriebe die kleineren Landwirtschaftsbetriebe aufsaugten, indem sich die landwirtschaftlichen Betriebe mit den Nebenindustrien, Kartoffelbrennerei und Zuckersiederei, koalierten und sich von ihnen ihre eigene wirtschaftliche Bewegung bestimmen ließen. Die Landwirtschaft würde in der kapitalistischen Großindustrie untergehen. Dem gegenüber halte man die Tatsachen! Nur 1,13 % sämtlicher landwirtschaftlicher Betriebe ist mit einer Nebenindustrie verbunden. Und unter diesen stehen noch die Müllerei- und Brauereibetriebe obenan, während gerade Zuckersiederei und Brennerei den weitaus geringeren Prozentsatz abgeben. Zudem haben sich die Mühlen und Brennereien sehr oft nicht mit Großbetrieben, sondern mit landwirtschaftlichen Kleinbetrieben verbunden. Es liegt auch nirgends ein Anhalt vor, daß diese Entwicklung irgendwie anders würde. Bei dem ganzen Gedankengang Kautskys handelt es sich um den Wunsch eines Systematikers, der die wirtschaftliche Entwicklung in die Gesetze seines Denkens spannen möchte. Gerade das Gegenteil muß das Ziel gesunder Agrarpolitik sein. Der landwirtschaftliche Betrieb soll sich wieder auf sich selbst besinnen. Der Landwirt hat nur zu achten, daß er im Augenblick, da der Weltmarkt für den Getreidepreis die zuständige Stelle ist, seinen landwirtschaftlichen Betrieb intensiv gestaltet, um von jener Getreidekonkurrenz nicht leiden zu müssen. Die deutsche Landwirtschaft wird auf die Ausnützung der animalischen Konjunktur, d. h. auf die Hebung der Viehzucht und Verwertung der Viehzuchtprodukte das Hauptaugenmerk richten müssen, und es ist zu bedauern, daß sie durch rückläufige Zollpolitik dazu verleitet wird, sich über ihre eigenen Existenzbedingungen im unklaren zu bleiben und ein Spielball politischer Leidenschaft zu werden. Amerika produziert allein mehr wie 20 % der gesamten Weltproduktion (85 Millionen Tonnen) Weizen. Die Weizenproduktion selbst überragt auch heute noch an Wichtigkeit den gesamten Handel in übrigen Pflanzenstoffen, den Holzhandel mit 2 Millarden Mk. eingeschlossen, um etwa 7 Milliarden Mk. Die gesunde Industrialisierung beschreibt Pudor in seiner Selbsthilfe der Landwirtschaft treffend so: „Der Bauer liefert für das Brot das Korn, für die Butter die Milch, für das Fleisch das Vieh, für das Kleid die Wolle. Vom Bauer sind daher alle Großen und Reichen, die Stadtbürger, die Industriellen, die Fabriken und die Börsen abhängig und es ist nur nötig, daß er sich

mit seinesgleichen organisiert, daß er als bäuerlicher Genossenschaftler selbst Industrie übt und die Verarbeitung des Rohproduktes zum Kunstprodukt selbst in die Hand nimmt. Die Industrialisierung der Landwirtschaft bringt den alten Kampf zwischen Industrie und Landwirtschaft zu Ende."

Dazu gehört weiterhin, daß das Land die Vorteile des Fortschritts in der Volkswirtschaft genießen könne. Das platte Land muß in den Verkehr einbezogen werden. Land- und Wasserstraßen können es dem Bauern ermöglichen, ruhig auf der Scholle zu bleiben und doch seinen Erwerb durch Absatz seiner Produkte zu finden. Die Verkehrstarife müssen auf diese Bewegung Rücksicht nehmen. Sie haben es in der Hand, zwei Vorteile gleichzeitig zu bringen, indem einmal der Kreis der Landwirte erweitert wird, der die Städte mit ihrer wachsenden Bevölkerung versorgt, und dann der Städter vor einer monopolartigen Ausnützung durch einen kleinen Teil von Landwirten in der Preistreiberei bewahrt bleibt. Auch soll man sich ja nicht vor gewissen Vorurteilen scheuen, als ob die Verpflanzung von Industrieanlagen nach dem Land seinen Charakter schädige. Daß wirtschaftliche Vorteile auf beiden Seiten dadurch entstehen, lehrt die neue Entwicklung der ländlichen Industrie offenkundig. Daß auf die Dauer keine sittlichen Schäden daraus erwachsen, glauben wir bestimmt annehmen zu können. Denn Bauer und Industriearbeiter lernen sich nun gegenseitig kennen, mit der Zeit achten. Die ersten Jahre des Fabrikbetriebs mögen wohl eine Unruhe in die konservative Gemeindeverfassung tragen; allein bald kann sich die Gemeinde die Vorteile der höheren Einnahmen zunutze machen und durch Steigerung der Kulturmittel die Sitten der Einwohner verfeinern. Was speziell die geschlechtliche Sittlichkeit anbetrifft, über deren Schädigung viel geklagt wird, so steht die bäuerliche Moral keineswegs auf der Höhe, die manchmal vermutet wird; man müßte erst einige Jahrzehnte der gegenseitigen Einwirkung von Industrie und Land beobachtet haben, wollte man sich ein Urteil erlauben. Die Förderung ländlicher Bildungs- und Wohlfahrtsbestrebungen wird jedenfalls wesentlich erleichtert, wenn der Bauer von dem modernen industriellen Geist erfaßt ist. Man denke an die Art, wie der Bauer alter Zeit den Schulmeister ökonomisch einschätzt. Auch die Einführung neuer Betriebsarten stößt auf unüberwindbaren Widerstand, solange die bäuerliche Tradition noch keine Selbstkritik gelernt hat. Die Forderung der Kreditgenossenschaften, die Ausnutzung des ländlichen Kredits setzt ebenfalls eine größere Bildung in

kaufmännischer Beziehung voraus. Der Bauer wird zum überlegenden, rechnenden Betriebsunternehmer. Sicherlich bleibt das nicht mehr der „alte Bauer“; seine Vorzüge sind verloren, aber auch seine Nachteile. Es ist aber doch, ethisch betrachtet, ein Gewinn, wenn ein großer Volksteil sich in neuwirtschaftliche Ordnungen einreiht, statt daß er durch fortgesetzte Reibung die ganze Entwicklung hemmt.

Dies wird ihm besonders erleichtert, wenn die Achtung vor dem Boden in Unternehmerkreisen zur ständigen Geschäftsgewohnheit wird. Grund und Boden sind ihrer Natur nach etwas anderes, wie mobiles Kapital. Im Boden liegt eine soziale Macht und die darf nicht unterschätzt werden, wenn ein Volk seines Bodens froh werden will. Es ist ein wirkliches Verdienst der Bodenbesitzreformer, daß sie in weiten Kreisen die Schätzung von Grund und Boden vertieft haben. Deutschland hat in seiner Kolonie Kiautschou selbst diesen Grundsätzen Rechnung getragen und die Spekulation in Land unterbunden. Der private Gewinn des Unternehmers ist zwar nicht vollständig ausgeschaltet. $^2/_3$ der Wertsteigerung von Grund und Boden fällt der privaten Unternehmungslust in den Schoß, aber etwa $^1/_3$ behält sich das Reich vor. Damit ist ein glänzendes Beispiel gegeben, wie die Achtung vor dem gemeinsamen Grund und Boden gestärkt wird und doch der Erwerbstrieb in gesunden Grenzen seinen Spielraum haben kann. Gerade je mehr wir für Ausgleichung der Gegensätze von Stadt und Land eintreten, desto mehr wird es zur sittlichen Pflicht, Grund und Boden der Gemeinwesen zu schützen und dafür Sorge zu tragen, daß die „gemeine Nutzung“ den ausschlaggebenden Gesichtspunkt bildet. Was Damaschke in seinen Aufgaben der Gemeindepolitik oder Lindemann in seiner Kommunalpolitik ausführt, das sind die Gedanken, die sich aus volkswirtschaftlicher Bodenwertung ergeben. Erhaltung und planmäßige Erweiterung des Gemeindeeigentums, Wohnungsgesetz zur Reform des Wohnungswesens, Besteuerung der städtischen Zuwachsrente und des unbebauten städtischen Bodens, Vorkaufsrecht der Gemeinde — das sind einige Punkte aus dem großen Programm, das den Boden dem Volk und das Volk dem Boden erhalten will. Im Boden liegt immer die gesunde Kraft der Nationen. Ist er auch ohne Arbeit kein wirtschaftliches Gut, so hat doch die Arbeit ein Recht an den Boden; ohne ihn kann sie überhaupt nicht existieren.

Alles, was zu dieser Entwicklung beiträgt, hat der Sozialethiker zu unterstützen. Der Krebsschaden unserer wirt-

schaftlichen Kämpfe liegt in der agitatorischen Ausnützung augenblicklicher Interessenverschiedenheiten. Die Männer laden eine schwere Verantwortung auf ihr Gewissen, welche Landwirtschaft und Industrie immer weiter auseinanderzerren, statt ihre gemeinsame Interessensphäre aufzuzeigen. Annäherung der Produktion an die Konsumtion heißt die Losung, unter welcher die scheinbaren Gegensätze sich ausgleichen. Wer volkswirtschaftliche Interessenverschiedenheiten versteift oder gar steigert, handelt stets im egoistischen Privatinteresse einer kleinen Gruppe. Die Volkswirtschaft muß in jeder politischen Gruppierung einen Weg finden, auf dem solche Differenzen ausgeglichen werden können. Wer daran arbeitet, erweist dem Ganzen einen Dienst. Die Landwirtschaft, genauer gesagt der Bauer, darf unserem Volksganzen nie verloren gehen. Wir kennen die ländlichen Verhältnisse einigermaßen aus eigener Anschauung, um uns von der idyllischen Beschreibung des Landlebens nicht imponieren zu lassen. Der Bauer hat seine ethischen Standesfehler wie jeder Stand. Er kann so hart sein, wie der Kiesel im Bach, so mißtrauisch und verschlagen, wie das Wiesel, so hochmütig, wie der protzigste Parvenu. Auch wird bei genauer Überlegung viel von ästhetischem Reiz der Wohnungen vor der ethischen Forderung der Hygiene weichen müssen. Das ländliche Wohnungswesen zeigt schlimmere Zustände wie das städtische. Wohlfahrtspflege dünkt vielen bäuerlichen Gemeindeverwaltungen ein überflüssiger Artikel. Arme und Kranke haben es durchschnittlich in der Stadt weit besser wie auf dem Dorf. Trotz alledem liegt ein unschätzbares Kapital gesunder Volkskraft im Bauernstand. Jene „Härte“ ist in Jahrhunderten der Arbeit und manchmal des bittersten Drucks gewachsen. Im Mißtrauen liegt die Reaktion gegen die vielen wohlgemeinten Ratschläge, die dem Bauern von Adel, Herrschaft und Regierung im Lauf der Zeit gegeben wurden und über die er draußen auf der Flur und drunten auf der Wiese ärgerlich lacht, weil er doch seinen Boden viel besser kennt, als all die klugen Besserwisser. Jener „Hochmut“ führt uns zurück in die ältesten Zeiten freien Bauerntums und erinnert uns, selbst in seiner verzerrten Gestalt, daran, daß manche Bauerngeschlechter adliger sind, als der älteste Hochadel, dem man heute die Hand küßt. Das Land in seiner Stille, die selbst den Schritt des Bauern mäßigt, in seiner Fülle von unmittelbarer Schönheit, deren sich der Bauer oft kaum bewußt wird, in seiner harten und doch heiligen Un-

mittelbarkeit, die Herz und Leib des Menschen wieder gesunde Frische verleiht — dies Land muß unserer Volkswirtschaft erhalten bleiben. Wir lieben es nicht in erster Linie um der Fülle seiner ästhetischen Genüsse, sondern um der Größe seiner Kraft, der Heiligkeit des Bodens willen. Erdgeruch ist in seiner Wirkung nicht zu beschreiben; er macht frisch und weckt die Geister. Wie uns der Maler immer wieder aus der Bauernstube alte verwitterte und junge kräftige Gestalten hervorzaubert, so weiß der Sozialethiker, daß der Boden des Landes für die Entwicklung der Individualität und jeder knorrigen Eigenart die besten Bedingungen bietet. Daß bäuerliches Denken genau so schablonenmäßig, oder sagen wir besser, so zäh gebunden an Sitte und Herkommen ist, wie das jeder engen Sippe, daß das Denken des Städters, der in seiner Art vielleicht einsamer lebt, wie der von seinem Dorf wohlbeachtete Bauer, ein freieres, ungebundeneres werden kann, wissen wir wohl. Wir stehen auch hier erst in den Anfängen vergleichender Volkskunde, die gleich weit entfernt von übertriebener Romantik, wie von verächtlicher Kulturseligkeit ihren Weg geht. Aber immer wird der unmittelbare Verkehr mit Boden und Wetter die Seelenstimmung des Menschen anders beeinflussen, als die Welt der Maschinen. Und diese Eigentümlichkeit der Empfindung, aus der die bodenständige Art des Handelns und Nachdenkens entspringt, muß einem wachsenden Volk erhalten bleiben. Wer den Boden und seine Bebauer schützt, der segnet des Volkes Zukunft.

Literatur: David Landwirtschaft und Sozialismus. von der Goltz Die ländlichen Arbeiterfragen. Damaschke Aufgaben der Gemeindepolitik. Fr. Knapp Die Bauernbefreiung. Kärger Die Sachsengängerei. Buchenberger Agrarwesen und Agrarpolitik. Sering Die landwirtschaftliche Konkurrenz Nordamerikas. Sering Die innere Kolonisation im östlichen Deutschland. E. Katz Landarbeiter und Landwirtschaft in Oberhessen. Pudor Die Selbsthilfe der Landwirtschaft. Kautsky Die Agrarfrage. O. Hertz Die agrarischen Fragen. W. Asmis Umfang und Entwicklung der inneren Kolonisation in Pommern. Walz Vom Reinertrag in der Landwirtschaft.

§ 22.

Der Unternehmer.

Von Unternehmern redet man so recht geläufig erst, seit der gewerbliche Kapitalismus sich ausgebreitet hat. Was versteht man begrifflich unter diesem Namen? Der Unternehmer verschafft sich Geldkapital. Hiermit kauft, bzw. mietet er Produktionsmittel; er stellt Arbeitskräfte in seine Dienste, oder mietet Terrain, oder legt sich auf den Kauf von Werkzeugen aller Art. Die damit erzeugten Produkte verkauft er, um daran zu verdienen. Der Gewinn wird sein Eigentum. So sieht der reinliche Begriff des Unternehmers aus. Selbstverständlich entsprechen die Verhältnisse der einzelnen Unternehmer gar nicht durchweg diesem Begriff. Im Gegenteil. Meist wird der Unternehmer nicht nur mit fremdem Kapital arbeiten, er wird selbst Kapital in seine Unternehmung stecken. Allein der Prozeß der Unternehmung besteht in den oben genannten ökonomischen Vorgängen. Das Unternehmertum ist so recht die Heimat des modernen Kapitalismus. Alle Vorzüge und alle Fehler seiner Entwicklung prägen sich im Unternehmer aus. Er ist der umstrittenste Mann für die sittliche Beurteilung. Denn in ihm werden die toten Eigenschaften des Geldkapitals lebendig; er setzt gewissermaßen die Geld erzeugende Maschine in Gang und in ihm kann man die lebendigen Kräfte der Geldvermehrung anschaulich fassen.

Schon das Wort selbst deutet auf die Energie, welche dem Unternehmerstand eigen ist. Es gehört wagender Mut dazu, Anlagen zu riskieren, welche sich erst nach Jahren oder Jahrzehnten rentieren. Wenn wir heute in China oder Afrika Eisenbahnen bauen, Meliorationswerke schaffen, Kanäle graben, so ist das eine wirkliche Unternehmung; denn ohne Übernahme großen Risikos ist ein solches Geschäft undenkbar. Gegenüber dem gemächlichen Kundenbetrieb oder der langsamen, stillen Sättigung des Lokalmarktes bedeutet die moderne Unternehmung einen neuen Stil des Wirtschaftslebens. Es wird mehr Hast hineingetragen; stoßweise verläuft die Entwicklung. Die beschauliche Ruhe erscheint als Zeitvergeudung. Aber der frische, energische Geist, der zugreift und nicht nach Tagen sondern nach Jahren zu rechnen unternimmt, der vor keiner Umänderung und Verbesserung zurückscheut, bedeutet einen wirklichen Fortschritt, den wir

von sittlichem Standpunkt aus nur begrüßen wollen. Wie das Volk immer das Schaffen, das schöpferische Erzeugen, über die gewissenhafte aber ewig sich gleichbleibende Arbeit gestellt und deshalb die intelligente Biene gegenüber dem in seiner Art fleißigen Ochsen durchs Sprichwort bevorzugt hat, so liegt in dem schöpferischen Geist der modernen Unternehmung ein Zug ins Große. Die Fenster des alten Handwerkerhauses sind weit aufgetan. Man sieht eine ganze Welt großer Erfindungen vor sich liegen. Alles wird umgestaltet, das eigene Haus kurzerhand abgebrochen und ein neues gebaut, in dem man neue Umgestaltungsarbeit betreibt; das heißt Unternehmung. Sie paart sich mit ausdauernder Geduld und peinlicher Treue. Nicht alle Unternehmungen verbinden sich zwar mit diesen sittlichen Kräften. Manche lassen sich genügen, den gärenden Schaffenstrieb überschäumen zu lassen und sich an solcher Überfülle zu berauschen. Kein Wunder, daß solche Kraft nachher in nichts zerfällt. Aber die wirklichen großen Unternehmungen sind auf Geduld und unermüdliche Gewissenhaftigkeit gegründet. Lister, der eine neue Kartenmaschine konstruierte, arbeitete daran 20 Jahre. Das kleine Häuschen des alten Krupp, das wie ein Schwalbennest am Dom hängend am Eingang der Riesenfabrikstadt steht, erzählt uns von viel überwundener Not. Es wäre nur zu wünschen, daß wir viele solcher Geschichten hörten, wie sie uns Ehrenberg in der Entstehung der großen Vermögen erzählt hat. Stets wird man dort beobachten können, wie das Wagnis des Unternehmers zusammenbricht, sobald es sich von der Mitarbeit sittlicher Kräfte lossagt. Wie viel Geduld der moderne Unternehmer braucht, schildert uns Werner Siemens anschaulich in der Beschreibung der Kabellegungen oder Max Eyth auf seinen Fahrten durch die Welt. Heutzutag sind die Ziele des modernen Unternehmungsgeistes weit höhere; oder wir könnten sagen, weil diese Ziele höher gesteckt werden und man an technische Unmöglichkeiten immer weniger glaubt, desto größer ist das Quantum sittlicher Kraft, das zur Durchführung solcher Unternehmungen benötigt wird. Wir schätzen auch im modernen Unternehmerstand diese Fülle von Kraft, Mut, Fernblick. Die privatkapitalistische Gesellschaft hat Werke geschaffen, welche selbst das kommunistische Manifest rühmend anerkennt. Daß die moderne Gewerbeordnung diese Freiheit der Entwicklung ermöglicht hat, bedeutet geschichtlich betrachtet einen gewaltigen Fortschritt. Wir gehen noch weiter und erkennen dem Unternehmerstand auch wachsende Berücksichtigung der sittlichen Anforderungen zu. Vor

allem der kleinkapitalistische Unternehmer muß an sich selbst, seine Arbeitskraft und seine persönliche Tüchtigkeit verhältnismäßig viel höhere Anforderungen stellen, als sie in einem Großunternehmen nötig sind, sobald dies einmal im Schwung ist und sich durch eigene Schwerkraft erhält. Manche Härte und Brutalität kleinerer Unternehmer hängt damit zusammen, daß sie selbst mit ihrer Existenz gefährdet sind und um ihr Leben kämpfen. Das läßt uns den wunden Punkt klar erkennen. Die Ziele des Unternehmertums sind nur theoretisch volkswirtschaftlicher, tatsächlich privatwirtschaftlicher Natur. Es ist ihnen darum zu tun, Gewinn zu machen. Sie müssen im Geschiebe der bürgerlichen Gesellschaft darauf aus sein. Denn das Kapital will seine Zinsen, der Bodenherr seine Grundrente, der Arbeiter seinen Lohn; die Unternehmer selbst mit ihrer Familie wollen doch auch leben. In diesem Zwang steckt die große Gefahr, das privatwirtschaftliche Ziel des Gewinns als das einzige des Unternehmers gelten zu lassen. Der Unternehmer muß ein guter Rechner sein. Besitzt er den Grund und Boden, auf dem er die Arbeit unternimmt, selbst, so fällt dieser Auslageposten für ihn weg. Arbeitet er in der Unternehmung als Leiter oder Arbeiter mit, so kann er hierfür den entsprechenden Arbeitslohn in die Rechnung einsetzen. Arbeitet gar in seinem Unternehmen eigenes Kapital mit, so muß auch hierfür der Verzinsungsertrag ausscheiden. Erst nach genauer Sonderung dieser wirtschaftlichen Zusammenhänge kann der Unternehmer genau abwägen, ob das Unternehmen wirklich rentiert oder nicht. Denn erst das, was nach all diesen Abzügen übrig bleibt, stellt den reinen Unternehmergewinn dar. Er hat dann noch nicht einmal das mögliche Mißlingen oder andere technische und wirtschaftliche Widerstände in die Rechnung eingesetzt, und das wird von einem soliden Unternehmer verlangt. Der Unternehmerverlust muß stets eingeschätzt werden, um den Unternehmergewinn richtig zu beurteilen. Nun wäre es herrlich, wenn der Vorteil des Unternehmers, der ihm um seiner Arbeit und seines Risikos willen wohl zu gönnen ist, sich mit dem Allgemeinwohl deckte. Wir denken an die manchesterliche Annahme, wonach sich der Privatgewinn des einzelnen wohl mit dem Nutzen der Gesamtheit vereinigen läßt. Wir haben früher davon gesprochen und gefunden, daß jene Anschauung schief ist. Jetzt erkennen wir die Gründe für die Unrichtigkeit jener Voraussetzung noch deutlicher. Der Unternehmer wird, um seine Gewinnrate möglichst zu erhöhen, an den übrigen Produktionskosten sparen. Das Kapital fordert seinen

bestimmten Zins, die Grundrente muß ebenfalls abgeliefert werden; so bleibt als einziger Posten, an dem er erheblich abziehen kann, der Arbeitslohn. Der Gegensatz zwischen Arbeit und Kapital spitzt sich so zusammen zu dem Gegensatz zwischen Arbeiter und Unternehmer. Eigentlich müßte der Unternehmer auf seiten der Arbeiter stehen. Die beiden könnten sich gemeinsam gegen Leihzins und Grundrente wenden; denn sie sind die verwertenden Kräfte. Ohne die Leitung der Unternehmer und die Arbeit der Arbeiter verzinst sich weder Kapital, noch Boden. Allein der Unternehmer hängt von Geldkapital ab, das ihm die Möglichkeit zur Inangriffnahme erst schafft. So vergrößert er seinen Gewinn auf Kosten der Arbeiter. Freilich hängt das Interesse der gesamten Arbeiterschaft letztlich aufs engste zusammen mit dem Interesse des gesamten Unternehmertums, solange wir überhaupt eine bürgerliche Gesellschaftsordnung haben. Die Arbeiterschaft lebte nicht ohne den Unternehmerstand; freilich auch der letztere nicht ohne den ersteren. Das ist gerade die Tragik der Privatwirtschaftsordnung, daß diese Richtungslinien „von einem Ganzen zu einem anderen Ganzen“ nicht die ausschlaggebenden sein können. Immer werden diese Gedanken und Richtungen durchkreuzt durch Privatwillkür und Privatwünsche. So entwickelt sich der Kampf zwischen einzelnen Kreisen und Gruppen, und das Gesamtinteresse spaltet sich in hunderterlei Interessengegensätze, welche freilich im einzelnen anregend und belebend wirken können, das Ganze aber beeinträchtigen. Dieser Gegensatz zwischen Unternehmergewinn und Arbeitslohn, welcher zu dem großen modernen Kampf der Unternehmerverbände und der Arbeitervereinigungen führt, würde an sich schon genügen, um jene Harmonie zwischen privatem Unternehmergewinn und Allgemeinwohl zwar als frommen Wunsch, aber als wirkliche Täuschung erkennen zu lassen. Dazu kommt, daß für den Privatunternehmer zunächst die Rücksicht auf möglichst reichen und frühen Gewinn maßgebend ist. Langaussehende Unternehmungen, mögen sie kulturell betrachtet noch so wertvoll sein, können nur von sehr starken Schultern getragen werden. Die Versuchung, die Unternehmungen nach dem baldigen Gewinn zu rangieren, wird außerordentlich stark. So mindert sich der Segen für die Volkswirtschaft, die nur durch allgemeine, langsam wachsende Kultur gehoben werden kann, in erheblichem Grad.

Vom Standpunkt der Produktion aus muß anerkannt werden, daß ihr das Unternehmertum zu solch außerordent-

licher Steigerung verholfen hat, wie sie in der Geschichte einzig dasteht. Wie viel neue Berufe haben sich in wenigen Jahrzehnten infolge der kapitalistischen Unternehmungen festgesetzt. Man denke nur an die Masse des modernen industriellen Beamtentums! Für Leipzig z. B. sind die Tatsachen der wirtschaftlichen Berufsgliederung neuerdings (von Petrenz) untersucht worden. In dem Zeitraum von 1751—1860 sind 124 neue Berufe entstanden, entweder durch Loslösung von alten Gewerbegruppen, oder durch Einwanderung, oder infolge Aufkommens ganz neuer Güterarten. Dieser Zunahme innerhalb 100 Jahre steht eine erneute Zunahme innerhalb 30 Jahren gegenüber (von 1860—1890). In dieser ums dreifache geringeren Spanne Zeit entstanden 176 neue Berufe. Solche Zahlen reden eine deutliche Sprache von der inneren Kraft und dem Reichtum des modernen Unternehmungsgeistes. Rückständig gestimmte Sozialethiker erblicken gern im Industrialismus die Macht schablonisierender, ertötender Einerleiheit. Wie schöpferisch für die Gliederung des gewerblichen Lebens er nicht nur wirken kann, sondern gewirkt hat, lehren obige Zahlen, die man sich dadurch persönlich nahe bringt, daß man einen Blick in die Geschäftsliste unserer Adreßbücher wirft. Daneben sehe man sich eine Übersicht der modernen Gründungstätigkeit an. Die Ziffern seit den 70er Jahren sind sehr lehrreich. Der Milliardensegen stiftete Unheil, indem er die Unternehmungslust planlos ohne die nötige technische Vorbildung und wirtschaftliche Sicherheit ins Schrankenlose trieb. 1872 zählte man 479 Aktiengesellschaftsgründungen mit einem Kapital von 1477 Millionen Mark. Während in der späteren Periode des sicheren wirtschaftlichen Aufstiegs auf eine Aktiengesellschaft im Durchschnitt nie mehr wie höchstens $1\frac{1}{2}$ Millionen entfiel, flossen hier fast 4 Millionen durchschnittlich zusammen. Das Unternehmertum hat aus jenen Zeiten, allerdings unter bitteren Erfahrungen, gelernt. Doch zählen wir nun schon seit 20 Jahren nur 4 oder 5, in welchen unter 100 neue Aktiengesellschaften jährlich gegründet worden sind. Allein die letzten 5 Jahre des verflossenen Jahrhunderts warfen über 2 Milliarden Mark in die Unternehmung hinein. Das sind Ziffern, welche beweisen, daß es dem Unternehmertum nicht an Lust gebricht und daß die nationale Produktion als Ganzes von der privatwirtschaftlichen Unternehmung außerordentlich gefördert worden ist.

Man vertiefe sich nur noch in folgende Zahlen. Die Weltproduktion in Kohle hat zugenommen von 67 Millionen

Tonnen im Jahre 1850 auf 905 Millionen im Jahre 1906. Einen Begriff von dem, was diese Zahlen besagen, kann man sich dadurch machen, daß heute der deutsche Ruhrkohlenbezirk allein in einem Jahr mehr an Kohle, Koks, Briketts erzeugt, wie die ganze Welt im Jahre 1860. Oder man vergegenwärtige sich, daß täglich im Ruhrkohlengebiete bis zu 25 000 Eisenbahnwaggons angefordert werden, um die ans Licht geschaffte Kohlenmenge zu bewegen. Noch im Jahre 1850 waren es erst 4 Millionen Tonnen Roheisen, welche die Arbeit der Welt aus dem Schoß der Erde gewann. Heute zählen wir über 50 Millionen. Ein Schienennetz hat sich um die Erde gelegt, wie es die kühnsten Träume unserer Väter nicht gedacht. Ein einziges Schiff von 10—20 000 Tonnen kostet ungefähr 10—20 Millionen Mark. Die Hapag besitzt allein 135 Dampfer. $1^1/_2$ Millionen Kilometer umspannt das heutige Telegrafennetz und in den Meeren der Erde liegen Kabel auf etwa 180 000 Seemeilen. 1830 gab es 332 km Eisenbahnen auf der Erde. Heute dienen etwa 900 000 Kilometer Land dem Eisenbahnverkehr. Korea, Siam, Borneo, Celebes, Persien, Malakka, Ceylon, Neuseeland, Afrika, Ekuador, Hawai — Namen, die man früher in der Schule fast wie Raritäten betrachtete, hat der Unternehmergeist in sein Verkehrsnetz hineingezogen. Mehr als 12 000 Dampfer umkreisen wie geflügelte Diener der Handelsunternehmungen die Welt. Man spotte nicht, wenn man sich an solchen Tatsachen einen Augenblick berauscht. Es ist kleinlich, an jedes große Werk sofort mit Kritik heranzutreten. Die Empfindung für die Summe von Arbeitslust und Arbeitskraft, die in solchen Ziffern steckt, muß sich jeder Sozialethiker stets wacherhalten.

Doch die Beurteilung wird eine andere, sobald wir die Frage aufwerfen, wie sich diese Produktion zur Konsumtion verhält und welche Hemmungen sich für die Produktion selbst aus der bestimmten Gestaltung der Privatunternehmung ergeben können. Jene erste Frage beantworten wir dahin, daß die Konsumtion auch heute noch unerfüllte Forderungen an die Produktion stellt. Man lasse sich nicht imponieren von der Produktion auf dem Gebiet der Manufakturwaren. Je reicher das Bedürfnis nach Kulturmitteln ausgebildet wird, desto höher steigen die Anforderungen an die Produktion. Ein Kulturvolk hat aber das Recht zu breitester Verwendung der Kulturmittel. Es genügt nicht, ihm die Nahrungsmittel in umfassender Menge zur Verfügung zu stellen. Sein Begehren geht höher. In diesem Höherstreben muß das Volk gerade von dem Sozialethiker unterstützt werden. Deshalb

darf die volkswirtschaftliche Nutzung der Unternehmung nicht danach abgeschätzt werden, ob das Tuch zum Rock und das Messer zum Essen billiger geworden sind, sondern ob die höheren Kulturgüter der Nation dem einzelnen zur Verfügung gestellt werden oder nicht. In diesem Streben wird die Unternehmung wieder gehindert durch das Vorwalten privatwirtschaftlicher Interessen an Geldgewinn. Die Hebung durch geistige Güter tritt zwar langsam in Erscheinung und erzielt wenige meßbare Größen. Die Rentabilität will hier geglaubt werden. Aber keine noch so ausgedehnte technische Kultur erhält sich ohne gründliche allgemeine Zivilisation des gesamten Volks.

Andersartig sind die Hemmungen, die im Umfang der Unternehmung liegen. Wir treten auch hier für die leistungsfähigste Form ein und sehen sie im allgemeinen im Großbetrieb. Die neuzeitliche industrielle Entwicklung zeigt uns eine energische Kurve zur großbetrieblichen Unternehmung auf allen Gebieten. Dem, der nicht Geschäftsmann ist, schwindelt manchmal vor den Riesenaktionen der modernen Zeit. Vom Bankwesen bis in die Rohproduktion hinein macht sich diese Tendenz nach zusammengeballten Großgeschäften geltend. Wir zählen heute in Deutschland etwa 300 Syndikate. Die Presse ist voll von Erörterung über Ring, Kartell, Trust. Bankkonzentrationen größten Stils überraschen das Publikum und in der Rohproduktion finden immer neue Fusionen der einzelnen, besonders der größten Betriebe statt. Dies im einzelnen nachzuweisen hat keinen Wert. Was interessiert, ist die Tendenz, die sich bald im rascheren, bald im langsameren Tempo, aber doch im ganzen unwiderstehlich durchsetzt. Wir beurteilen sie stets nach demselben Maßstab der Leistungsfähigkeit. Wo ein Unternehmer leistungsfähiger bleibt, wenn er die Form des Kleinbetriebs oder Mittelbetriebs bewahrt, da hat der Sozialethiker für seinen Schutz zu sorgen; wo die Entwicklung zum Großbetrieb drängt, hat er sich nicht einzumischen. Freilich verstehen wir in der Sozialethik unter Leistungsfähigkeit nicht nur technische Leistungsfähigkeit; diese bildet allerdings die Voraussetzung. Vor allem kommt es uns auf die volkswirtschaftliche Leistungsfähigkeit an, welche sich mit der kapitalistischen manchmal so wenig deckt, daß sie diese sogar bekämpft. Bedeutet die Tendenz zum Großunternehmen einen Fortschritt zur technischen und volkswirtschaftlichen Leistungsfähigkeit, so hat der Sozialethiker diese Entwicklung bewußt zu unterstützen.

Stellen wir die modernen großkapitalistischen Unternehmungen auf industriellem Gebiet unter diesen Gesichtspunkt. Es handelt sich vorzüglich um die deutschen Kartelle. Die Kartellenquête hat trotz ihrer großen Mängel dem deutschen Publikum einen Einblick in die inneren Verhältnisse der verschiedenen Kartelle eröffnet, und wer sich dafür interessiert, der lese die hoch interessanten Aufsätze von Gothein in der Nation XXI, 20 ff. über diese Verhandlungen. Wir lernen daraus folgendes. Die in den Kartells vereinigte wirtschaftliche Macht ist eine außerordentliche und wächst sich immer größer aus. Solche Macht hat in den Anfangsstadien ihrer Entwicklung etwas Bewundernswertes an sich; je größer sie wird, desto weniger Eigentümliches bietet sich dem Beschauer. Das Gesetz der Schwere wirkt sich aus, indem der Druck sich mehrt und die Anziehungskraft für das Kapital selbst zunimmt. Um die Flamme fliegen die Falter und um die großen Anlagen in den Großunternehmungen drängen sich die Kapitalien, die mancher draußen im Land sucht, weil er sie für sein kleines Werk so bitter nötig hätte. Die in den Kartellen konzentrierte Macht übt auf die eigenen Glieder Anziehung. Die Kartelle treten wieder in engste Fühlung mit einander. Es ist ähnlich, wie bei den Blasenbildungen auf dem Wasser; die größeren ziehen die kleineren an. Das Schlimme an dem Vergleich ist nur, daß die Blase zuletzt, wenn sie alle aufgezehrt hat, selbst zerplatzt. Haben wir so das Wesen der Macht kennen gelernt, die einmal in konzentrierter Gewalt vorhanden sich selbst weiter durchsetzt, so fassen wir nun ihre Äußerungen ins Auge.

Ihre Machterweise haben eine verzweifelte Ähnlichkeit mit rücksichtslosen Machtproben. „Willst du nicht, so zwing ich dich;“ — das ist die Losung, die in den Kämpfen des Roheisensyndikats mit den Unternehmern oder des Halbzeugverbandes mit seinen Käufern gilt. Das Kohlensyndikat gibt den Industrien keine Ausfuhrvergütungen, welche sich nicht zu Verbänden geeinigt haben. Mächtiger als der Staat kann es kurzerhand Organisationen gebieten und findet getreue Untertanen. Wer den Kampf des „Phönix“ mit dem mächtigen Stahlwerksverband aus der Nähe beobachten konnte, der erlebte etwas von der Brutalität des Gebarens, wie Großmächte sich selbst gegeneinander bekämpfen. Das Kohlensyndikat entzog dem Widerspenstigen die Kartellexportprämie; die Großkapitalisten kauften soviel Aktien auf, daß sie den Aufsichtsrat majorisieren konnten und lieferten so dasselbe

Manöver, das einige Monate später — der Handelsminister Möller gegen das Werk „Hibernia“ nachahmte, nur mit schlechtem Erfolg. Würden die Augen nicht einseitig auf den Kampf zwischen Unternehmertum und Arbeiterschaft hingelenkt, man würde wahrhaftig blutige Kämpfe auf dem Schlachtfeld der Großindustrie mit den interessantesten Details erfahren können. Diese Macht wird gleichmäßig ausgeübt, ob es sich um den verzweigten Großhandel, oder um einige kleinere Abnehmer handelt. Beiden werden die Preise vorgeschrieben. Das Kartell besteht ja wesentlich in einer Preisvereinbarung. Der Sinn des Kartells ist zunächst nicht Hebung der Produktion. In dem Statut keines Kartells ist bemerkt, daß es Hebung des Absatzes bezweckte. Vielmehr soll es den Interessenten helfen, höhere Preise zu erzielen. Die Kartelle dienen in erster Linie den Produzenten, und zwar allen im Ring vereinigten gleicherweise. Das erscheint zunächst ein sozial-sympathischer Zug. Auch die Kleinen und Leistungsunfähigen werden aufgenommen. Allein dieser Umstand trägt vom Standpunkt der Konsumtion aus zur Verschlechterung der sozialen Gesamtidee des Kartellwesens bei. Denn eben die Kleineren sind es, welche am meisten an der Hochhaltung und Erhöhung der Preise interessiert sind, während die größeren Werke kulanter und entgegenkommender sein können. Es ist z. B. ein unbestreitbares Verdienst des Geh. Rats Kirdorf, des Leiters des Kohlensyndikats, daß er den Wünschen, die den volkswirtschaftlichen Gesichtspunkt der Rohproduktion ganz verschieben würden, nicht entgegenkommt. Zugleich bedeutet das Mitschleppen solcher technisch rückständiger Gruben nach volkswirtschaftlichen Grundsätzen eine überflüssige, ja schädliche Maßregel. Wenn es sich beim Zechenstillegen im Ruhrrevier nur um Ausmerzung solcher alten Betriebe handeln würde, müßte man dem Kohlensyndikat für seine Tat dankbar sein, so schmerzlich einzelne dadurch betroffen werden. Allein man kann mit Recht nicht begreifen, daß Zechen, denen man noch vor Monaten ein sehr günstiges Prognostikon stellte, nun auf einmal nicht mehr des Abbaus wert sein sollen und erblickt mit Recht in derartigen Manipulationen schädliche Wirkungen der Macht des Leihkapitals. Wie bedenklich aber jene Preispolitik werden kann, darüber haben in der Kartellkommission die Interessenten selbst ergreifende Angaben gemacht. Es handelt sich erst in zweiter Linie um die große Masse der einzelnen Konsumenten. Vielmehr wird dort der Druck am stärksten empfunden, wo der konsumierende Produzent zur

Aufrechterhaltung seines Betriebs auf Eisen und Kohle angewiesen ist. Mit welcher Willkür das Roheisensyndikat mit den Abnehmern verfahren ist, muß man in den obigen Aufsätzen nachlesen; man würde es einfach nicht für möglich halten. In diesem ganzen Zusammenhang mit der verarbeitenden Industrie fällt auf die Preispolitik der Rohproduktionsyndikate erst das richtige Licht. Die deutsche Industrie zählt 100 und einige mehr Hochofenwerke und daneben mehr wie 150 000 Werke, die das Eisen verarbeiten. Die letzteren beschäftigen etwa das 70 fache an Arbeitskräften und doch hängt diese gewaltige Industrie von den Preisen des Eisens ab. Wird ihr der Rohstoff billig geliefert, kann sie billiger arbeiten; wird ihr der Preis des Rohmaterials verteuert, so werden ihre eigenen Lebensbedingungen unterbunden. Der Zweck der Rohproduktion ist doch wahrhaftig nicht in sich selbst abgeschlossen. Rohprodukte müssen verarbeitet werden. Deshalb hat eine Unternehmung keinen volkswirtschaftlichen Sinn, wenn sie diesen Zusammenhang nicht berücksichtigt und sich klar macht, daß ihre Aufgabe nur ein Dienst ist, der auf die Arbeit anderer Rücksicht zu nehmen hat. Statt dessen drängt sich der privatwirtschaftliche Gesichtspunkt übermächtig ein, sofort auf der ersten Stufe der Produktion möglichst viel zu gewinnen, — eine kurzsichtige Politik, da sie die übrigen Zweige der Produktion belastet. Dies um so mehr, als die Syndikate Verschleuderungspolitik nach andern Ländern treiben. Dieser Ausdruck stammt nicht von uns, sondern aus dem kapitalistischen Berliner Tageblatt vom 1. September 1904. Das Ausland erhielt unser deutsches Roheisen und Halbzeug bis zu 20 % billiger, als der deutsche Fabrikant. Diesem wird dadurch die Konkurrenz auf dem ausländischen Markt in doppeltem Maß erschwert. Einerseits muß er die höheren inländischen Preise für sein Rohmaterial bezahlen. Andererseits kann der Holländer, Engländer, Belgier und Franzose mit dem billigen deutschen Rohmaterial viel leichter Fertigprodukte herstellen und die deutsche Konkurrenz besiegen. Im deutschen Schiffbau hat man jetzt eben bittere Erfahrungen gemacht. Der Sozialethiker muß mit aller Schärfe volkswirtschaftlicher und sittlicher Überzeugung diese falsche, verhängnisvolle Entwicklung vereiteln. Wir wissen genau, daß uns entgegnet wird: „Der Inlandmarkt ist viel zu wenig aufnahmefähig; wir hätten unsere Werke alle schließen müssen, hätten wir nicht so viel exportieren können. Wir haben selbst fast nichts verdient.“ Zugegeben, daß viele Werke mit sehr geringem oder gar keinem Verdienst sich

und ihre Arbeiterschaft über Wasser gehalten haben, als Zeiten der Krise kamen. Allein ist es denn eine ausgemachte Tatsache, daß man im Ausland derart schleudern mußte? Konnte man nicht günstigere Bedingungen erwerben? Der Stahlwerksverband ging andere Wege. Er hat internationale Preisvereinbarungen in Belgien und England getroffen, um ein Minimum des Preises festzulegen, unter dem nicht verkauft werden darf. Statt dessen müssen wir erleben, daß sich die Engländer über die Preisschleuderei des Halbzeugverbandes lustig machen. Hier 2 Zeugnisse einwandfreier Natur. Das eine aus Iron and Steel Trades Journal vom 14. Nov. 1903: „Der Import von deutschem Halbzeug allein im Hafen von Newport hat im letzten Jahr 200 000 Tonnen betragen. Die Differenz im Preise zwischen dem deutschen und britischen Halbzeug beträgt am Verbrauchsort 10—12 $^1/_2$ sh. pro Tonne und der Import dieses billigen Halbzeugs ermöglicht es allein den Fabrikanten, ihren Handel aufrecht zu erhalten und auf dem Weltmarkt zu kämpfen.“ Und der Vorsitzende von Palmers Shipbuilding and Iron Company in Newcastle redet von der „Preisschleuderei der deutschen Fabrikate“ und sagt: „Wir haben in den letzten 3 Jahren sehr häufig deutschen Stahl, sowohl Stahlfassonblöcke wie deutsches Halbzeug, zu Preisen gekauft, die 30 % unter dem Preis für ähnliche gute Fabrikate englischen Ursprungs sind. Dies hat uns in vielen Fällen einzig und allein in den Stand gesetzt, Aufträge auf Schiffbauten hineinzunehmen, die wir sonst verlieren müssen.“ Wir begrüßen den mächtigen Kampf der Eisenindustrie, die es fertig gebracht hat, sich an die zweite Stelle auf dem Weltmarkt zu drängen und den englischen Produzenten an die dritte Stelle zu schieben. Aber wir fragen uns, ob auf die Dauer dieser Sieg nicht zu teuer erkauft war. Die Syndikate leben in dem Glauben, daß der Inlandskonsum nicht gesteigert werden könne. Auch die deutsche Zuckerindustrie lebte von diesem Dogma, bis ihre künstlichen Preise durch die internationale Zuckerkonvention genommen wurden und der Erfolg war, daß heute in Deutschland 59 % mehr Zucker verkauft wird wie früher. Die Feinblechindustrie konnte lange nur mit 62 % Beschäftigung arbeiten; hätte sie zu solchen Preisen Halbzeug kaufen können, wie die Engländer, so wäre sie vollbeschäftigt gewesen und hätte dem Verband mehr als 100 000 Tonnen noch abgenommen. Die Düsseldorfer Handelskammer wies ausdrücklich auf die Konkurrenz des englischen Walzdrahts hin. Das sind vollständig ungesunde Zustände. Dem deutschen Unternehmer verteuert man das Werkzeug, mit

welchem er arbeiten kann, wodurch er Hunderte von Arbeitern beschäftigt. Dem ausländischen Unternehmer wirft man die Ware beinahe nach. In solchem Mißbrauch steckt ein ökonomischer Fehler, der die ganze Volkswirtschaft gefährdet. Er liegt in der einseitigen Zweckbestimmung der Kartelle, die Preise unter allen Umständen hochzuhalten, ohne Rücksicht auf die Industrie, die davon abhängig ist. Diese Einseitigkeit hat selbst Kirdorf erkannt; er bestimmt als Ziel der Entwicklung, daß das inländische Rohmaterial dem inländischen Verbraucher so billig wie möglich überlassen werden könne. Das ist eine patriotische, sittliche Auffassung, während ihr die übliche Geschäftsführung ins Gesicht schlägt. Ob dieser Weg gangbar ist, solange die Preise künstlich durch Zölle geschützt werden, ist freilich eine bedenkliche Frage, die wir rundweg verneinen. Nein, wieder nicht wir. Industrielle selbst urteilen nicht anders. Direktor Schmieding-Barop führt in der Kartellkommission aus: „Dieser Schutzzoll, der der Eisenindustrie damals sehr nötig war, wurde uns gegeben, um ihn auszunützen und diese Ausnutzung führte zu Kartellen. Aber diese Kartelle dürfen nicht vergessen, daß ihre Basis, der Schutzzoll, vom ganzen Lande getragen wird und sie sollten deswegen ihr Betriebskapital so einrichten, daß sie auch zum Nutzen des ganzen Landes, zum nationalen Wohlstand beitragen und nicht einseitige Interessen ungebührlich vertreten. Wenn sie einseitige Interessen zum Schaden eines großen Teils des Volks vertreten, ist der Schutzzoll auf die Dauer unhaltbar." So schließt sich ein Glied der Kette an das andere. Solange die privatwirtschaftliche Ordnung zum obersten Zweck den privaten Gewinn hat, wird sie nur durch Konkurrenz genötigt, den volkswirtschaftlichen Zweck überzuordnen. Wo die Konkurrenz ausgeschlossen ist — und das ist die Absicht der Kartellierung — fehlt der Bürge für volkswirtschaftliche Ausnutzung ihrer Macht. Wie gefährlich sie werden kann, zeigt sich am besten an der Materialverschlechterung, wie sie teilweis dem Kokssyndikat und dem Roheisenverband nachgewiesen worden ist. Das Interesse am technischen Fortschritt und an der stetigen Verbesserung der Ware muß erlahmen, wenn die Preise schon garantiert sind und man sie sich nicht erst durch die beste und sorgfältigste Lieferung erobern muß. Es sind doch beschämende Zeugnisse für deutsches Unternehmertum, daß die deutschen Werften von ausländischen Bestellern immer mehr gemieden werden.

Alle bisherigen Ausführungen erscheinen zu technisch und für eine Ethik zu ausführlich. Doch sind wir absichtlich so breit geworden; denn zuerst muß der technische Zusammenhang eines volkswirtschaftlichen Gebildes klar erkannt sein, ehe man auf die Menschen reflektiert, die in diesem Gebilde drin stecken. Fragen wir nun nach der Macht der Kartelle über die Menschen! Für den Ethiker hochbedeutsam ist die Beobachtung, wie trotz der scheinbar erdrückenden Massen, die in einem Syndikat zusammengehäuft sind, die Persönlichkeit doch einen entscheidenden Einfluß behält. Die mäßigere Politik des Kohlensyndikats sticht wesentlich ab gegenüber dem Gebaren der andern Syndikate. Es ist bezeichnend, daß selbst Hué, der Führer des Bergarbeiterverbandes, für das Kohlensyndikat eintrat. Was ein einzelner fertig bringt, das kann die Wirtschaftsgeschichte einstens beschreiben an Gestalten wie Stinnes, Kirdorf, Hansemann, Thyssen. Es kommt uns hier gar nicht auf eine detaillierte Beurteilung an. Wir halten uns an die Tatsache, daß auch schwere Rüstung noch von einem Ritter getragen werden kann und daß wachsender Wert der sittlichen Persönlichkeit innerhalb einer kartellierten Industrie nicht nur möglich, sondern nötig ist. Freilich ist die Beurteilung unrichtig, daß der sittliche Vorzug des Kartells vor dem Trust darin bestehe, daß hier nach demokratischer Art die einzelnen Persönlichkeiten in ihrem Bestimmungsrecht erhalten bleiben. Denn tatsächlich führen innerhalb der Syndikate doch die Großen das Wort und die Kleinen müssen sich fügen. Deshalb scheint die Form des Trusts der verantwortlichen Persönlichkeit den besten Resonanzboden zu verleihen. Der Trust bedeutet vor allem technisch einen Fortschritt, indem er die leistungsunfähigen Betriebe ausschalten kann, und volkswirtschaftlich eine höhere Nutzung, indem die Einzelprofite auf den einzelnen Stufen der Produktion in Wegfall kommen und nur das Gesamtprodukt privatwirtschaftlichen Gewinn erheischt. Freilich sind die vorhandenen Trusts in diesem Sinn nicht volkswirtschaftlich leistungsfähig. Sie kranken an großer Überkapitalisierung ihrer Werte bei ihrer Entstehung. Als Spekulationsobjekte stehen sie auf keiner gesunden Basis, wie amerikanische Erlebnisse zeigen. Immerhin ließe sich eine Entwicklung denken, welche diesen Fehler vermiede. Daß die wirtschaftliche Entwicklung nach immer größern Fusionen drängt, ist Tatsache. Beschwichtigungsversuche durch amtliche oder nichtamtliche Mitteilungen kommen dagegen nicht in Betracht. Für den Ethiker fragt es sich, ob diese Entwicklung im Interesse der

Persönlichkeitsentwicklung zu wünschen ist. Ist sie volkswirtschaftlich gesund, dann muß sie letztlich auch der Entwicklung der Persönlichkeit nicht im Wege stehen. Allerdings scheint der einzelne in solchen Riesenunternehmungen zu versinken. Der gesamte Verwaltungsapparat von den Direktoren und Syndikatsmitgliedern herab bis zu den kleinen Beamten auf dem Kontor muß einheitlich funktionieren zu gunsten der Aktieninhaber. Daraus folgt scheinbar eine vollständige Vernichtung persönlicher Verantwortlichkeit und Freiheit. Denn Freiheit ist ja schließlich nichts anderes als die Macht, für etwas verantwortlich zu sein. Wir geben auch ohne weiteres zu, daß für die Aufsaugung von großem Menschenmaterial in Vermehrung des Industriebeamtentums ein Gegengewicht geschaffen werden muß. Allein es soll doch an zweierlei erinnert werden. Einmal daran, daß persönliche Treue und Gewissenhaftigkeit überall gleichwertig und gleich unentbehrlich sind, auf dem Großkontor gerade so wie in der kleinen Werkstatt. Fürs andere hat die Großindustrie Hunderttausenden von Menschen überhaupt die Möglichkeit zur Entwicklung gegeben. Es bleibt eine Tat, auf welche die Großindustrie vor allem stolz sein darf, daß sie in einem Umfang Arbeitsgelegenheit geschaffen hat, wie man ihn vor Jahrzehnten nicht ahnte. Der Großgrundbesitz hat die Menschen von der Scholle vertrieben und heimatlos gemacht; die Großindustrie hat mehr Menschen ernährt, als man erwarten konnte. Selbst die Textilindustrie, welcher man vorgeworfen hat, daß sie mit ihrer feinen Maschinentechnik Hände entbehrlich machte, hat immer mehr Arbeiter beschäftigt. In England wuchs dieser Arbeiterzweig von 487 000 im Jahr 1880 auf 530 000 im Jahr 1890. Die Bevölkerung nahm um 31 % zu, die Arbeiterzahl der Baumwollindustrie um 43 %. So wenig die Eisenbahn den Pferden geschadet hat, obgleich der schleppende Postbetrieb einging, so wenig schadet die Maschine dem Arbeiter, dem sie nur neue Arbeitsgelegenheit schafft, wenn auch an anderer Stelle. Es ist eine Tatsache, daß in den Hauptindustriestaaten die industrielle Bevölkerung sich stärker vermehrt, wie die Gesamtbevölkerung, ohne daß die Prozentzahl der Arbeitslosen steigt. Darin liegt ein nationales Verdienst der Unternehmung. Jede Nation hat deshalb eine gewisse Verpflichtung gegenüber jenen Großindustrien, die das Brot der Industrie und damit von Millionen Menschen schaffen. Wir stehen auch nicht an zu sagen, daß der theologische Sozialethiker in bestgemeinter Absicht fehlgreift, wenn er die

Großunternehmung nur nach ihren Schäden beurteilt. Der Charakter der Großunternehmungen, die auf Beschaffung der Produktionsmittel angewiesen sind, ist an sich ein anderer, als die Aufgabe der Industrien, die wesentlich Konsumtionsartikel herstellen. Denn die letzteren sind lange nicht den gleichen Schwankungen des Verbrauchs ausgesetzt. Die Bedarfsschätzung wird sich international regeln lassen, was den Verbrauch von Getreide, Wolle, Garn angeht. Unendliche Schwierigkeiten entstehen aber, wenn der Bedarf an Eisen, Stahl und Maschinen eingeschätzt werden soll. Sind die Zeiten gut, dann entschließt man sich leicht zu Anlagen in Fabriken, Häusern; sinkt die Konjunktur, dann schiebt man den Bedarf zurück, der bei den Konsumtionsgütern nicht in demselben Grad wechselt. Darauf hat eine gerechte Beurteilung stets Rücksicht zu nehmen. Von hier aus erscheint es gerechtfertigt, daß man der Eisen- und Kohlenproduktion eines Volkes verhältnismäßig mehr Beachtung schenkt, als andern Unternehmungen. Es können Verhältnisse eintreten, wo ein Volk für seine Industrie Opfer bringen muß. Zu solchen Opfern wird es bereit sein, wenn ihm schon vorher eine offene Mitbeteiligung an dem Arbeitsgang der Industrie rechtlich zusteht. Darin sehen wir den oben angedeuteten Ausgleich. Der Druck der großen Unternehmungen auf die darin Angestellten und Beschäftigten ist allerdings ein außerordentlich gefährlicher für die Persönlichkeitsentwickelung. Allein er kann gehemmt werden. Die Technik des modernen Unternehmens gestattet, ja fordert es, daß die Unterordnung des einzelnen in dem Betrieb an dem Betrieb selbst ihre Grenzen erreicht. Außerhalb der Fabrik soll der einzelne Arbeiter und Angestellte sich viel freier bewegen können, als in der Zeit, da er die ganze Arbeitskraft, ja seine ganze Handlungsweise in den Dienst eines eigenen, kleinen Unternehmens stellen mußte. Abgesehen vom Dienst hat das Größunternehmen kein Recht auf Neigung und Entwicklung des einzelnen Einfluß auszuüben. Es ist ein trauriges Zeichen innerer Ohnmacht, daß man die Freiheit des Angestellten außerhalb der Arbeitsordnung nicht vollständig anerkennt. Damit verzichtet die Großunternehmung auf eigenartiges Charaktermaterial und entzieht sich schließlich selbst den Boden. Religiöse, politische, gesellschaftliche Freiheit muß dem einzelnen voll gewahrt bleiben, und weil im Großunternehmen eine kürzere Arbeitszeit technisch möglich ist, so hat der einzelne verhältnismäßig mehr Raum zu persönlicher Entwicklung.

Freilich würde so der größte Teil des Arbeitspersonals gespalten in eine Welt, von der er lebt, weil er darin sein Brot verdient, und in eine Welt, in der er lebt, weil er sich hier frei entwickeln kann. Dort herrschte Druck, hier Freiheit. Auch hierüber muß man nüchtern denken. Es wird ja immer so sein, daß ein großer Prozentsatz der Menschen beides nicht vereinen kann, in der Arbeit geistig zu leben, von welcher er sich materiell nährt. Der Geist des Menschen sucht geradezu sehnsüchtig außerhalb der Berufszeit nach einer Beschäftigung, die er sich frei wählen, in der er sich glücklich fühlen kann. Und doch wäre es zu beklagen, wenn das Band, das den Menschen mit seiner Berufsarbeit verknüpft, einzig Erwerb wäre. Der Mensch kann nur in einem bescheidenen Eckchen der ausgedehnten Weltarbeit wirklich zu Hause sein. Hier lernt er arbeiten, Maßstab für Fleiß und Erfolg, für Anstrengung und Freude, Sinn für Wirklichkeit gewinnen. Diese Maßstäbe kann er zwar nicht beliebig auf andere Gebiete übertragen; aber er hat doch für einen bestimmten Bezirk sicheres Maß gewonnen. Das wird ihm allein helfen, innerhalb der weiten Welt der mannigfaltigsten Eindrücke auch anderes messen zu lernen. Sonst zerflattert der Geist. Die Berufsarbeit muß der feste Punkt bleiben, von dem aus der Mensch die Welt begreift; sie kann ihm einen sicheren Gesichtswinkel geben, um sich überhaupt einigermaßen zurechtzufinden. Das ist aber nur möglich, wenn die Berufsarbeit mit geistigem Interesse verbunden wird. So erhebt sich hier die Forderung der wirklichen Arbeitsgemeinschaft der Werke. Die Beamten- und Arbeiterschaft hat ein sittliches Recht dazu, zu verlangen, daß sie nicht nur an dem Werke hängt, sondern in dem Werk und seiner Arbeit leben kann. Wir meinen also keine Geschäftsbeteiligung mit Aktienanteilen, welche nur wieder den privaten Erwerbssinn steigert. Zudem würden damit Hunderttausende in die Schwankungen der Krisenzeiten mit einbezogen werden. Wir meinen damit Vergeistigung der eigenen Arbeit, Beteiligung an der Leitung. Die absolute Form des Regiments, wie sie bisher besonders in Großunternehmungen Sitte war, muß der konstitutionellen weichen. Die Beteiligung der am Werk Arbeitenden durch Mitverwaltung muß in die Unternehmung als neuer Faktor aufgenommen werden. Darauf kommen wir später zurück.

Man würde es nicht verstehen, würden wir in diesem Zusammenhang nicht auf die Verstaatlichung der Rohproduktion zu reden kommen. Darüber herrscht unter

Sozialethikern wohl kein Streit, daß die Vergesellschaftung des Eigentums an Bodenschätzen außerordentlichen Nutzen brächte. Der Gesichtspunkt des privatwirtschaftlichen Gewinns wäre ausgeschieden. Daß der Besitz der Rohstoffe Gemeinbesitz werden sollte, ist ein durchaus gesunder Gedanke. Denn gerade die Naturschätze in ihrer relativen Begrenzung ermöglichen eine monopolartige Ausnützung zugunsten einer kleinen Gruppe, statt daß sie dem Ganzen zugute kommen. Es bleibt somit ein Ziel für die Sozialethik, diese größten Produktionsmittel in die Kontrolle bzw. das Eigentum der Gesamtheit überzuführen. Große Schwierigkeiten erheben sich jedoch bei der Durchführung dieses Gedankens. Und wir haben kein Recht, davon keine Notiz zu nehmen. Wir reden nicht von der Schwierigkeit, ob eine Grenze in der Vergesellschaftung zu ziehen sei und ob sich überhaupt eine solche Grenze grundsätzlich bestimmen lasse, wie die Bodenreformer das ihrerseits meinen. Die Schwierigkeit liegt vielmehr darin, daß die augenblickliche Vergesellschaftung Verstaatlichung bedeutet; genauer ausgedrückt, in unserem Land würde z. B. der preußische Fiskus Herr der Bergwerke. Nun besitzt der preußische Staat erhebliches Grubengebiet und hat sich solches noch gesichert. Aber es handelt sich um grundsätzliche Stellung. Nun sagten wir schon oben, daß wir den Staatskapitalismus für eine schlimmere wirtschaftliche Erscheinung halten, wie den Privatkapitalismus. Denn ihm stehen ungeheure Machtmittel politischer Art zur Verfügung, die er ohne viel Kraftanstrengung in die Wagschale werfen kann. Der Staat ist heute schon der größte Arbeitgeber. Wenn er rein kapitalistisch, d. h. in diesem Zusammenhang fiskalisch verfährt, so dürfte der volkswirtschaftliche Nutzen ein recht geringer sein. Die Preise würden vielleicht gar keine andern, und die Löhnung der Arbeiter würde womöglich sinken, wie ein Vergleich zwischen dem Saargebiet und dem Herrschaftsgebiet des Ruhrkohlensyndikats beweist, das im ganzen die Löhne immer noch in mäßiger Höhe gehalten hat. Technische Fortschritte würden im Staatsbetrieb sicherlich langsamer gemacht werden, wie innerhalb der kartellierten Privatindustrie, selbst wenn wir die Verlangsamung des technischen Prozesses durch die Form des Kartells und krasse Unterdrückungsversuche (wie z. B. den des Sodasyndikats gegen den Chemiker Delvendahl) berücksichtigen. Weiter müßte der Staat seinen Beamten durchgebildete kaufmännische Bildung verschaffen, und die hochnäsige Art vieler Beamten wird durch die schroffe Haltung

der „Kohlenbarone“ nicht entschuldigt, weil der Staat mit gutem Beispiel voranzugehen hat. Von welcher ökonomischen Kurzsichtigkeit zeugt es aber, wenn der Staat in Zeiten der Krise Lieferungsaufträge zurückzieht, statt das industrielle Leben zu befruchten, oder wenn es als staatsmännische Weisheit gepredigt wird, den Verkehr immer mehr zu belasten. Vor allem würde die Herrschaft des kapitalistischen Staatsunternehmens gegenüber den angestellten Arbeitermassen eine ungleich größere und der Druck auf die Arbeiterorganisationen und ihre Bewegungsfreiheit sicher ein weitaus stärkerer. Jedenfalls würde der Gewinn einer dauernden Lebensstellung, der dem staatlichen Arbeitsbeamten zufiele, durch den Verlust freiheitlicher Bewegung reichlich ausgeglichen. Dem könnte abgeholfen werden durch die Unterstellung des Geschäftsbetriebs unter die Aufsicht der Volksvertretung. Diese Aufsicht würde wirksam nur von den Organen des Reichs, nicht von dem eines einzelnen Bundesstaats und seines Parlaments ausgeübt werden können. Einer Reichseisenbahnverwaltung müßte eine Reichsbergwerksverwaltung folgen. Trotzdem wir wissen, daß diese Pläne der gesamten politischen Lage nach zunächst undurchführbar sind, treten wir entschieden für partielle und grundsätzlich für gesamte Verstaatlichung der Urproduktion ein. Denn das allmähliche Eindringen des Staates in den Kohlenbergbau bedeutet die Möglichkeit einer Konkurrenz. Nur auf dem Weg der Konkurrenz kann dem monopolistischen Treiben der Syndikate ein Riegel vorgeschoben werden. Staatliche Konkurrenz und freie Konkurrenz des Auslands erscheinen als der einzige Weg, um die augenblicklichen Gefahren einer privaten Ausnützung der Monopolgewinne zu beseitigen. Wir treten grundsätzlich auch für die endliche Verstaatlichung der Urproduktion ein. Denn bei wachsender wirtschaftlicher Kenntnis im Beamtenstand und im Volk muß schließlich der Staats*kapitalismus* die Wendung zum Staats*sozialismus* machen, d. h. das rein fiskalische Interesse muß zurücktreten gegenüber der Wohlfahrtspflege des Ganzen, und der Staat muß sich wie im politischen, so im geschäftlichen Leben an die Formen konstitutioneller Herrschaft gewöhnen.

Die Aufgabe, über die Entwicklung der Volkswirtschaft zu wachen, kann das Volk nicht an die *Unternehmerverbände* abtreten. Zwar haben sich eine Reihe von Arbeitgebervereinigungen zusammengeschlossen. Dieser Bund ist eine Antwort auf die Arbeiterorganisationen. Die Unternehmer haben

selbstverständlich dasselbe Recht sich zusammenzuschließen; ja sie unterliegen der sittlichen Pflicht dazu. Denn es liegt immer ein sittlicher Fortschritt in der Verständigung. Das Solidaritätsbewußtsein der Unternehmer hat oft unter Neid und Mißgunst zu leiden gehabt. Wenn sich nun die Vereinigungen zu gemeinsamem Handeln entschlossen haben, so liegt darin ein sittlicher Aufstieg. Private Eifersüchteleien werden um größerer Zwecke willen hintangesetzt. Die Gemeinsamkeit, die bisher rein geschäftlichen Charakter trug, wird eine engere. Die neue Hauptstelle der Arbeitgeberverbände hat auch in ihren Satzungen das Bestreben erwähnt, mit den Arbeitnehmern friedlich zusammenzuwirken. Welche Perspektiven eröffnen sich bei solchen Worten! Der Unternehmer- und Arbeiterstand könnte in gemeinsamer Tarifarbeit des schwierigen Lohnproblems Herr werden. Feste Grundsätze der Lohnberechnung würden sich ergeben. Man würde sich in gemeinsamer Arbeit persönlich näher kommen. Die wirklich unternehmenden, wertschaffenden Stände des Volks würden ein neues Arbeitsrecht miteinander entwerfen und damit dem Leihkapital bestimmte Forderungen entgegensetzen. Nur schade, daß dies alles zum großen Teil Träume sind. Es scheint so, als sollten sich die Gegensätze verschärfen. Der Zentralverband der Industriellen kämpft um die Vormacht. Er nutzt sie nach seinen Grundsätzen aus. Ihm wäre es eine Kleinigkeit, sich an die Spitze einer fortschrittlichen Behandlung der Arbeiterfrage zu stellen. Er würde dadurch dem weitesten Publikum gegenüber sein industrielles Ansehen verstärken und den Nutzen davon haben. Statt dessen will er einen scharfen Abwehrverband gegen die Arbeiterorganisationen schaffen und hat es selbst dem Bund der Industriellen zu toll getrieben, daß dieser sich offiziell von ihm getrennt hat. Freilich fand er in Bayern willige Nachfolger. Er will Herr im Hause bleiben. Der Arbeiter hat zu gehorchen; paßt es ihm nicht, so paßt es dem Verband erst recht nicht. Der Geist dieser Abmachungen wird am besten durch die Rede des Geschäftsführers des Zentralverbands gekennzeichnet, der „lebhaft bedauert, daß die Arbeiterorganisationen durch die Gesetzgebung und durch unsere Regierung noch weiter gestützt werden sollen“. So hat man den Plan, unangenehme Arbeiter dadurch auszumerzen, daß die sämtlichen Verbände sich verpflichten, sie in keinen Betrieb mehr einzustellen. Man vergegenwärtige sich diese Machtausnützung. Das heißt, einen deutschen Reichsbürger brotlos machen unter Umständen in den gesamten Grenzen

des Reichs. Das deutsche Recht hat sich in einzelnem Fall dagegen gewehrt und das Reichsgericht eine derartige Maßregel als ungesetzlich verurteilt. Allein man kann ermessen, welcher Wille und welche Macht zum Willen in solchen Vereinigungen vorhanden ist. Untersuchen wir doch nüchtern jene Losung „Herr im Hause“. Soll damit gesagt sein, daß auf dem Werk Arbeitsdisziplin herrschen muß, so hat kein Mensch etwas einzuwenden. Disziplin ist selbstverständliche Notwendigkeit, wo es sich um Arbeitsorganismen von so empfindlicher Art handelt, wie sie die moderne Unternehmung geschaffen hat. Ebenso selbstverständlich ist, daß es faule und unbotmäßige Arbeiter gibt, die diszipliniert werden müssen. Es fragt sich nur, wie Disziplin unter den fleißigen Arbeitern des Durchschnitts aufrecht erhalten wird. Es bedeutet einen sittlichen Fortschritt, daß sich der moderne Arbeiter barsche Behandlung, welche mit Disziplin verwechselt wird, verbittet. Selbst militärische Disziplin ist nicht auf verächtliche Mißachtung des einzelnen Soldaten gegründet. Selten hat ein Offizier eine Truppe wirklich in der Hand gehabt wie Graf Häseler, weil er zwar strenge war, aber gerecht, und den einzelnen Mann gerade so achtete, wie den Offizier. Industrielle Disziplin kennt keine anderen Gesetze, als die jeder Disziplin. Wo Menschenachtung beiseite gesetzt wird, herrscht vielleicht äußerlich Gehorsam; tatsächlich aber wird das Werk geschädigt; denn der Arbeiter ist nicht mit Leib und Seele bei seiner Arbeit. Er ist keine Maschine, sondern eine Seele. Und wenn er letzteres noch nicht geworden ist, so hat man die werdende Seele zu achten. Es muß offen ausgesprochen werden, daß der Ton, in welchem Arbeitgeber mit ihren Arbeitern zu verhandeln pflegen, manchmal derart ist, daß sich gebildete Menschen, von sittlich denkenden zu schweigen, dadurch ein erbärmliches Zeugnis ausstellen. Man lebt in manchen Kreisen von einem unsagbaren Hochmut gegenüber jedem, der in die Fabrik geht. Gerade die niedrigen Stufen der „Arbeitshierarchie“ lieben es, den Abstand möglichst zu vergrößern. Der Werkmeister, der Vorarbeiter, der Bureaubeamte, der Kontrolleur behandeln den Arbeiter oft viel schlimmer, als der Direktor und der Vorsteher. Aber kein industrieller Fortschritt hat auf die Dauer Bestand, wenn er nicht von einer an Intelligenz und Persönlichkeit wachsenden Arbeiterschaft getragen wird. Dementsprechend muß sich die Behandlung ändern. Es kommt nicht selten vor, daß der technische Arbeiter mehr von der Sache versteht, als der Beamte, der ihn anschnauzt. Was

wir mit alledem sagen wollen, ist dies: Disziplin fußt nicht auf Menschenverachtung, sondern auf Menschenwertung. Man bleibt im Hause Herr, wenn man seine Arbeiter als Angehörige des Hauses behandelt.

Doch jene Parole hat einen tieferen Sinn. Der Werksherr will über die Arbeitsbedingungen einseitig bestimmen. Er will Herr der Arbeitsordnung und des Lohnes bleiben. Merkwürdig, daß doch im selben Atemzug die Lehre vom freien Arbeitsvertrag aufrecht erhalten wird. Man will gar nicht begreifen, daß die Arbeiter sich beklagen; denn „sie haben ja das Recht freien Arbeitsvertrags“! Daß eine solche Freiheit tatsächlich nicht existiert und dem einzelnen Arbeiter gegenüber nicht existieren kann, das wird verschwiegen. Man muß der Parole: „Herr im Hause“ gewissermaßen danken, daß sie darüber gar keinen Zweifel gelassen hat. Der Arbeitsvertrag soll kein Vertrag sein, sondern eine Vorschrift, welche der eine entwirft, der andere annimmt. Die wirtschaftliche Überlegenheit des Arbeitgebers soll auch im Recht zum vollen Ausdruck kommen. Der Arbeitgeber verhandelt nicht mit den Arbeitern oder Arbeiterorganisationen als mit gleichberechtigten Vertragskontrahenten. Der Verein für Tuchfabrikanten in Aachen, Burtscheid beschloß 1895: die Vereinsmitglieder verpflichten sich, mit ausständigen Arbeitern nicht zu verhandeln. Die deutschen Werkzeugmaschinenfabriken erklären, daß durch Einigungsämter u. dgl. das Selbstbestimmungsrecht des Fabrikeigentümers, also der Eigentumbegriff überhaupt, erheblich beeinträchtigt werde. Die südwestdeutschen Möbelfabrikanten lehnen nach § 22 ihrer Satzungen jede Einmischung fremder Vertrauenspersonen ab. Die Organisation der Schuhwarenfabrikanten Offenbach verwerfen selbst die Einmischung der anderen Firmen. So eifersüchtig wird das Recht gewahrt, Herr im Hause zu bleiben. Damit wird schließlich nichts anderes ausgedrückt als die Vorstellung, daß der Herr über alle Sachen im Haus zu befehlen habe. Der Arbeiter rückt in den Stand des mancipium ein. Rechtlich betrachtet untersteht er einfach dem Willen des Herrn. Ja fast noch römischer, als das römische Recht soll diese Macht ausgebildet werden. Denn er will alles im Betrieb selbst und allein regeln, als ob der Herr im eigenen Haus Unrecht tun dürfte, um das sich niemand zu kümmern braucht. Es ist gut, daß jene Losung vom Herr im Haus dem freien Arbeitsvertrag so sehr ins Gesicht schlägt; sonst würde der Staat selbst seine Arbeiterschutzgesetzgebung, seine Gewerbegerichte und Einigungs-

ämter nicht so weiterentwickeln. Derselbe Herr, der mit seinen Arbeitern nicht verhandeln will, ist gezwungen zu verhandeln mit dem Abnehmer der Ware. Um den Preis der menschlichen Arbeit will er nicht verhandeln; um den Preis der Ware läuft er sich die Füße wund. Er ist abhängig vom Markt. Knecht von Bank und Aktie, nur „Herr" gegenüber dem Arbeiter. Das sind unhaltbare Verhältnisse. Wieder kein Theologe, ein praktischer Industrieller selbst hat der Industrie auf dem ev. soz. Kongreß zugerufen: „die Zeit des absoluten Regiments in der Fabrik ist vorbei." Es war der Fabrikbesitzer Freese. So wie er, denken noch manche. Und trotzdem . . .

Aber „die Unternehmer bezahlen unglaubliche Lohnsummen. Wären sie nicht da, wo blieben die Arbeiter?" Gewiß. Aber wo blieben die Unternehmer ohne die Arbeiter. Es ist allerdings eine erstaunliche Leistung, was die Unternehmerschaft den Arbeitern an Lohn auszahlt. Schon für 1900 wurde das, was die deutschen Unternehmer den Arbeitern in die Taschen stecken, auf annähernd 10 Milliarden Mark geschätzt. Wirklich eine Leistung, die uns Staunen abnötigt. Die Unternehmer können scheinbar stolz sagen: „Das läuft durch unsere Hand. Also seid dankbar und erkennt unsere Ordnungen an!" Aber jene Milliarden zerfließen, wenn wir uns die tatsächlichen Einzellöhnungen vornehmen. Pro Kopf des gewerblichen Arbeiters betrug im Durchschnitt sämtlicher beschäftigten Arbeiter der anrechnungsfähige Jahreslohn (nach Calwer):

1897	713,22 Mk.	1899	755,49 Mk.
1898	742,52 Mk.	1900	781,47 Mk.

Nun rechne man die Höhe dieses Verdienstes aus, indem man ihn zerlegt in Ausgabe für Wohnungsmiete, Nahrung, Kleidung, und man wird sich immer wieder wundern, daß solche Arbeiterfamilien überhaupt durchkommen! Man vergegenwärtige sich weiter, daß in den Zeiten der Geschäftskrise nicht nur Riesensummen an Lohn verloren werden, sondern auch das Anziehen der Warenpreise und das Steigen der Nahrungsmittelpreise die Kaufkraft des Lohnes selbst noch mehr verringern und frage sich dann, ob in dem Durchschnittslohn der guten Jahre wirklich solche Dividende liegt, daß sie die schlechten Jahre auszugleichen imstande ist. Im Krisenjahr 1902 wurde der Lohnverlust allein bei den Steinbrechern auf 16 Millionen, den Steinmetzen auf 4 $^{1}/_{2}$ Millionen geschätzt. Welcher Lohnentgang in der Kohlen-

und Eisenbranche stattfand, davon wissen die Händler, Kaufleute, Handwerker, Bäcker, Metzger Rheinlands u. Westfalens zu erzählen. Und schon 1907 kehrte eine verschärfte Krise ein, trotz aller „Teuerungszulagen“. Deshalb wird der Unternehmerstand nicht behaupten wollen, daß er dem Arbeiterstand zu viel bezahle; das gestattet ja das Hauptbuch gar nicht. Es liegt aber kein Rechtsgrund vor, warum der Arbeiter für seine Ware Arbeitskraft nicht ebenso möglichst viel fordern soll, wie der Fabrikant für seine Ware. Solche Forderungen kann er als einzelner kaum durchsetzen. Er ist machtlos gegenüber den großen und kleinen Unternehmern. Was will ein ostpreußischer Arbeiter, der vorgestern noch von Wiese und Wald Abschied nahm, heute mit seinem freien Arbeitsvertrag in einem Werk anfangen, das Tausende von Arbeitern beschäftigt? Der Arbeiter hat gar kein anderes Mittel, als durch Koalition sich das alte Recht des freien Arbeitsvertrags zu sichern. Wer aber auf dem Boden dieses freien Arbeitsvertrags steht, für den hat die patriarchalische Parole des „Herrn im Hause seins“ Sinn und Recht verloren.

Was wir von sozialethischem Standpunkte aus verlangen, ist Verständigung. Jeder Vertrag ruht auf Verständigung. Schließt die eine Seite, ohne die anderen zu hören, die Vertragsbedingungen ab, so haben wir eine Herrschaftsform vor uns, aber keine Vertragschließung. Was not tut, ist Verständigung zwischen Unternehmertum und Arbeiterschaft. Weil solche Verständigung zwischen Klassen nur Erfolg hat, wenn sie annähernd gleich mächtig sind, gewähren Arbeitgebervereinigungen gegenüber nur Arbeiterkoalitionen ein Recht auf Schutz und Fürsorge. Alle sozialethisch interessierten Kreise haben diese Entwicklung nur zu unterstützen.

Innerhalb der Unternehmerkreise selbst muß der Respekt vor dem Gesetz wachsen, wenn sie ihrerseits von den Massen Gehorsam gegen die Ordnung verlangen. Machtbesitz verleitet zu Umgehungen des Gesetzes. Daß Fabrik- und Gewerbeinspektion, daß vor allem Gewerbegerichte von vielen Unternehmern noch heute mit feindseligen Augen betrachtet werden, ist eine moralische Gesetzesverletzung. Man sollte es in solchen Kreisen nicht für möglich halten. Leider ist es nach den Berichten der Inspektionsbeamten eine zu sicher beglaubigte Tatsache. Neben die Achtung vor dem staatlichen Gesetz tritt die Verpflichtung, Menschenart und Menschenleben zu respektieren. Das „Schlachtfeld der Industrie“, die Gewerbekrankheiten sowohl wie die Unfälle, erfordern gemeinsame Bekämpfung aller Kreise. Wie kann

man hohe sittliche Anforderungen an Arbeiter stellen, wenn man ihre Gesundheit und ihr Leben nicht schützt! Wie kann man Respekt verlangen, wenn man selbst respektlos verfährt! Es bleibt ein trauriges Zeichen, daß in der schweren Industrie, speziell Deutschlands Kohlenindustrie, die deutsche Unfallziffer die höchste ist und offenbar bleibt. Mag sie von widrigen natürlichen Einflüssen mitbedingt sein, solche Schuld läßt nicht ruhen. Schwere Schuld lastet auf dem Unternehmerstand infolge der Kinderausbeutung. 1820—1840 herrschte richtige Kindersklaverei in den preußischen Fabriken, gegen welche der Kultusminister jahrelang vergeblich ankämpfte. Noch 1890 arbeiteten 27485 Kinder in preußischen Fabriken. Außerhalb der Fabriken waren 1900 gewerblich tätig 532283 Kinder unter 14 Jahren, davon in Preußen 269598. 306823 waren in der Industrie beschäftigt, 17623 im Handel, 2691 im Verkehr, 21620 im Gast- und Schankwirtschaftsgewerbe (!), 135830 in Austragediensten. Welcher sittliche Tiefstand unserer Kultur drückt sich in solchen Ziffern aus! Man wende nicht ein, daß es manchem Kinde „nichts schade", wenn es ans Verdienen gewöhnt werde. Man wage nicht zu sagen, daß die Eltern sich freuten, wenn dadurch der häusliche Verdienst sich mehre. Das ist ja der Jammer, wenn die Kinder verdienen müssen, um nur — den Lohn der Eltern zu drücken. Man stelle sich und sein Gewissen unter die Wucht der Anklage, welche jene Kinderausbeutung des kapitalistischen Unternehmertums stumm und doch laut erhebt, und werde ganz, ganz stille. Das Kinderschutzgesetz muß von allen Kreisen gründlich befolgt, geschützt und ausgebaut werden. Man versteht nur zu gut, daß die Tüchtigkeit des Unternehmertums schwer um die Anerkennung ringen muß, die ihm gebührt, wenn es sich solch kläglicher Mittel bedient, Gewinn zu machen. In denselben Zusammenhang gehört das traurige Kapitel vom Lohn der weiblichen Arbeitskräfte. Der kapitalistische Unternehmer benutzt das Angebot weiblicher Arbeitskraft, um die Löhne zu drücken. Denn Frauen gelten von vornherein als billigeres Arbeitsmaterial. Sie selbst unterstützen diese Meinung noch dadurch, daß sie ihren eigenen Verdienst nur als Zuschußverdienst für die Haushaltung in Anschlag bringen. Der Gewinn liegt auf seiten des Unternehmers. Er schadet dadurch vor allem der handwerkerlichen Organisation und nützt die weibliche Arbeitskraft, wie wir später noch sehen werden, in unverantwortlicher Weise aus. Diese dunkeln Schatten trüben das Bild des

Unternehmerstandes wesentlich. Das ganze Gebaren hat seine Wurzel in der Mißachtung menschlichen Werts. Es ist gut, daß der Schrei der menschlichen Seele wieder gehört worden ist. Der Sozialethiker muß überall anklagen, wo der Unternehmer Menschen verdirbt. Endlich und nicht in letzter Linie braucht der Unternehmer als unentbehrliche Kraft die Selbstachtung, die sich freihält von übergenialischer Kraftverschwendung und auf die Sauberkeit und Peinlichkeit der Geschäftsführung unter volkswirtschaftlichem Gesichtspunkt das einzige Gewicht legt. Das Gewissen des Unternehmers muß zu höchster Empfindlichkeit erzogen werden.

Der Unternehmerstand zeichnet sich durch eminentes technisches Können aus. Er hat eine Höhe erstiegen, die nur kräftiger, ungebrochener Jugendkraft zu erreichen möglich war. Tritt der Unternehmerstand in das Mannesalter, so vergesse er nie, daß auch das höchste Maß technischer Kunst nie die Lebenskunst ersetzt und daß dauerhafte Leistung undenkbar ist ohne sittliche Größe. Sonst bleibt der Gedanke einer industriellen Geistesaristokratie ein Traum.

Literatur: Tschierschky Kartell und Trust. Meine Besprechung der Kartellliteratur in der Theolog. Rundschau, VII. Pohle die Entwicklung des deutschen Wirtschaftslebens. Naumann Neudeutsche Wirtschaftspolitik. Naumann Demokratie und Kaisertum. Weber Über die Kartellfrage. Nat.-soz. Vertretertag in Hannover. Oppenheimer Das Grundgesetz der Marxschen Gesellschaftslehre. Deutscher Ökonomist. Agahd Kinderarbeit.

---

§ 23.

Der Handwerker.

Als Mittelglied zwischen der Unternehmer- und der Arbeiterfrage behandeln wir die Handwerkerfrage. Sie ist hier am richtigen Ort. Es handelt sich um das Problem, wie weit der handwerkerliche Betrieb als Kleinbetrieb gegenüber den anderen kapitalistischen Großunternehmen sich halten kann und soll.

Das Handwerk muß sich mit dem Gedanken vertraut machen, daß es eine Reihe wichtiger Arbeitsgebiete für immer verloren hat. „Ausgestorben“ sind hauptsächlich die Bortenwirker, Gürtler, Kamm- und Knopfmacher, Nagelschmiede, Weißgerber, Säckler, Seifensieder, Siebmacher, Strumpfwirker,

Tuchmacher, Wachszieher, Zeugschmiede, Leinenweber, Messerschmiede. Langsam stirbt der handwerksmäßige Schuhmacher aus. Im Schlosser-, Mechaniker-, Schmiedegewerbe, bei Sattlern und Tapezierern, Gerbern, Buchbindern, Dekorationsmalern, Gärtnern, Bäckern, Metzgern, in der Schneiderei und Näherei, im Braugewerbe finden wir nicht nur augenblickliche, sondern auch dauernde Konkurrenzformen. Freilich muß der Begriff des Handwerkers zuerst klar bestimmt sein, um danach zu beurteilen, wie viel neue Betriebsformen oder Teile von Betriebsformen sich an den alten Betrieb ankristallisiert und ihn in seinem Wesen verändert haben. Erinnern wir uns an Früheres. Selbständiger Handwerker ist, wer sein Einkommen aus seinem Berufsgeschäft bezieht, und wer die technischen Funktionen des Produzierens und Verkaufens selbst ausübt, wer auf freiem Markt seine Ware absetzen darf und wer dies alles nicht im Auftrag eines Dritten, sondern in seinem eigenen Namen besorgt. Für den Begriff „Handwerker“ genügt nicht, auf die Arbeit für Kunden zu verweisen. Jede Konsumbäckerei arbeitet auch nur für einen bestimmten Kundenkreis. Es genügt ebensowenig, nur die Leitung und das technische Verständnis im eigenen Betrieb zu betonen. Der Hausindustrielle ist Herr in seinem Betrieb und doch kein Handwerker, weil er in der Hand eines kapitalistischen Unternehmers steht. Das Bild des alten Handwerkers wird auch verschoben, wenn er Halbfabrikate, die ihm die Fabrik liefert, weiterverarbeitet, oder wenn er sein Einkommen nicht aus seinem Beruf, sondern aus nebenberuflichen Quellen (etwa Hausbesitz) bezieht. Vergegenwärtigt man sich dies, dann merken wir bei einem Blick auf das heutige Handwerk, wie außerordentlich es sich verändert hat, auch dort, wo es sich erhält. Man könnte vielleicht sagen: die Verluste, die das Handwerk durch Wegnahme einzelner technischer Gebrauchsartikel in den Großbetrieb (Buchbinden mit Draht, Verarbeitung von Zelluloid) oder durch Surrogate (Drahtstifte statt Nägel, Emaillegeschirre statt Holzeimer, eiserne Schirmständer, Treppengeländer statt hölzerner) erlitten hat, sind gering gegenüber den Veränderungen der Struktur selbst. Wir zählen auch heute eine Menge von Schlossern, Schneidern, Drechslern, Klempnern. Aber sie arbeiten in Waggonfabriken, Maschinenwerkstätten, Klavierfabriken. Sie stehen im Dienst von Eisenbahnen, Straßenbahngesellschaften, Brauereien u. dgl. Von den 200000 Schlossern arbeiteten schon 1895 mehr als die Hälfte nicht mehr in eigenen Schlosserwerkstätten. Dazu

kommt, daß der Handwerker nicht nur von der Großindustrie abhängig wird, sondern auch vom Handel. In Schneidergegewerbe, Schuhmacherei, Möbeltischlerei wird heutzutage nicht für den Kundenkreis sondern für den Laden gearbeitet, den ein kapitalkräftiger Zwischenhändler mit den handwerklichen Erzeugnissen versorgt. Daraus folgt endlich, daß auch der Zweig des Handwerks, der scheinbar um seiner Unentbehrlichkeit willen am meisten selbständige Existenzen verbürgte, der Reparaturhandwerker, von den Großmagazinen angezogen wird. Welcher Stab handwerkerlicher Arbeiter wird heute von einem Großwarengeschäft beschäftigt! So sinkt das selbständige Handwerk herab, genauer gesagt, es verbleiben ihm wenige Arbeiten in denen es wirklich seinem alten Begriff entsprechend existieren kann. Das Handwerk steht im Begriff, zum bloßen Anbringungsgewerbe zu werden. Trotzdem bleibt dem Handwerker jedenfalls auf dem Land noch auf längere Zeit die Existenz gesichert. Auch dort, wo es sich um Anpassung an bestimmte einzelne Verhältnisse handelt, behauptet es seinen Platz. Das künstlerische Interesse wird stets dem alten Handwerker noch Existenzmöglichkeiten bieten, wenn freilich auch gerade die künstlerische Kapazität in dem kapitalistischen Betrieb schon eingeschaltet wird. Im Gebiet der Näherei wird das Handwerk nie aussterben und ebensowenig dort, wo die Rohstoffe so billig sind, daß man keine Konkurrenz zu befürchten braucht, wie etwa in der Strohflechterei.

Wie beurteilen wir diesen Entwicklungsgang? Wir gehen wie immer von der Frage nach der technischen Leistungsfähigkeit aus. Diese liegt zweifellos beim kapitalistischen Unternehmen. Die feine, planmäßige Kalkulation, die Möglichkeit höherer Löhnung der Arbeitskräfte, die größere Auswahl in den Rohstoffen und zugleich die Möglichkeit des billigeren Einkaufs, die Verwendung der Maschinenkraft, die geschicktere und leichtere Verwendung der Arbeitskräfte, vor allem aber die Massenhaftigkeit der Produktion und die Vorteile der Großtechnik — das sind unbestreitbare Vorzüge des industriellen Prozesses vor dem handwerkerlichen. Der Sozialethiker wird deshalb aus volkswirtschaftlichem Interesse das Arbeitsverfahren unterstützen, das den besten Nutzungswert verspricht. Allein wie steht es mit den Menschen, die nun einmal tatsächlich im Handwerk drinstecken? Ist es nicht sittliche Roheit, einen solchen Stand einfach preisgeben? Um „einfaches Preisgeben“ handelt es sich gar nicht. Wie in der Agrarfrage, so begegnen wir auch in der Handwerker-

frage außerordentlich erhitzten Gemütern. Es ist nicht leicht, in diesen Fragen, die von den Parteien hin- und hergezogen werden, nüchtern zu urteilen.

Zunächst kann dem Handwerkerstand ein dreifacher Vorwurf nicht erspart bleiben. Er hat sich in weiten Kundenkreisen die Sympathien selbst verscherzt. Im Bewußtsein seiner Unentbehrlichkeit hat er sich an vielen Orten Bräuche angewöhnt, welche mit wirklicher Geschäftstreue nichts zu tun haben. Die großindustrielle Bewegung besitzt als eines der Geheimnisse ihres Erfolgs die Pünktlichkeit, Exaktheit und Zuverlässigkeit ihrer Verträge. Von solchen Tugenden spürt man in vielen Handwerkerkreisen nichts. Man wird vertröstet, man kann sich nicht verlassen und man nimmt schon gar nicht mehr an, daß ein Versprechen auch wirklich erfüllt wird. Das sind technische Schäden, die sich teils mit, teils ohne Schuld der Meister allmählich in den Handwerkerstand eingeschlichen haben. Der Ärger, Handwerker im Hause haben zu müssen, ist oft recht begreiflich. Einsichtige Handwerker sehen das ein und beklagen solche Entwicklung, die aus der wenig kaufmännischen übersichtlichen Leitung der Geschäfte entsteht. In der Vertragstreue und Pünktlichkeit der Lieferung liegt ein sittlicher Fortschritt der Industrie. Dazu kommt, daß sich die Handwerker der neuzeitlichen Entwicklung nicht anpassen wollen, auch dort, wo sie es hätten tun können. Ein tüchtiger Meister, der die Arbeit zur Zeit liefert, hat auch heute noch seine gute Auskunft. Der vorsichtige Dr. Pohle urteilt darüber so: „Die Handwerker konnten sich oft nicht entschließen, die Produktion der Artikel, bei denen der Großbetrieb ihnen überlegen war, ganz aufzugeben und dafür die anderen Gegenstände zu übernehmen, oder auch sich auf das ihnen verbleibende Arbeitsgebiet, sowie auf Reinigungs- und Reparaturarbeiten zu beschränken und sich dem Handel mit den von der Fabrik erzeugten Waren zuzuwenden. Sie versuchten sich lieber in einem aussichtslosen Konkurrenzkampf mit der Fabrik, der ihre Lage immer mehr verschlechterte. So erging es den Handwerkern, wie den Leuten, die da schliefen, als der Feind kam und Unkraut unter den Weizen säete."

Und noch ein Drittes. Der Handwerkerstand hat die Ordnung des Lehrlingswesens nicht bewältigt. Seit der Novelle von 1878 sollten die Verhältnisse einigermaßen geregelter werden. Der schriftliche Arbeitsvertrag wird hier begünstigt. Den Lehrherrn wird größere Verantwortlichkeit aufgelegt. Allein die Zustände sind noch heute außerordentlich bedenk-

lich. In 21 Hauptgewerben bestehen 3/7 aller Hilfskräfte aus jugendlichen Arbeitern. Bei Tapezierern, Buchdruckern, Friseuren sind 9/10 und darüber jugendliche Arbeitskräfte. Bei den Schlossern finden sich auf 100 erwachsene gar 150 unreif entwickelte Arbeiter. Aus dieser Statistik zieht Sombart den herben Schluß, daß heute das Handwerk, soweit es überhaupt noch Hilfskräfte beschäftigt, seine Existenzfähigkeit großenteils auf die Ausbeutung unreifer Arbeitskräfte aufbaut. Das ist für den Sozialethiker die bedenklichste Tatsache. Statt hier Wandel zu schaffen, wollte man auf deutschen Innungstagen nur verlangen, daß die Großbetriebe keine Lehrlinge mehr halten dürften; nur Handwerker mit dem Meistertitel sollten zur Lehrlingsausbildung befähigt sein. Es wurde aber kein Versuch gemacht, die Zahlen der Lehrlinge und Gesellen in ein gesundes Verhältnis zu setzen. Das heißt, man will die Ausnützung billiger Arbeitskraft andern Betrieben wehren, sich selbst wahren. Darin steckt wahrhaftig keine sittliche Besinnung.

Am wenigsten machen wir dem Handwerk einen Vorwurf aus der Art des Submissionswesens. Es ist allerdings für den Fernerstehenden ein klägliches Schauspiel, wie Handwerker sich selbst oft bis 50% unterbieten. Ja noch größere Differenzen sind zur leidigen Tatsache geworden; so forderte beim Neubau des städtischen Krankenhauses in Charlottenburg für Tischlerarbeiten der Mindestfordernde 70694 Mk., der Meistfordernde 190312 Mk. Bei der Ennepetalsperre zu Hamm verlangte der Mindestfordernde 1440000 Mk., der Höchstfordernde 2164700 Mk. Derartige Mißstände sind das deutlichste Zeichen für schwere Schäden. Die kaufmännische Hilflosigkeit mancher Handwerker, die schlechte Durchbildung des Solidaritätsbewußtseins kommen darin zum Ausdruck. Es ist auch infolge der verschiedenen Verbände hier ein Wandel zum besseren eingetreten. Aber in solchen Zahlen klingt noch viel lauter der Schrei der Not. Man will die Arbeit um jeden Preis haben, sonst geht man unter; man kann mit Fabrikantenangeboten nicht mehr konkurrieren. An diesen Schäden der Verwaltungen tragen die Gemeinde ein groß Teil der Schuld. Man hat lange gebraucht, bis man den sozialethischen Forderungen einigermaßen Gehör schenkte. Ob und wie das Mittelpreisverfahren alle Mißstände beseitigen kann, bleibe hier unerörtert. Jedenfalls müssen alle Beteiligten zusammenwirken, um hier gesunde Zustände herbeizuführen. Es handelt sich ja um einen geschlossenen alten Stand. Gegenüber Hilferufen des Schankwirtschaftsstandes z. B.

würde sich der Sozialethiker können kühler verhalten, weil seine Zusammensetzung eine andere ist. Von 634 Schank- und Gastwirten, die man in Halle a. S. zählte, waren nur 268 gelernte Kellner, Buffetiers und Köche. 366 dagegen rekrutierten sich aus allen möglichen Berufen — ein Zeichen, daß von „einem wirklichen Schankwirtstand nur in ganz beschränktem Maß gesprochen werden kann." (Pütter, Trunksucht und städtische Steuern.) Freilich muß jede „Hilfe" wirklich helfen, d. h. sie muß volkswirtschaftlich betrachtet möglich und nützlich sein. Alte Betriebsformen um jeden Preis aufrecht erhalten wollen, heißt die Volkswirtschaft zugunsten einer Standeswirtschaft belasten.

Deshalb muß jede Hilfe für den Handwerkerstand zunächst den Grundsatz anerkennen, daß es keinen Nahrungsboden für den selbständigen gewerblichen Kleinbetrieb gibt, auf den er ein garantiertes Recht zur Alleinherrschaft haben könnte. Alle Hilfe ist als bloße Standessache zu bekämpfen, welche die Anspannung an die modernen gewerblichen Verhältnisse außer acht läßt. Es heißt unwahrhaftig im ökonomischen Leben handeln, wenn man nicht offen mit einem stetigen Rückgang der selbständiger Kleinbetriebe rechnet. Solche Unwahrhaftigkeit wird zu agitatorischen Zwecken reichlich benutzt. Deshalb ist es erfolglos, dem Handwerk dort helfen zu wollen, wo der Großbetrieb durch seine technischen Vorzüge leistungsfähiger bleibt. Ebensowenig kann es seinen Boden zurückerobern, wo die Preise für die hergestellten Waren vom Großbetrieb bzw. Großhandel außerordentlich billig gestellt werden können. Auch dort ist die Entwicklung nicht mehr zurückzubiegen, wo eine „Geschmacksänderung des Publikums" den Großbetrieb unterstützt. Es bedeutet wenig Kenntnis der wirklichen Entwicklung, wenn man meint, sie durch Gesetze dauernd aufhalten zu können. Der Sozialethiker muß grundsätzlich auf seiten des Fortschritts zum technisch Besseren stehen und wird dabei Gesetze höchstens als vorübergehende politische Notbehelfe, aber nie als volkswirtschaftliche Segnungen anerkennen. Der beste Beweis liegt in den Erfahrungen der österreichischen Gesetzgebung mit dem Befähigungsnachweis. Seit 15 Jahren ist er in Österreich gesetzliche Forderung ebenso wie die Organisation in Genossenschaften. Was die Gesetzgebung erreichte, war das Gegenteil. Das Handwerk schwächte sich selbst durch eine unzeitgemäße Abgrenzung der Gewerbegerechtigkeiten. Organisationen aber nützen nur, wenn sie organisch erwachsen, nicht wenn sie gesetzlich befohlen werden. Die

Organisation trägt nicht das Leben, sondern das Leben trägt die Organisation. Deshalb wird der aufrichtige Sozialethiker von solchen künstlichen Belebungsversuchen wenig halten. Er muß sich manche Anfechtung gefallen lassen, wenn er die althandwerkerliche Kleinbetriebsform im ganzen für die Zukunft preis gibt. Aber er wird den Vorzug genießen, sich einen sicheren Standpunkt für die Schätzung der wirtschaftlichen Entwicklung und ein ehrliches Gewissen gegenüber scheinbaren Rettungsmitteln zu bewahren.

Auf dem platten Land, wo der Bedarf noch nicht straff konzentriert ist, wird sich das Handwerk in alter Form noch auf absehbare Zeit erhalten. In der Stadt wird der neue Handwerker wachsen müssen. Darunter verstehen wir den kaufmännisch geschulten Handwerker. Es handelt sich nicht um Untergang oder Vernichtung, sondern um Veränderung und Anpassung. Für einen gegeschickten Handwerker, der seine Arbeit gut versteht, sind heute die Aussichten sogar weit besser, als früher, weil sich viele Halbfertigkeit und Unzuverlässigkeit breit gemacht hat. Wo der Wille zu solchem Aufstieg nicht vorhanden ist, hat kein Sozialethiker die Verpflichtung zur Hilfe, nicht einmal zum Mitleid. Wo sich aber dieser Wille zeigt, verdient er reiche Unterstützung. Er ist auch tatsächlich in weiten Kreisen vorhanden. Man richtet sich praktisch ein. In manchen Zweigen sind die Einkommensverhältnisse der Handwerker heute günstiger wie zu Anfang des Jahrhunderts. Man denke an den gesteigerten Konsum im Nahrungsmittelgewerbe. Auch muß man sich von Klagen der Handwerker nicht täuschen lassen; sie sind viel älter als die Gewerbeordnung von 1869. Erst die Beseitigung der Zunftverfassung hat dem Handwerk das platte Land als Arbeits- und Absatzgebiet eröffnet und ihm damit eine außerordentliche Ausdehnung gewährleistet. Auch diese Tatsachen beweisen, daß der energische Wille, über wirtschaftliche Verhältnisse Herr zu werden, selbst im kapitalistischen Jahrhundert sich durchsetzen konnte.

Wir treten darum für Ausdehnung des Genossenschaftswesens ein. Kreditgenossenschaften, Rohstoff-, Werkzeug-, Produktiv-, Magazingenossenschaften — sie mögen alle dazu dienen, den tüchtigen Elementen des Standes zu einer neuen Berufsform zu verhelfen. Wir erwarten von dieser Genossenschaftsbewegung keineswegs eine gleichmäßige Erhaltung der althandwerkerlichen Betriebsleiter. Im Gegenteil; sie bedeutet die Überleitung des Handwerks in die kapitalistische Wirtschaftsform. Denn der Kredit wird nur den tüchtigeren

Handwerker herausheben und ihn zum kleinkapitalistischen Unternehmer heranwachsen lassen, und die Betriebsgenossenschaften werden mit ihren Vorteilen immer wieder nur den Kräftigeren zugute kommen. Auf diesem Weg gibt das Althandwerk seine unternehmendsten Mitglieder in die kapitalistische Unternehmung, die alten Handwerker entweder auf das Land oder in die Fabrik als qualifizierte Arbeiter, Vorarbeiter, Werkstattvorstände. Diese Entwicklung wird beschleunigt und möglichst schmerzlos vor sich gehen, wenn tüchtige kaufmännische Bildung, gutes Fachschulwesen dem Handwerkerstand zu Hilfe kommen. Hier bietet sich dem Sozialethiker reichlich Möglichkeit, für die heranwachsende Jugend eine Zukunft zu schaffen, die durchgebildeten Geschmack, solides Wissen und tüchtige Fertigkeit als Gaben für das neue Handwerk mit sich bringt.

Geschäftliche Selbständigkeit und sittliche Selbständigkeit decken sich nicht. Ein „selbständiger“ Meister ist darum noch keine sittliche Persönlichkeit. Der Handwerkerstand muß die großen Schäden innerhalb der Persönlichkeitsentwicklung selbst anerkennen. Der Umkreis der geschäftlichen Verantwortlichkeit wird allerdings durch jene Zerspaltung des Althandwerks wesentlich eingeengt. Und doch würde ein Eisenbahnvorstand oder Assessor merkwürdig dreinschauen, wollte man ihm klar machen, daß er weniger sittliche Selbständigkeit besitze als ein „selbständiger“ Postmeister alter Zeit oder ein „selbständiger“ Geschworener. Sicher gibt es eine gewisse Minimalgrenze, unter welche der Umfang geschäftlicher Verpflichtungen nicht heruntersinken darf, damit die sittliche Selbständigkeit nicht Schaden leide. Es gibt auch eine Maximalgrenze, von der ab der Umfang der wirtschaftlichen Selbständigkeit die sittliche Verantwortlichkeit erdrückt. Denn der sittliche Mensch bleibt stets mit der Materie seiner Arbeit und seiner Arbeitsform verwachsen. Allein unrichtig ist es, innerhalb jener elastischen Grenzen die wirtschaftliche Veränderung ohne weiteres mit einer Einbuße an sittlicher Selbstbestimmung gleichzusetzen. Es ist ein schlechtes Zeichen für die sittliche Kraft eines selbständigen Meisters, wenn sie mit dem Tag aufhört, an welchem er statt in eigener Werkstätte in der Maschinenwerkstätte arbeitet. Auch darf man daran erinnern, daß die Abhängigkeit des Meisters von seiner Kundschaft mindestens ebenso reiche Versuchung zu sittlicher Unselbständigkeit in sich schließt, wie die Abhängigkeit von einem Großbetrieb. Der Tribut an den Kastengeist einer Zunft stand sittlich nicht

höher, als die Unterordnung unter den Geist des Geschäfts in der Firma. Zudem bedeutet der Verlust der wirtschaftlichen Selbständigkeit dort, wo sie eine Einbildung war, und wo nur staatliche oder andere Krücken den Gang noch ermöglichten, einen Fortschritt zur Wahrhaftigkeit.

Doch soll der Sozialethiker eins nicht gering anschlagen. Jede Auflösung eines alten Standes vermehrt die allgemeine Unsicherheit. Das Schwankende der Verhältnisse teilt sich dem Leben der einzelnen mit. Vom wirtschaftlichen Wellengebiet ziehen die Kreise hinein auf das geistige. Der Lebende vermag nicht, wie der Historiker die veränderten Lebensbilder in ihrer Entstehung und Veränderung, in ihrem wechselnden, aber stets neuen Wert zu sehen. Er steht in, nicht über den Ereignissen. Deshalb wird von jeder großen wirtschaftlichen Veränderung, besonders wenn sie in raschem Tempo erfolgt, ein Element des Zerfalls in die Welt der sittlichen Gedanken hineingetragen. Das erkennt man sogar an der deutschen Reformation, welche anfangs nicht von dem erwarteten sittlichen Aufstieg begleitet war. Desto lebhafter ist die Verpflichtung des Sozialethikers, auf dem Boden, wo noch die Trümmer des alten liegen, mit aller Energie den Grundriß des neuen Hauses zu zeichnen und den Blick nicht auf dem alten ausruhen zu lassen, damit nicht von dort aus eine sittliche Lähmung um sich greife, sondern die Tatkraft sich sofort vor neue, größere Aufgaben gestellt sehe. Der Kampf um die sittliche Kraft wird dadurch nur angespannter. Die Notwendigkeit der Ethik erweist sich in dem modernen Wirtschaftswechsel nur desto dringlicher. Denn sie erwächst nun in ihrem selbständigen Wertbewußtsein, das über den auf- und abflutenden wirtschaftlichen Erscheinungen unbestechlich bestehen bleibt. Nur muß sie nie den Fehler begehen, sich mit Toten zu verbinden, sondern mit Lebendigen. Denn ihr Element ist das Leben.

Um kein Mißverständnis aufkommen zu lassen, bemerken wir ausdrücklich, daß das Herabsinken des Handwerks in die Hausindustrie für unser sozialethisches Empfinden volkswirtschaftlichen Schaden mit sich bringt. Hausindustrie bedeutet soviel wie Verlagsystem, d. h. ein Unternehmer beschäftigt regelmäßig eine größere Zahl von Arbeitern, konzentriert sie aber nicht in seiner eigenen Werkstätte, sondern beschäftigt sie in ihren Wohnungen. Wir zählen noch heute beinahe $^1/_2$ Million von hausindustriell beschäftigten Personen. Die Hausindustrie hat eigentlich nur in der Textilbranche abgenommen, weil dort die Maschine noch billiger

arbeitet. Von 1882—95 sank die Ziffer der hausindustriellen Weber um 90000 Personen, die der sonstigen Hausindustriellen dagegen nur um 18000. In den Großstädten verdoppelte sich die Zahl der beschäftigten (von 31 000 auf 71 900), auf dem Land wie in den Kleinstädten ging sie zurück. Die Frage der Hausindustrie und Heimarbeiter verwickelt sich außerordentlich, weil sie größtenteils Nebenverdienst zu landwirtschaftlichem Betrieb oder zu sonstigem Erwerb liefert, und für einen andern großen Teil durch die Not weiblicher Hilfskräfte unterhalten wird. Auf diese Tatsachen greifen wir nochmals zurück. Das Ziel, das die Sozialethik aufstellt, muß in der möglichsten Verdrängung der Hausindustrie bestehen. Technisch notwendig ist sie grundsätzlich nicht. Sie bedeutet nur eine Ersparnis des kapitalistischen Unternehmers an Lohn und vor allem eine Umgehung der sittlichen Forderungen des Arbeiterschutzes. Das ganze System leidet an Ausbeutung der Arbeitskraft durch alle möglichen Mißbräuche bei der Abrechnung, durch niedrigen Arbeitslohn, ungeregelte und übermäßige Arbeitszeit, stoßweise Überhastung in der Saison, Auswucherung und Trucksystem. Ein klassisches Beispiel hierfür bietet die Tabakfabrikation. Eine gesetzliche Verordnung hatte für jeden beschäftigten Tabakarbeiter einen Mindestluftraum von 7 cbm festgesetzt. Diese Anordnung bezog sich nicht auf die Hausindustrie, sondern nur auf die Fabriketablissements. Was war die Folge? Die Zahl der hausindustriell beschäftigten Tabakarbeiter stieg von 15000 auf 24000 innerhalb 13 Jahre. So schlägt der Unternehmer dem Gesetz ein Schnippchen und verlängert eine ungesunde Arbeitsform. Gegen eine Aufsaugung handwerkerlicher Existenzen durch die Hausindustrie kann sich die Handwerkerbewegung am besten wehren, indem sie enge Fühlung nimmt mit der Arbeiterbewegung.

Literatur: Fröhlich Die neuesten Veränderungen im deutschen Wirtschaftsleben. Voigt Die Hauptergebnisse der neuesten deutschen Handwerkerstatistik. Scheven Lehrwerkstätten. Stieda Deutsche Hausindustrie. Schmoller Zur Sozial- und Gewerbepolitik. Reuleaux Die Maschine in der Arbeiterfrage. Stieda Die Lebensfähigkeit des deutschen Handwerks. Tröltsch Über die neuesten Veränderungen im deutschen Wirtschaftsleben.

---

§ 24.

Der Arbeiter.

Wer sich in die Arbeiterwelt vertieft, welche uns Meuniers plastische Gestalten in neuen Charakterköpfen veranschaulichen, der empfindet etwas von der Wucht und der Zukunftsfreudigkeit der modernen Arbeiterbewegung. In der Arbeiterfrage laufen die Fäden der sozialen Frage zusammen. Sie ist nicht nur Standesfrage, sondern Kulturfrage. Gab es doch im Jahre 1895 Lohnarbeiter männliche und weibliche im Bergbau, Industrie und Bauwesen 5 900 000, im Handel und Verkehrsgewerbe 1 230 000, in der Landwirtschaft 5 630 000; also schon damals weit über 12 Millionen Lohnempfänger. Rechnet man noch Frauen und Kinder dazu, so betrug 1895 die von Lohn lebende deutsche Bevölkerung 24 Millionen, also etwa die gesamte Hälfte. Deshalb ist es schon rein statistisch erfaßt keine Redensart, wenn man hier von einer Kulturfrage spricht. Weil nun hier der Umfang der technischen Erörterungen außerordentlich groß ist, beschränken wir uns noch mehr, wie bisher, auf die Betonung der ethischen Wirkungen. Wir könnten dies um so leichter, als ein gewisses Maß von Kenntnissen in der Arbeiterfrage beim modernen gebildeten Menschen vorausgesetzt werden darf.

Der Arbeiter, von dem wir reden, ist eine bestimmte soziale Schicht. Wir verstehen darunter den Lohnarbeiter, dessen Verhältnis zum Arbeitgeber im Arbeitsvertrag geregelt wird. In ihm werden Arbeitszeit und Lohnhöhe bestimmt, zugleich aber das Arbeitsprodukt dem Arbeitgeber zugesprochen. Die Produktionsmittel (Werkzeuge, Maschinen usw.) sind im Besitz des Arbeitgebers, jedenfalls können sie ohne diesen nicht verwendet werden. Das einzige Produktionsmittel, das der Arbeiter zu vergeben hat, ist seine persönliche Arbeitskraft. Diese Arbeitskraft steigt in der Skala der sittlichen Werte, je höher sie ausgebildet ist. Ein ungelernter Arbeiter mag dasselbe physisch leisten wie ein gelernter. Unter volkswirtschaftlichem Gesichtspunkt betrachtet steht der letztere trotzdem höher. Denn stellen wir uns einmal das Unmögliche vor, die gesamte Weltproduktion könnte durch einfache Kurbeldrehung verschiedener Maschinen oder durch einige wenige gleichmäßige mechanische Handgriffe erledigt werden, so wäre freilich jede Arbeit des Menschengeschlechts ausgeschaltet, aber damit auch jede Beherrschung der Materie selbst. Denn

die Herrschaft über den Stoff ist nicht da vorhanden, wo man nichts von ihr weiß, sondern nur wo man sich ihrer bewußt bedient, wo man sie wirklich ausüben kann. Die Menschen wären in jenem „Idealzustand" nicht Herren der Produktion, sondern Knechte. Die Arbeitsweise, die Griffe und Bahnen, kurz all die Geheimnisse der Maschine würden ihnen wie ein fremdes Ding entgegentreten und sobald der geringste Fehler in dieser Weltmaschinerie eintreten würde, wären diese scheinbar freien Menschen die hilflosesten Geschöpfe. Dieses utopische Beispiel soll uns nur zeigen, wie geschulte Arbeit notwendig ist, um Herr der Produktion zu bleiben. In der Arbeit liegt Herrschaft. Wer am meisten arbeitet, kann regieren. Denn er ist da zu Haus, wo die anderen sich auf seine Führung verlassen müssen. So hat der Sozialethiker ein Interesse daran, daß die Arbeit eine möglichst geschulte, d. h. qualifizierte wird. Wir sind vor die wichtige Frage gestellt, ob die ungelernte oder die gelernte Arbeiterschaft zunimmt. Könnten wir sie deutlich beantworten, so würde damit die Richtung des Weges entschieden sein, den die deutsche Arbeit geht. Allein eine zahlenmäßige Beantwortung ist unmöglich. Die Statistik gibt ein schiefes Bild. Denn sie zählt jeden an den Werkzeugmaschinen beschäftigten Arbeiter als gelernten Arbeiter. Damit ist nichts gewonnen. Leute mit einiger Handgeschicklichkeit können in einigen Wochen, ja Tagen rasch an eine solche Spezialität angelernt werden. Dieses „Lernen" stempelt sie dann in der Tabelle zum „gelernten" Arbeiter Eigentliche Facharbeit, gerade je spezialisierter sie ist, wird heute sehr häufig von Hilfsarbeitern erledigt. Auch wird der gelernte Arbeiter dadurch herabgedrückt, daß besonders auf großen Werken solche rasch eingelernten Hilfsarbeiter genau so entlohnt werden, wie der gelernte Arbeiter. Kenntnisreiche Arbeiter versicherten mir, daß das Verhältnis sich weiter zu ungunsten der qualifizierten Arbeit verschiebe. Allerdings ist ein großer Teil qualifizierter Arbeit heute von ungelernten Arbeitern übernommen worden. Jene Schätzung selbst steht aber auch wieder im Dienst agitatorischer Anschauungen über das relative Wachsen der „industriellen Reservearmee." Wir begnügen uns festzustellen, daß der Wert der gelernten Arbeit bedroht ist. Irgendwelche zahlenmäßige Nachweise müssen international angelegt sein, sollte man aus ihnen eine gesetzmäßige Tendenz erschließen können. So scharf einzelne Arbeiter in ihren Betrieben beobachten, die Übersicht über die allgemeinen

Betriebsverschiebungen entgeht ihnen doch häufig. Es ist möglich, daß innerhalb einzelner, mit Maschinen durchsetzter Betriebe die ungelernte Arbeit um sich greift, während bei der Erzeugung dieser Maschinen selbst die qualifizierte Arbeit an Umfang gewinnt. Ein gut gelernter Arbeiter bleibt ein gesuchter Mensch. Doch kommen wir auf diesem Weg zu keinem Resultat. Deshalb lenken wir unser Augenmerk auf die Entwicklung des maschinellen Betriebs selbst. In jeder Branche, die vom Handwerk an die maschinelle Industrie abgetreten wird, können wir zwei Entwicklungsstadien unterscheiden. Zuerst werden nur einzelne Maschinen eingeführt, um den Produktionsprozeß da und dort zu beschleunigen. Der gesamte Betrieb dagegen ist noch nicht automatisch. Zwischen die Arbeit der Maschinen wird als Füllsel die arbeitende Menschenschar eingeschoben. Sie dienen so nur dazu, Handgriffe zu tun, für welche die Maschinen noch zu kostspielig sind. Diese Leute sind nichts wie Maschinenteile, statt aus Eisen, aus Leib und Seele bestehend. Ihre Arbeit ist rein mechanisch; sie nimmt den Menschen nicht voll in Anspruch. Je automatischer sie wirken, desto besser. Freilich ist die Rede, daß der Arbeiter lieber nichts denken soll, weil er sonst die Sache nur schlechter mache, nur gefährliche Scheinwahrheit. Treue, Pflichtgefühl bleiben an jeder Stelle des Produktionsprozesses immer unentbehrliche Güter des Arbeiters. Denn seine Arkeitskraft beruht ja auf Willen, nicht auf mechanischem Zwang. Das zweite Stadium der Arbeitsentwicklung setzt dort ein, wo der halb automatische Betrieb in den ganz automatischen übergeführt ist. Jetzt werden die feinsten und kompliziertesten Maschinen erforderlich. Wer solche bedienen will, muß sie begreifen können. Es sind oft sehr hohe technische Kenntnisse nötig, um eine maschinelle Anlage zu bedienen und in Gang und Betrieb zu halten. Hier wächst der Arbeiter mit dem höheren Gut, das ihm anvertraut ist. Es ist eine interessante Tatsache, daß man zur Bedienung der landwirtschaftlichen einfacheren Maschinen die gewöhnlichen Landarbeiter nicht brauchen konnte; man mußte solche mit 50% Lohnzuschlag in Dienst stellen. So bedeutet die Maschine jedenfalls auf die Dauer keine Entwertung menschlicher Arbeitstüchtigkeit. Überhaupt ist es eine oberflächliche Betrachtung, nur die Maschine für die Eintönigkeit mancher Arbeit verantwortlich zu machen. Das Schneidergewerbe benutzt sehr wenige Maschinen. Die Arbeitsteilung hat trotzdem den Erfolg gehabt, daß Detailschneider bald nur

Westen oder Röcke machten. Demnach hängt die Eintönigkeit nicht an der Maschine. Selbst in der Fabrik ist es fraglich, ob die Arbeit wirklich an Öde zugenommen hat. Gewiß lassen sich viele Arbeitsverrichtungen nennen, welche eines erwachsenen Menschen als Lebensberuf unwert sind. Allein man vergesse nicht, was ein Arbeiter, der die Augen aufmacht, in der Fabrik alles übersehen kann, ganz anders als in der Handwerkstätte. Was wir behaupten, ist nur dies: der Weg zur Erziehung persönlicher, geistiger Arbeit führt nicht über die Verdrängung der Maschine, sondern zwingt im Gegenteil zu möglichster Unterstützung der technischen Vervollkommnung. Wir würden es bedauern, wenn die qualifizierte Arbeit des Volkes abnehmen würde. Der alte Grundsatz bewährt sich, daß technischer Fortschritt und sittliche Vervollkommnung sich zuletzt nicht hindern, sondern fördern.

Dies lehrt ebenso der Kampf um kürzere Arbeitszeit und höheren Arbeitslohn. Die Verkürzung der Arbeitszeit ist eine Kulturforderung ersten Ranges. Die langen Arbeitszeiten untergraben nicht nur die Volksgesundheit, sondern den geistigen Fortschritt der Masse. Englische Eisenbahnunternehmer waren es einst, welche den Nachweis erbrachten, daß die Arbeitszeit dort am längsten ist, wo die Arbeit am nachlässigsten betrieben und am geringsten bezahlt wird. In den Ländern intensiver Arbeit steht die Arbeitszeit am niedrigsten, der Lohn am höchsten. Man vergleiche englische und amerikanische Verhältnisse der 90er Jahre mit den deutschen. Nachdem wir diesen Zusammenhang nachgewiesen, sollte der Sozialethiker der Mühe überhoben sein, sich mit philiströsen und böswilligen Einwürfen abzugeben. Allein leider haben wenige Kreise die Fähigkeit, eine soziale Erscheinung innerhalb des ganzen Entwicklungsprozesses zu beurteilen. Man hängt sich an einzelne kleine Erfahrungen, man verallgemeinert gerne, vor allem trübe Vorkommnisse, man beurteilt die Entwicklung nach einem winzigen Ausschnitt und legt sich nicht einmal die Frage vor, ob dieser Ausschnitt allgemeine Geltung in Anspruch nehmen darf. Es soll gar nicht geleugnet werden, daß besonders in Übergangszeiten Mißbräuche der freigelassenen Zeit, etwa der Sonntagsruhe, vorkommen. Ebensowenig kann der Sozialethiker entscheiden, in welcher Branche sich eine Verkürzung der Arbeitszeit um 1 oder um 2 oder um $^1/_2$ Stunde durchführen läßt. Das bleibt Sache des Sozialpolitikers in der öffentlichen Gesetzgebung oder der privaten Direktion. Aber um der

Masse möglichst weiten Spielraum zu persönlicher Vertiefung, Bildung und Erholung zu verschaffen, ist es Pflicht und Recht, die Technik stets anzuspornen, daß sie die Arbeitszeitverkürzung ermögliche. Einzig darin liegt das Recht zu staatlichem Eingriff in die Arbeitszeit. Ein solcher wäre nicht leicht zu rechtfertigen, wenn es sich um einen Eingriff in die Verträge zweier gleichmächtiger Parteien handelte. Handelt es sich jedoch um einen Druck auf die technische Vervollkommnung, so hat der Staat hierzu die sittliche Verpflichtung. Der Staat muß Bürge des Kulturfortschritts werden. Die Gesellschaft hat ihn zu unterstützen, indem sie die Rücksicht auf das Gemeinwohl dem eigenen Wohlbehagen unterordnet. Wie leicht ließe sich der frühe Ladenschluß und der volle Geschäftsschluß am Sonntag durchführen, wenn das Publikum nicht selbst über die sozialen Folgen seiner Handlung zu wenig nachdenken würde. Unsere Zeit hat keine Zeit. Das ist ihr Erbfehler.

Auch im Kampf um Lohnerhöhung liegt ein vollberechtigtes Streben der Arbeiterschaft. Die wirtschaftlichen Zusammenhänge sind hier noch viel durchsichtiger wie sonst. Erhöhung des Lohns bedeutet zunächst allerdings Aufbesserung der Arbeiterklasse. Man kann sie aber ebensogut als Verstärkung des Binnenmarkts auffassen. Jede Million, welche in die Arbeiterfamilien gesteckt wird, bleibt nicht in den Taschen der Besitzer, wenigstens zum allergeringsten Teil; sondern sie wird in den Konsum geleitet. Naumann hat einmal in seiner plastischen Redeweise klar gemacht, wieviel Leute des Mittelstandes vom Arbeiterstand leben und von dessen Lohnhöhe beeinflußt werden. Auf 1 Million Metallarbeiter kommen nach seiner Schätzung 8600 Schneider, 7500 Schuhmacher, 5600 Krämer, 4900 Gastwirte, 4500 Bäcker, 3500 Metzger. Sinkt also die Lohnhöhe, so bedeutet das eine Einbuße des warenabnehmenden Mittelstands; hebt sich der Lohn, so bedeutet das die Möglichkeit, den Absatzmarkt auszudehnen. Wer die Zeiten der Krise im Bergwerkrevier mitgemacht hat, konnte beobachten, wie jede Million Lohnausfall in der Kohlen- und Eisenbranche die gesamte Kaufmannschaft und Gewerbewelt mit in Leidenschaft zog. Deshalb ist die Forderung höheren Lohns eine durchaus gerechtfertigte; sie verteilt die Kapitalgewinne, die sich sonst einseitig aufschichten; sie wirkt mäßigend auf die Gegensätze zwischen Kapitalverzinsung und Arbeitslohn. Selbstverständlich wird im Kampf um höheren Lohn sehr oft nicht mit diesen volkswirtschaftlichen Gedanken, sondern mit gewöhn-

lichen Instinkten gerechnet. Die Geldgier wird geweckt; die Verhältnisse werden nach Kontrastwirkungen glänzend und erbärmlich dargestellt. Daß hier im einzelnen viel gesündigt wird, ist eine zu bekannte Tatsache. Wenn der Sozialethiker auch im ganzen auf die Belastung hinweist, welche die sittliche Energie eines Volkes durch rein materielle Erwägungen erfährt, ist das sein Recht. Trotzdem darf er nie vergessen, wie in der Geschichte der Völker ein Extrem stets von einem andern hervorgerufen wurde und wer sich ein einziges mal in die Geschichte der Arbeiterwelt der dreißiger Jahre vertieft, der empfindet die heutige „proletarische Forderung“ als einen notwendigen Rückschlag gegen die Empfindungslosigkeit und Roheit des früheren Unternehmertums. Es liegt ein sittliches Gut in der gesunden Selbstachtung, welche stetige Forderung nach verbesserten Arbeitsbedingungen erhebt. Daß die Forderungen an der Wirklichkeit gemessen wahrhaftig keine Ungerechtigkeit darstellen, lehren die Zahlen. Der vorsichtig urteilende Schmoller faßt seine Ausführungen über die Lohnhöhe dahin zusammen: „Jahresverdienste für den Mann von 600—1200 M., für die Familie, sofern mehrere Glieder mitarbeiten, von 1000—1500 M. können wohl als ein mittlerer Ausdruck heutiger deutscher gewerblicher Löhne gelten.“ Das sind Löhne, die wahrhaftig noch recht greifbar sind. Man kann nicht einmal behaupten, daß solche Einkommen von 1000—1200 M. für den unverheirateten 18—25 jährigen Mann übergroß seien, wie Schmoller das tut. Man vergesse doch nicht, wie man dem Mann, wenn er heiratet, zumutet, daß er etwas erspart haben soll. Die Rücklage kann bei jenem Durchschnittslohn noch keine zu große sein. Und verdient nicht der sofort mit dem 14. Jahr ins Erwerben und Verdienen hineingestoßene Volksteil eine gewisse Entschädigung für den Teil seiner Jugend, den er vollständig der Arbeit opfert, während andere ihn noch ihrer Bildung widmen können? Daß aber jener Verdienst für eine Familie „doch noch kärglich“ sei, gibt auch Schmoller zu; er rechnet gute Auskömmlichkeit erst von 1500 M. an. (Ein kleiner Wink mag manchem Gebildeten, der Gehalt bezieht, dienen. Man erstaunt oft über Löhne von 3, 4, 5 und mehr Mark und multipliziert sofort mit dem Gehaltsjahr von 365 Tagen. Aber des Arbeiters Gehaltsjahr umfaßt etwa 300 Tage und sinkt oft noch wesentlich unter diese Ziffer). Trotzdem wir also die Höhe der Einkommen wahrhaftig nicht zu hoch empfinden, wollen wir ruhig anerkennen, daß einiger Arbeitslohn den Verdienst des kleinen Bauern und Handwerkers, Schulmeisters

und Unterbeamten erreicht, ja übertrifft. Was sich manchmal Kommunen bei öffentlichen Ausschreibungen von Hilfssekretär- und ähnlichen Posten leisten, ist geradezu himmelschreiend. Die Sorge zieht in den Häusern kleiner Beamten und alter Handwerker oft schwerer ein, als in der Arbeiterstube. Die Aussicht auf eine Pension am Lebensende schmälert den Gehalt zeitlebens oft über die Maßen. Aber kurzsichtig wäre es, deshalb dem Arbeiterkampf die ethische Unterstützung zu versagen. Denn jede Lohnerhöhung der Arbeiterkreise kommt unwillkürlich der Hebung der übrigen Stände zugut. Die Vergleichungspunkte können immer höher gegriffen werden. So erklärt sich, daß der Lohnkampf von den bestbezahlten, weniger von den notleidenden Truppen der Arbeiterschaft geführt wird. Denn ihre Haltung ist maßgebend für die Behandlung derer, die eine Stufe tiefer stehen. Dabei darf nicht vergessen werden, daß gegenwärtig in Deutschland täglich $1^1/_4$ Millionen Mark für Arbeiterversicherung aufgewendet werden und die Arbeiter aus der Versicherung im ganzen bis jetzt $1^1/_2$ Milliarden mehr an Entschädigungen empfangen als sie an Beiträgen gezahlt haben. Diese Ziffern sollen keine „Dankbarkeit“ wecken, sondern nur volkswirtschaftlich dahin gewertet werden, daß der Arbeiterstand viel konsumkräftiger geworden ist wie früher.

Kürzere Arbeitszeit und höherer Lohn bedeuten eine Steigerung des Arbeitswertes. Solche wirkt auf alle Gebiete des gesellschaftlichen Lebens. Man strebt nach rationeller Arbeitsersparnis und gesunder Arbeitsverwertung. In dem Augenblick, in dem die Gesellschaft Herr ihrer Arbeitszeit wird und sie zeitlich einschränkt, gewinnt die Arbeit an innerem Wert. Dieser scheinbare Widerspruch erklärt sich daraus, daß lange, übermäßige Arbeitszeit den Sinn für Wertung der Arbeit abstumpft. Wo die Reflexion über die Arbeit unmöglich ist, verliert sie ihren sittlichen Charakter. Deshalb liegt ein sittlicher Kulturfortschritt da, wo ein Volk seine Arbeitszeit und sein Einkommen bewußt zu regeln beginnt und der Arbeitsverhältnisse, die es binden, Herr wird. Diese Entwicklung ist undenkbar ohne Organisation und Koalitionsfreiheit. Der Fernerstehende beurteilt den Kampf um diese Rechte als Äußerlichkeit, die man in ihrem Wert nicht recht verstehe. Tatsächlich hat die Arbeiterklasse das klare Bewußtsein, daß Organisationsrecht und Organisationspflicht die Quellen ihrer Macht sind. An diesem Punkt werden sich auch die Sozialethiker scheiden. Die einen wollen diese Frage als politische Streitfrage beiseite schieben.

Die anderen fühlen sich gerade verpflichtet, sie als ethische Angelegenheit zu behandeln. Wir gehören mit voller Überzeugung zur letzteren Gruppe.

Die Zahl der Organisierten in Deutschland beträgt heute 2,44 Millionen. Sie stellen nur einen Bruchteil von der gesamten organisierten Arbeiterschaft der Welt dar. Betrachten wir diese Tatsache rein ästhetisch, so muß jeder an solcher Kraftleistung eine wirkliche Freude empfinden. Welche Summe von Fleiß und Geduld, von zäher unablässiger Kleinarbeit, von Tragen und Dulden, von Gewinn und Verlieren steckt in solchen Ziffern! Es ist traurig, wie viele sich den Gesichtskreis der Kultur verengen, weil ihnen der Mut fehlt, das Werden neuer Wirtschaftskörper ästhetisch zu genießen. Die Zeit ist im Anbrechen, wo der Dichter und Künstler sich mit diesen Tatsachen der Massenformung beschäftigt. Gestalten steigen aus der Tiefe, starke Personen, große Körper: das eintönige, graue Dunkel der Masse verliert sich. Es heben sich deutliche Größen aus dem Grund. Und das sollte kein passender Vorwurf für den Menschen sein, der sich mit dem geistigen Entwicklungsprozeß der Menschheit abgibt! Man weist uns ja wohlwollend zurecht und bemerkt fein lächelnd, daß der Ästhetiker hier nichts zu sagen habe. Denn es komme auf die Ziele, auf den Inhalt der Bewegung an. Gut! Wir wollen die Ethik nicht mit ästhetischen Reizen ersetzen! Freilich wird den Ästhetiker auf die Dauer nichts anziehen, was mit der Ethik gar keine Berührungspunkte aufzuweisen hat. Was ist denn nun die Aufgabe der Arbeiterorganisationen? Sie unterstützen kranke Mitglieder. Die freien Gewerkschaften gaben dafür 1906 drei Millionen M. aus. Sie springen ihren Invaliden bei und sorgen, daß die Gemaßregelten nicht in der Not der Arbeitslosigkeit verderben. Sie werfen Tausende aus für Unterstützung bei Umzügen und Reisen, wobei allerdings zu beachten ist, daß dabei besonders früher starke agitatorische Gründe mitspielten. Sie gewähren Rechtsschutz- und Rechtsbelehrung, bieten Stellenvermittlung an. Die weiblichen Gewerkschaften haben Wöchnerinnenschutz oder Mutterschaftsversicherung eingeführt. So zahlen die Tabakarbeiter bei ehelicher oder außerehelicher Niederkunft eines ihrer Mitglieder 6 Wochen je 2,50 M. wöchentlich, ganz gleich ob die Wöchnerin krank ist oder nicht. Vor allem haben die Gewerkschaften die Arbeitslosenunterstützung eingeführt. Und wenn sie nichts weiter getan hätten, als dies, so müßte der Sozialethiker ihnen Dank sagen. Denn damit haben sie sich an das schwierige Problem heran-

15*

gewagt, vor dessen Kompliziertheit dem Staat noch graut. Die Erhaltung der Arbeitslosen bedeutet eine Kulturtat. Denn von Arbeitslosigkeit ist nur ein Schritt zur allgemeinen Haltlosigkeit. Wer Wochen der Arbeitslosigkeit durchkostet, der kommt schwer in neue Arbeit. Es bedeutet einen Stoß für die eigene Person und die ganze Familie. Arbeitslosigkeit ist ein Verlust an Volkskapital, nicht nur weil die Betreffenden aus der Produktion ausgeschaltet sind, sondern weil sie dem Unternehmertum die Arbeitskraft zum billigsten Schleuderpreis anbieten. So schlimm es ist, wenn der schlechte Arbeiter seine Arbeit zum halben Preis auf den Markt bringt und dadurch dem tüchtigen Arbeiter die Stellung wegnimmt, so bedenklich wirkt es, wenn der Arbeitslose gezwungen wird, um jeden Lohn zu arbeiten und dadurch den in Arbeit Stehenden ihren Lohn zu drücken. Wer die Arbeitslosigkeit soweit ausschalten kann, daß sie keine ausschlaggebende Macht auf die Lohnbestimmung ausüben kann, der hat die Kultur selbst um neuen Arbeitswert bereichert. Von 1904—1906 haben ausgegeben an Arbeitslosenunterstützung die freien Gewerkschaften 6,2 Millionen Mark. Diese Leistung gewinnt an sittlichem Wert, wenn man sich das Maß von Schwierigkeit überlegt, das die Fluktuation innerhalb der einzelnen Berufe mit sich bringt. Die jährliche Fluktuation beträgt bei Buchbindern $^3/_4$, bei Kupferschmieden $^3/_4$, bei Fabrik-, Land-, Hilfsarbeitern $^2/_3$, Zimmerern $^4/_5$, Buchdruckern $^5/_6$. Die Stärke der Fluktuation hat infolge der Einführung der Arbeitslosenunterstützung abgenommen. So wirkt sie auf stabilere Verhältnisse hin. Dabei bleibt immer für die ethische Wertung dieser Berechnung zu berücksichtigen, daß alle diese Unterstützungen, mögen sie nun für Reise oder Arbeitslosigkeit bezahlt werden, nicht den Charakter der Wohltätigkeit tragen. Man braucht ja nicht an lauter Nächstenliebe zu denken, sondern muß berücksichtigen, daß die Gewerkschaften um ihrer eigenen Existenz willen Unterstützungen nötig haben. Denn die Organisation zu Kampfeszwecken allein würde nicht ausreichen, um die Massen zu fesseln. Man will auch greifbare private Vorteile, nicht nur Standesvorteile. Doch ist es unrichtig geurteilt, wenn man die Auszahlung solcher Unterstützungsgelder nur als Lockmittel für die Organisation selbst auffaßt. Denn die Organisation versteht es, in diese Unterstützungen einen anderen Sinn zu legen. Es ist nicht Wohltat, sondern Recht, was die Gewerkschaftsmitglieder durch ihre hohen Beiträge erwerben. So kommt ein neuer Stil in die gesamte Unterstützungsfrage. Sie wird aus dem Rahmen der

persönlichen Teilnahme, der Mildherzigkeit und Barmherzigkeit herausgehoben. Sie wird objektiviert. Die Unterstützung wächst sich zum Versicherungsvertrag aus. Ethisch beurteilt liegt darin ein Fortschritt. Denn die barmherzige Liebe, welche von Klasse zu Klasse, von Korporation zu Korporation geübt wird, behält etwas Demütigendes, Menschenentwertendes. Ein unersetzlicher ethischer Verlust würde in jenem Unternehmen nur dann enthalten sein, wenn es die persönliche Liebe ersetzen wollte. Davon kann keine Rede sein. Man kann im Gegenteil behaupten, je mehr die Liebe ihre Eigenart erkennt, desto mehr wird eigene Selbstbesinnung sie dahin führen, alles abzutreten, was auf anderem Weg erreicht werden kann, und in die Tiefe der persönlichen Beziehungen und der Berührung von Mensch zu Mensch ihre ganze Fülle und unerschöpflichen Reichtum hineinzutragen.

Überblicken wir die bis jetzt genannten Arbeiten der organisierten Arbeiterschaft, so wäre es rein unverständlich, warum sie den Haß weiter Kreise auf sich gezogen hat. Ein Erklärungsgrund liegt leider darin, daß ihre ganze Arbeit für viele Theologen, Juristen, Philologen, welche sonst die Führung des Volkes beanspruchen, unbekanntes Land sind. Man hat von Gewerkschaftsverhandlungen das Bild einer rohen Versammlung voll „Ballonmützen“ in schlechter Kleidung und öden Lokalen mit viel Rederei und wenig Erfahrung; wen diese Dinge nicht ärgern, der findet sie wenigstens reichlich langweilig. Wir raten: gerade so wie man den Kurszettel liest, oder den Bewegungen auf dem Kohlen- und Eisenmarkt Interesse entgegenbringt, sich auch in die Verhandlungen der Metallarbeiter, Buchdrucker, Maurer, Lithographen einzuarbeiten — man wird eine Fülle kultur-ethischen Materials finden. Speziell der Pfarrer industrieller Großstadtgemeinden wird nicht mehr umhin können, auf dem Kapital- und Arbeitsmarkt Bescheid zu wissen. Dann werden gutgemeinte, aber schlechtunterrichtete Urteile, wie sie auf Kosten des kirchlichen Amtes gehen, immer seltener werden.

Allein die Gewerkschaften wollen Einfluß auf den Arbeitsvertrag gewinnen. Ihr Hauptbestreben liegt darin, den Arbeiterstand zur verhandlungsfähigen und verhandlungsberechtigten Macht mit dem Unternehmertum heranzubilden. Sie wollen den einzelnen Arbeiter nicht schutzlos dem mächtigen Kapital entgegentreten lassen, damit er in seinem Arbeitsvertrag nicht von vornherein nur der nehmende Teil sein muß. Sie haben den Arbeiterstand Millionen an Lohnsummen und an verkürzter Arbeitszeit rein vertragsmäßig erkämpft.

Sie geben ihm einen Rückhalt an der Organisation und versuchen, das Unternehmertum zu kollektivem Arbeitsvertrag zu zwingen. Sofort sind viele Unwissende bei der Hand mit einem: Unmöglich. Und doch hat in verhältnismäßiger Stille die Tarifbewegung auch in Deutschland eingesetzt und das Publikum hat sich mit der Tatsache abzufinden, daß in Deutschland bereits heute die korporativen Arbeitsverträge überwiegen und diese Bewegung nicht von Jahr zu Jahr, sondern von Monat zu Monat im Wachsen ist. Die Tarifbewegung bietet Unternehmertum, wie Arbeiterschaft Vorteile. Was der amerikanische John Mitchell in Organized Labor ausgeführt hat, erkennen auch deutsche Unternehmer in steigendem Umfang offen an, daß es einen Gewinn für den Unternehmer bedeutet, wenn er mit selbständigen Arbeitervertretern reden kann. Die scheinbar berechtigte Forderung der Unternehmer, nur mit Arbeitern des eigenen Betriebs zu verhandeln, läuft auf innere Unwahrhaftigkeit hinaus. Denn die Arbeiter des Betriebs müssen stets fürchten, daß Klagen den Verlust ihrer Stellung nach sich ziehen. Hunderte von Erfahrungen beweisen dies. Die offene Geschäftsbehandlung ist nur dort möglich, wo zwei gleichberechtigte, gleichwertige Korporationen miteinander verhandeln. Zudem haben die Arbeitgeberorganisationen genau so ihre Beamten, welche außerhalb der Arbeit einzelner Werke stehen und berufsmäßig die Unternehmerinteressen vertreten. Ja sie hängen in ihren Beschlüssen auch von der großen Organisation ab und müssen oft gegen ihren Willen Arbeiter aussperren oder entlassen, nur weil es die gesamte Vereinigung fordert. Weiter gewinnen die Arbeiterführer mit der Zeit Routine in der Erkenntnis der Klagen; sie sehen verhältnismäßig rasch, ob sie auf Wahrheit beruhen oder nicht. So hat der Unternehmer bei einer durch Arbeiterführer geleiteten Arbeitermasse eine viel größere Garantie der Sicherheit, als dort, wo unorganisiertes Volk heute dies und morgen jenes versucht. Der Konservatismus erfahrener Arbeiterführer ist ein ungeheurer Vorteil für den Arbeitgeber. Im deutschen Kohlenrevier haben gerade die Führer organisierter Bergarbeiter schon manche schlimme Wendung der Dinge vereitelt. Unorganisierte Massen sind weit eher zum Streiken geneigt, als Verbände. „Gerade die bestorganisierten Arbeiter," schreibt Samuel Gomper auf eine Anfrage des Bischofs von Newyork, „diejenigen, welche besser vorbereitet sind für den Eintritt von Streiks oder zum Widerstand gegen Aussperrungen, haben am wenigsten Gelegenheit, sich in sie zu verwickeln, und doch genießen sie die Wohl-

taten der modernen Zivilisation in der Form höherer Löhne, kürzerer täglicher Arbeitszeit und der Sonntagsruhe.“ Freilich wird von anderer Seite bestritten, daß der kollektive Arbeitsvertrag dem Arbeiterstand selbst nütze, und ausdrücklich behauptet, daß er der gesamten volkswirtschaftlichen Entwicklung nur schade. Crée schildert die Gewerksarbeiter dahin, daß sie dem Unternehmer so geringe Arbeit leisten wie irgend möglich und sich gewohnheitsmäßig und planmäßig um die Arbeit herumdrücken. Diese Schilderung trifft auf den kollektiven Arbeitsvertrag am wenigsten zu; denn gerade in ihm liegt doch das Zugeständnis der Verständigung. Daß solche Arbeiter möglich und wirklich sind, wie Crée sie schildert, sei zugegeben. Wir wissen auch, daß der Sozialethiker auf das Erziehungsproblem des Arbeiters gerade so sein Augenmerk zu richten hat, wie auf die Gewerkvereinsfrage. Wir sind überzeugt, daß die Erziehung des Arbeiters mit der Gewerkvereinsbildung nicht zu Ende ist. Auch mögen Fälle aus der Gewerkvereinsbewegung vorkommen, in welchen eine Produktionsminderung oder eine an die schlechtesten Zunftverbote erinnernde lächerliche Abgrenzung der Berufe verlangt worden ist. Eine Gefährdung der Leistungsfähigkeit der Arbeit tritt selbstverständlich ein, wo die Konkurrenz zwischen fleißigem und faulem Arbeiter ausgelöscht würde. Allein kein moderner Gewerkführer wird das billigen; und die Unternehmer, welche ihrerseits die Produktion oft bis zu 20 %, ja mehr Prozente einschränken und in der Qualität verschlechtern, um die Dividende nicht zu beschneiden, haben kein Recht, einige Fälle der Produktionsminderung durch Gewerkvereine so schroff zu betonen. Die technische Leistungsfähigkeit bleibt das oberste Gesetz der Volkswirtschaft. Allein die Gewerkschaften würden sich den Ast absägen, auf dem sie sitzen, würden sie sich gegen technische Vervollkommnung wenden. Wer auf die Wirtschaftsgeschichte der letzten Jahrzehnte sieht, merkt von einem solchen Niedergang der Produktion nichts, und sie waren es gerade, welche zugleich den Aufschwung der Gewerkschaftsbewegung herbeigeführt haben. Eine Gefährdung der Leistungsfähigkeit deutscher Arbeiterschaft wird vermieden durch grundsätzlichen Ausbau der Akkordlöhnung nach sozialethischen Grundsätzen und durch Erziehung des Arbeiterstandes zum Verständnis nationaler Wirtschaft. Der Präsident der American Federation of Labor schreibt deshalb: „Alle wohlerzogenen und ehrenhaften Menschen geben zu, daß die gesamte Organisation der Lohnarbeiter nichts anderes be-

zweckt, als die Beschäftigung und den Lebensunterhalt weniger unsicher zu gestalten und den Arbeitern einen größeren Anteil an den Früchten ihrer Mühen zu sichern. Die Arbeitervereinigung hilft mit, Klassen- und Rassen-, religiöse und politische Vorurteile zu beseitigen. Sie unterstützt und fördert die Mitarbeiter moralisch und materiell. Sie fördert die Erziehung und beseitigt die Unwissenheit, sie steigert die Selbstständigkeit und verringert die Abhängigkeit. Sie sorgt für Brüderlichkeit und schreckt die blinde Selbstsucht ab. Sie gibt dem Mann größeres Selbstgefühl, macht das Weib schöner und gesünder, und gestaltet die Kindheit hoffnungsvoller und reicher. Die Gewerkvereine geben dem Arbeiter persönliche Würde und individuelle Freiheit." So urteilt ein Arbeiterführer aus 30 jähriger Erfahrung.

Sicher liegt in der Selbsthilfe ein außerordentlich aufmunterndes Element, das viel zur persönlichen Selbständigkeit des Auftretens beiträgt. Auch bedeutet es immer eine Erhebung der Persönlichkeit, Mitglied einer Arbeiterorganisation zu werden, welche an der Verbesserung der Lebensbedingungen des Standes arbeitet. Der Privategoismus weitet sich zum Standesegoismus; jeder Schritt zum Altruismus geht diesen Weg. Wirklichen Einfluß auf sittliche Erziehung kann man deshalb den Organisationen nicht abstreiten. Berühren doch auch die Verhandlungen der Arbeiterorganisationen keineswegs nur „materielle" Angelegenheiten. Denn nicht der Stoff der Frage entscheidet über ihren sittlichen Wert, sondern die Art ihrer Behandlung. Über Lohnerhöhung kann man von sittlich-geistigem und von stumpfinstinktmäßigem Standpunkt aus reden. Je mehr die Organisationen sich ausweiten, desto höher steigen von selbst die Gesichtspunkte, nach welchen die „materiellen" Angelegenheiten erledigt werden. Damit hören sie aber auf, „materiell" zu sein; sie wachsen sich aus zu Fragen der Volkswirtschaft, der Zivilisation, der Gesamtethik. Daß die Gewerkvereine alle Stationen auf diesem Weg schon zurückgelegt hätten, behauptet niemand. Es muß als offene Gefahr der Organisationsarbeit anerkannt werden, daß man meint, die Organisation selbst ersetze den Reichtum sittlicher Kraft. Zucht und Ordnungsliebe, Achtung vor sich selbst und Ausweitung des engen privategoistischen Horizonts verdankt man unstreitig der Organisation, besonders wo sie auf die tieferen Stufen der Zivilisation stößt. Allein die Organisation als solche hat nicht die Macht, diese Kräfte aus sich selbst zu erzeugen; sie hat nie die Fähigkeit, die feineren sittlichen Empfindungen

und die eigentlichen Persönlichkeitswerte zu ersetzen. Der sittliche Mensch verdirbt ohne Einordnung in Vereinigungen; sein Wille zerflattert, seine Empfindung wird krank. Aber innerhalb der beruflich abgestuften Gemeinschaftsformen fühlt sein Geist stets das Bedürfnis, immer nach höheren Gütern zu greifen, die ihm persönlich wieder Halt und Widerstandskraft verleihen. Man muß ein Ganzer sein, um auch in der Berufsorganisation etwas zu sein. Die Arbeiterführer haben ihr volles Recht, sich gegenüber den vielen Einwürfen besonders Unkundiger auf die ethische Wirkung des Gewerkvereinswesens zu berufen. Aber der Sozialethiker muß mit demselben Recht darauf beharren, daß der sittliche Wille des Menschen seine Kräfte wohl in den Berufskreisen erproben, ihn aber nicht daraus schöpfen kann. Deshalb liegen noch viel unberührte Erziehungsfragen im Gewerkvereinsproblem, vor allem die Erziehung der jugendlichen Arbeitskräfte vom 14.—18. Lebensjahr und die Erziehung zu volkswirtschaftlichem Fleiß und Besonnenheit. Besonders ist es die eine Frage der Jugendlichen, welche unserem Volksgewissen brennend aufliegen soll. 1906 zählten wir in Deutschland über 400000 jugendliche Arbeiter beiderlei Geschlechts. Nun ist es eine traurige Erfahrung, daß gerade das Alter von 12—18 Jahren an der Ziffer der Vergehen und Verbrechen stark beteiligt ist. 5 % aller Kriminalfälle fallen in diese Schicht. Wie kann da geholfen werden? Gründlich hilft man nicht durch Vereine, die freilich als Notmittel gepflegt werden müssen. Durchgreifende Hilfe erwerben wir allein von einer Erweiterung des obligatorischen Volksschulunterrichts bis zum 16. Jahr, einer Vertiefung der allgemeinen Bildung durch möglichst tüchtige Lehrkräfte und Herabsetzung der Schülerzahl auf 40 als Maximum, durch Gesundung der Familie, welche die Vereinsmeierei auf ihr richtiges Maß beschränkt, durch unparteiische Erziehung zu vaterländischem und volkswirtschaftlichem Denken. Es waren gute Worte, die auf dem Hamburger Gewerkschaftstag vom Referenten gesprochen wurden: „Vor allem muß die Jugend aus den Kneipen herausgeholt werden," und „lassen wir die Hände von politischen Spielereien!" Gerade hier sündigen viele Sozialdemokraten.

Die Erziehungsarbeit wird erschwert durch die Idee des Klassenkampfs. Klassenkämpfe gehören zu den fundamentalen Tatsachen geschichtlicher Entwicklung. Nicht jede Gesichtsperiode war von ihnen erfüllt. Sie traten auf weiten Strecken der Geschichte nicht an die Ober-

fläche. Trotzdem fanden sie sich immer dort, wo sich eine Klassenherrschaft herausbildete. Die Machtmittel solcher herrschenden Klassen können doppelter Art sein, entweder wirtschaftlicher oder staatsrechtlicher Natur. Wirtschaftliche Überlegenheit zwingt den Schwächeren zum Dienen, behält sich das Recht vor, die Entwicklung zu führen und den Anteil der andern dauernd zu bestimmen. Die staatsrechtliche Klassenherrschaft fordert neben den Machtmitteln, die ihnen die privatrechtliche Eigentumsordnung liefert, noch die staatlichen Machtmittel, zwingt den Staat und seine Amtsgewalt in seinen Dienst, erobert sich politische Vorrechte und verfolgt, von der Staatshoheit gedeckt, ihre egoistischen Zwecke. Der letztere Typ ist natürlich der schlimmere. Wo er sich herausgebildet hat, muß jede aufstrebende Klasse nicht nur den wirtschaftlichen, sondern auch den politischen Kampf auf sich nehmen und sie würde Selbstmord begehen, wenn sie die politische Machtverteilung nicht beeinflussen wollte. Sofern es sich jedoch um Auseinandersetzungen über die wirtschaftliche Überlegenheit handelt, gewinnt der Klassen*kampf* ein anderes Gesicht. Er muß hier zur Klassen*vertretung* werden. Versuchen wir, den Unterschied zu zeichnen. Das Ziel eines Kampfes kann ein doppeltes sein: beherrschen oder vernichten. Wenn in einem Dorf ein Arzt beschäftigt ist und es läßt sich dort ein zweiter nieder, so wird zwischen ihnen ein Konkurrenzkampf entstehen, der auf Verdrängung des einen Teils hinzielt. „Das Brot des einen ist der Tod des andern.“ Ganz verschieden ist das Verhältnis vom Gläubiger und Schuldner. Dem Gläubiger liegt daran, daß sein Geld verzinst wird. Eben deshalb muß er dem Schuldner das Beste wünschen. Er kann von ihm nur dann viel verlangen, wenn er leistungsfähig bleibt. Hier herrscht ganz gewiß keine Harmonie der Interessen, wie sich manche träumen lassen. Auch hier wird ein Kampf geführt, aber die Motive sind verschiedenartig. Der Ruin des Schuldners schädigt auch den Gläubiger, der Ruin des Konkurrenzarztes sichert dem einen den Lebensunterhalt. Je verwickelter die Volkswirtschaft wird, desto mehr wird der Kampf der Interessen den milderen Charakter annehmen. Für den Ethiker steht der Gläubiger, der seinen Schuldner schützt, nicht höher, wie der Arzt, der den Konkurrenten ruiniert. Der Sozialpädagog wird aber doch den ersteren Weg als den einzigen anerkennen müssen, auf welchem die ethische Gesinnung klassenmäßig höher gehoben werden kann. Wenn der Egoismus überhaupt schon gezwungen wird, Umwege zu

suchen, so bedeutet dies zwar für den einzelnen Egoisten keine sittliche Hebung, wohl aber für eine ganze Klasse und ihre Haltung. Von hier aus können wir den Unterschied zwischen Klassenkampf und Klassenvertretung klar machen; wir nennen sie besser Klassen*haß* und Klassen*recht*. Bestrebungen, welche den Klassenhaß schüren, wirken auf die Dauer wirtschaftlich unfruchtbar und sind sittlich verwerflich, weil sie die moralische Erziehung der Kämpfenden unmöglich machen. Bestrebungen dagegen, die das Klassenrecht verteidigen, werden auf die Dauer die Volkswirtschaft heben und sind zu unterstützen, weil sie die moralische Erziehung auf die Achtung vor der Gerechtigkeit hinleiten. Wir geben zu, daß eine dumpfe Masse, wenn sie zur Erkenntnis ihrer Klassenlage gebracht werden will, ihre neue Kenntnis zuerst in die Empfindung des Hasses kleiden wird. Der Haß hat sich stets als außerordentlich stimulierende Kraft erwiesen. Auch die ältesten Zeiten des Christentums sind nicht frei von Haß, mögen wir an Apokalypsen oder Tertullian denken. Gerechter Zorn und Haß fließen ineinander über und die Grenzlinien sind sehr schwer zu ziehen. Doch besteht ein grundsätzlicher Gegensatz zwischen beiden. Der Zorn will bessern, der Haß vernichten; der Zorn ergrimmt über Widerstände, der Haß findet in ihnen nur Nahrung für seine eigene Haltung. Der Zorn säubert, der Haß frißt in sich hinein. Dem Zorn ist es zu tun um Herstellung des öffentlichen Rechts, der Haß erlabt sich an seiner eigenen Berechtigung. Der Zorn kann an andere denken, der Haß nur an sich selbst. So liegt im Zorn etwas Schöpferisches, im Haß etwas Lähmendes. Das lehrt der Marxismus. Zweifelsohne bedeutet es einen sittlichen Fortschritt, daß gerade der strenge Marxismus für alle Übelstände und Mißverhältnisse des Wirtschaftslebens nicht einzelne Persönlichkeiten verantworlich machen will. Ja er erkennt sogar theoretisch den guten Willen vieler seiner Klassengegner an. Er sieht in ihren Handlungen keine bewußten Fehler, Sünden, Verbrechen, sondern nur die Äußerungen wirtschaftlicher Unordnung. So schaltet der konsequent durchdachte Marxismus das persönlich Gehässige aus, weil er alles objektiviert. Aber in diesem objektiven Haß, der die gesamte Wirtschaftsordnung vom Grundstein bis zum Dach für verfehlt erklärt, kann eine Menschenklasse nicht über ein Menschenalter hinaus erhalten werden. Denn entweder muß sie die Macht in sich fühlen, das alte Gebäude umzustürzen, oder muß sie in dem alten Gebäude mitleben und mitarbeiten. Werden gar noch in dem alten Haus die

Verhältnisse tatsächlich bessere, so tritt ein Konflikt ein zwischen jenem Haß, der grundsätzlich nichts Gutes anerkennen kann, und der erwachenden Arbeitsteilnahme, der Freude mit Hand anzulegen und sich zu verständigen. In diesem Widerspruch lebt jede aufsteigende Klassenbewegung, sobald sie einen gewissen Grad von Macht erreicht hat. Wenn sie nicht die Fähigkeit besitzt, selbst voran zu schreiten, und in jenem Haß, der reaktionärsten Seelenstimmung, verharrt, so wird sie sich zur eigenen Fessel.

Selbstverständlich bleibt es stets das Meisterstück sittlicher Lebenskunst, zu kämpfen und doch zu einigen, Rechte zu vertreten, ja zu steigern und doch nicht zu unterdrücken. Der Klassenkampf ist dort berechtigt, ja unentbehrlich, wo es die Vertretung der Klassenrechte gilt. Er ist vom sittlichen Standpunkte aus zu verwerfen, wenn er nur die Versteifung des Klassenhasses bezweckt. Die Staatsidee muß hier ausgleichend auf die Kämpfe einwirken. Sie verbürgt, recht aufgefaßt, die Durchführung einer Volkswirtschaft im Unterschied von Standeswirtschaften. Der Sozialethiker wird deshalb für alle Mittel eintreten, welche die rechtliche Stellung des Arbeiterstandes befestigen und zugleich die Einigung zwischen der halben Million Unternehmern und den Millionen von Arbeitern herzustellen suchen. Nur muß jede solche Einigung auf dem Boden gleichberechtigter Ansprüche erfolgen. Deshalb tritt der Sozialethiker für volle Ausbildung des Koalitions*rechts* ein, das heute bloß eine ungesicherte *Freiheit* zur Koalition ist. Man denke doch an die schwarzen Listen des Zechenverbands, soweit sie den „guten Sitten" widerstreiten; und doch ist der Kampf ums Recht hier so entsetzlich schwer. Das Koalitionsrecht muß ausgebaut werden, weil das Gesetz nur Bestimmungen über die Lösung des Vertrags, nicht aber über die Bedingungen bei seinem Abschluß enthält. Wie es mit dem Koalitionsrecht der deutschen Arbeiter in Theorie und Praxis steht, beweist die Denkschrift der Generalkommission der Gewerkschaften Deutschlands. Für freies Vereins- und Versammlungs-recht muß der Ethiker ebenso eintreten, weil diese die Vorbedingungen für wirksame Geltendmachung des Koalitionsrechts sind. Zugleich liegt dem Sozialethiker die fortschrittliche Pflege sämtlicher Rechtsinstitute des Machtausgleichs, wie Gewerbegerichte, Schiedsgerichte, obligatorische Einigungsämter, Arbeiterkammern u. dgl. am Herzen.

In diesem Zusammenhang müssen wir noch reden von dem *Streik*. Ein Koalitionsrecht ohne die Möglichkeit des

Streiks ist ein Messer ohne Schneide. Gewiß werden viele Streiks leichtsinnig unternommen; selbstverständlich mag manche ungerechte Forderung auf Streikwegen verlangt und durchgesetzt worden sein. Das kümmert uns hier nicht. Es handelt sich um unsere grundsätzliche Stellung. Der Streik ist eine notwendige Begleiterscheinung der kapitalistischen Periode. Dies ist aufgebaut auf dem freien Arbeitsvertrag. Der Kapitalismus hat die Arbeitskraft zur Ware gemacht. So hat auch der Arbeiterstand das volle Recht, den Preis seiner Ware ebenso hoch zu halten, wie der Fabrikant in seiner Preispolitik verfährt. Der Streik ist nichts anderes, als die Erziehungsfrucht des kapitalistischen Geistes. Deshalb kann sich der Unternehmerstand nirgends beklagen, wo ihm mit gleicher Münze bezahlt wird. Das bedeutet noch keine sittliche Reflexion, sondern nur eine geschichtliche Erinnerung. Dazu kommt, daß der Kapitalismus selbst mit der Idee patriarchalischen Regiments gebrochen hat. Er hat die persönlichen Beziehungen zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer gelöst; alles ist auf Vertragsverhältnisse beschränkt. Trotzdem denkt der Unternehmerstand und ein großer Teil des Publikums nicht folgerichtig genug, im gegebenen Fall noch die alten patriarchalischen Verhältnisse vorauszusetzen. Der Arbeitgeber gilt einmal als der Herrscher, der Arbeitnehmer als Untertan. Jede Lohnverbesserung erscheint als private Wohltätigkeit. Jede Abmachung zwischen den beiden wird von feudalistischen Vorstellungen begleitet. Denn nicht um den Arbeitsgehorsam der geschäftlichen Disziplin handelt es sich, sondern um die persönliche Abhängigkeit des Arbeiters von seinem ihm nach „göttlichem und menschlichem Recht vorgesetzten“ Herrn. Man wird diese Vorstellungen heute nicht mehr so scharf ausdrücken. Aber das gesamte Denken der sog. oberen Kreise bewegt sich in diesem Gedankenkreis. Die Wirtschaft ist kapitalistisch; aber ihre Voraussetzungen sind noch nicht klar ins Bewußtsein des Volkes gedrungen. Doch mit alledem haben wir noch keine sittliche Stellung zum Streik gewonnen. Wir wollen nicht daran erinnern, daß die Betriebsleitungen Hunderttausende von Arbeitern aussperren, obgleich darunter viele Arbeitswillige waren, die von der Industrie zum Feiern gezwungen worden sind. Eine solche Verteidigung stützte sich immer auf das Recht der Wiedervergeltung. Aber wir erinnern uns daran, daß die sog. Arbeitswilligen in wenigen Fällen die charaktervolleren sind. Viel Geldgier, gewöhnliche Streberei läuft da unter. Andere drückt persönliche Not.

Selten sind es Gründe der Überzeugung, die bei der Arbeit halten, im Gegensatz zur ganzen Kameradschaft. Nur solche sollen energisch geschützt werden gegenüber allem Terrorismus der Partei. Wir urteilen, daß *der Streik um des Streikes willen sittlich verwerflich*, daß aber *der Streik zur Erreichung des Friedens berechtigt ist*. Es gibt viel faulen Frieden. Bestehende Arbeitsverhältnisse sind noch lange keine gerechten Zustände. Faulen Frieden stören heißt wahren Frieden schaffen. Als letztes und äußerstes Mittel hierzu ist die Möglichkeit des Streiks vom sittlichen Standpunkt anzuerkennen. Das Bedürfnis nach Einigung und Verständigung ohne Streik dürfte heutzutage bei den Arbeitern der vorangeschrittenen Berufe entwickelter sein, als in weiten Kreisen des Unternehmertums. Dem widerspricht scheinbar die enorme Steigerung der Streikunterstützung der freien Gewerkschaften, von 6500 M. im Jahre 1893 auf 13½ Millionen im Jahr 1906. Der Anteil der Streikunterstützung an den Gesamtausgaben erhöht sich von 3,2 % im Jahr 1893 auf 38 % im Jahr 1905. Allein es ist zu bedenken, daß sich gleichzeitig die Geldmittel auf der Arbeitgeberseite im gleichen Maß vermehrt haben und die modernen Streiks viel hartnäckiger geführt werden wie früher. Deshalb ist es gerechtfertigt, ein Koalitionsrecht ohne Streikmöglichkeit für einen sittlichen Widerspruch zu halten, weil ein Recht verliehen scheint, dessen Ausführung gehemmt wird. Wenn wir so einerseits die Möglichkeit des Streiks in die Forderungen der Sozialethik hereinrechnen, verlangen wir andererseits von den Arbeiterführern, daß sie die Arbeitermasse zu immer größerer sittlicher Verantwortlichkeit erziehen, die den Streik vermeiden lehrt.

Das geschieht auf zweifachem Wege. Die Berufsorganisationen dürfen die einzelne Individualität nicht ersticken. Man kann in der Gewerkschaft einen augenblicklichen sittlichen Aufstieg erleben; diesem kann aber ebenso leicht eine Einbuße an sittlichem Verantwortlichkeitsgefühl folgen, weil man die gesamte Last der Verantwortung auf die Organisation ab- und von sich wegschiebt. Wir befürchten zwar im wirtschaftlichen Kampf keine zu großen Nachteile des sog. „Terrorismus", wie er von Arbeiterorganisationen jeder Richtung ausgeübt wird. Einmal geht er immer von Kameraden aus und es bleibt stets eine höhere sittliche Empfindung, sich Gleichgestellten anzupassen, als reinem Zwang zu gehorchen. Dazu kommt, daß solche Zucht auch ihren Segen in sich schließt, wenn wir uns an das Gebahren nichtorganisierter

Massen im Chartistenaufstand oder bei andern Streiks erinnern. Das nimmt freilich den Führern der Organisation ihre Verpflichtung nicht ab, die sittliche Persönlichkeit zu achten. Die Entwicklung der gesamten Arbeiterwelt wird geradezu davon abhängen, wie weit sie sich selbst von orthodoxem Fanatismus frei hält. Die Freiheit der geistigen Persönlichkeit ist ein unantastbares Kleinod.

Der Stoff an dem sich jene Verantwortlichkeit zunächst heranbilden läßt, ist die Erkenntnis der volkswirtschaftlichen Zusammenhänge. Je einseitiger die Arbeiterverbände ihre Interessen allein vom Standesgesichtspunkt aus beurteilen, desto weniger taugen sie später als führende Elemente. *Jede Aristokratie muß Verantwortlichkeit für das Ganze, Blick für die großen Zusammenhänge besitzen.* Deshalb muß das gesamte Bildungsmaterial unserer Zeit der wachsenden Menge eröffnet werden. Die großen Zusammenhänge geschichtlicher Erfahrung müssen speziell dem Arbeiterstand unverhüllt, aber in ihrer ganzen Kompliziertheit ins Bewußtsein treten. Nur der macht Geschichte, der Geschichte kennt. Es liegt ein richtiger Instinkt in dem Begehren nach Wissenschaft. Im Munde manches Proletariers kommt uns die Berufung auf die Wissenschaft lächerlich vor; sie ist es auch im einzelnen Fall. Sie fordert aber unsere sittliche Achtung, wenn sie schreit nach vorenthaltenem Gut. Gerade die Wissenschaft wird einen Gesichtspunkt zur Geltung bringen, in welchem Ethik und Volkswirtschaft stets zusammentreffen: Erhaltung und Förderung der Gesamtproduktion. Wo Arbeiterorganisationen oder Unternehmerorganisationen sich hieran versündigen, da haben sie ihr Recht verloren und werden eine nationale Gefahr.

Das würden sie auch dann, wenn sie sich von der geistigen Arbeitsgemeinschaft lösten. Je mehr Staat und Gesellschaft ihre Verpflichtungen anerkennen, je weiter sich das Arbeiterversicherungswesen ausdehnt und der Gedanke vom „Recht auf Arbeit“ praktische Gestalt in einem nationalen Zentralamt für Arbeitsnachweis gewinnt, je energischer der Arbeitslosigkeit zu Leibe gegangen wird, desto mehr kann die Gesellschaft der anderen Klassen fordern, daß die Arbeiterklasse ihrerseits die wissenschaftliche, geistige und religiöse Arbeit, die sie nicht geleistet hat, anerkennt und in ehrlicher Mitarbeit den Faden der geschichtlichen Entwicklung nicht zerreißt.

Wir bedauern die falsche Sozialethik, welche Berufsvertretungen der Arbeiter durch fremdartige Interessen spaltet

und für christliche Sittlichkeit dadurch kämpft, daß man den beruflichen Verbänden Konkurrenzverbände auf „christlicher“ Grundlage entgegenstellt. Dadurch versteift man die falsche Richtung welche Volkswirtschaft und Religion äußerlich verbindet, nicht innerlich durchdringt. Als Berufsangehöriger hat jeder seine Interessen gemeinsam mit allen andern zu vertreten. Es gibt wohl einen ewigen Kampf der Weltanschauungen, der protestantischen, katholischen, atheistischen. Aber es gibt keine evangelische, katholische, atheistische Arbeiterfrage. Wir treten für das Recht evangelischer und katholischer Arbeitervereine ein, weil auch atheistische Arbeiterbildungsvereine bestehen. Die Güte der Weltanschauung hat sich im Kampf zu erproben, und es ist ein erfreuliches Zeichen, wenn die aufstrebende Arbeiterschaft sich an diesem Kampf beteiligt. Allein es ist kein Zeichen christlichen Geistes, wenn besondere „christliche“ Berufsorganisationen geschaffen werden. Denn der Christ soll sich von niemand in der Vertretung seines Berufsinteresses überbieten lassen. Er traut seiner Glaubensüberzeugung wenig Festigkeit zu, wenn er sie im Zusammenarbeiten mit andern Berufsgenossen gefährdet sieht. Das deutsche Volk muß sich hüten, daß es nicht alles konfessionell spaltet und die Kraft der Religion dadurch unterbindet, daß sie zu Zwecken mißbraucht wird, die sie nicht berühren. Die christlichen Gewerkschaften zählten Ende 1907 etwa 360000 Mitglieder mit einer Einnahme von 4,3 Millionen Mark. Wir teilen ihren Kampf gegen die gelben Gewerkschaften, die um rein materieller Vorteile willen ihren Kampf um rechtliche Besserstellung beinträchtigen. Auch sie können es auf die Dauer der Hauptstelle der Arbeitgeberverbände doch nicht recht machen. Auch erkennen wir an, daß die Konkurrenz der christlichen die freien Gewerkschaften mit ihren 1,8 Millionen Mitgliedern da und dort zu besonnerem taktischen Vorgehen zwingt. Auch wäre die Idee einer „christlichen“ Arbeiterbewegung eine gute und der Unterstützung wert, weil die Sozialdemokratie die freien Gewerkschaften in den Kampf gegen die Religion gezerrt hat. Aber das Mißtrauen gegen die ultramontanen Berater und die kulturelle Politik der christlich-sozialen Mitläufer bleibt trotz aller Einwände ein berechtigtes. Wir glauben den Beteurungen mancher begabter Führer, sehen darin aber mehr die Sehnsucht eigener Freiheit zu einer starken nationalen Arbeiterbewegung. Jedenf allsdient das Wort „christlich“ nur als Aushängeschild. Es handelt sich um eine Bewegung

antisozialdemokratischer Art, die mit persönlichem Christentum einzelner nichts zu tun hat.

Was wir von der modernen Arbeiterbewegung, sobald sie sich in den Prozeß des wirtschaftlichen Lebens mit bewußter Tendenz reformatorischer Umgestaltung eingliedert, erwarten, ist eine neue Wertung der Arbeit selbst. Mögen die amerikanischen Verhältnisse manches Ungesunde gezeitigt haben, in einem stehen sie dem Westen grundsätzlich voran: in der Achtung vor jeder Arbeit. Dort hat der Protestantismus wirklich einmal Ernst gemacht mit der Berufsehre. Wir stehen noch immer unter dem Druck ständischer Arbeitsauffassung. Der unklare Begriff der „anständigen" Arbeit liegt uns noch in den Gliedern. Ja wollte man nur unanständig mit unehrlich gleichsetzen. Aber dann würde manche „anständige" Arbeit rasch von ihrem Glanz verlieren. Für den Amerikaner ist alles ein Werk. Ob er heute Schuhe putzt und in 8 Tagen Wechsel trägt und in einem Jahr Beamtendienste tut — alles ist gleich; es kommt nur darauf an, daß er tüchtige Arbeit leistet. Wir Deutsche leiden noch stark unter einer falschen akademischen Wertung des Arbeitsbegriffs. Es wirkt lächerlich, wie wenig wir über Standesvorurteile Herr werden. Arbeit in volkswirtschaftlichem Sinn ist der einzige Gradmesser für Geltung innerhalb des Volks. Alles andere ist Flitter. Jeder gelte so viel, als er Werke schafft, die wirken für das Ganze. Dann kann unser Volk gesunden.

Wir haben lange nicht alle einschlägigen Fragen berührt. Wir schließen dieses Kapitel mit Carlyles Wort: „Das, was sie Organisation der Arbeit nennen, ist das allgemeine Lebensproblem der Welt."

Literatur: v. Schulze-Gävernitz Zum sozialen Frieden. Lujo Brentano Die Arbeitergilden der Gegenwart. Sartorius Waltershausen Die nordamerikanischen Gewerkschaften. Sombart Der Proletarier. Tröltsch-Hirschfeld Die deutschen sozialdemokratischen Gewerkschaften. Fanny Imle Gewerbliche Friedensdokumente. Fanny Imle Kritisches und positives zur Frage der Arbeiterfürsorge. Sidney und Beatrice Webb Geschichte des britischen Trade-Unionismus. Wilhelmi Streik und öffentliche Meinung. Schanz Zur Frage der Arbeitslosenversicherung. Herkner Die Arbeiterfrage. Bernstein Einige Literatur über das Recht auf Arbeit. Neue Zeit XIII. Platter Recht auf Existenz. Ethische Kultur (Förster). Kolb Als Arbeiter in Amerika. Brüggerhoff Das Unterstützungswesen bei den deutschen freien Gewerkschaften. Wenck Geschichte und Ziele der deutschen Sozialpolitik. Georgi Theorie und Praxis des Generalstreiks. Hirschfeld Die freien Gewerkschaften in Deutschland. — Besonders zu empfehlen: Die soziale Praxis von Franke. Sozialistische Monatshefte von Bloch, Die Hilfe von Naumann. Die kommunale Praxis. Der Fortschritt.

§ 25.

Zur Bevölkerungsfrage.

Marlo hat einst derb aber wahr gemeint, daß jeder Lehrer der Volkswirtschaft seine Hörer betrüge, wenn er ihnen nicht in der Bevölkerungsfrage klare Wege zeige. Alle Fragen des wirtschaftlichen, geistigen, sittlichen Lebens fließen ja in ihr zusammen. Der Kapitalismus hat gerade von hier aus die lebhaftesten Angriffe erfahren, und von der äußersten sozialistischen Linken bis zum harmlosen Dorfpfarrer wird ihm die Schuld an der Unterwühlung der Ehe und der Verwirrung des Bevölkerungsproblems beigemessen.

An sich bedeutet die kapitalistische Entwicklung des deutschen Volks eine großartige Vermehrung seiner Kinderzahl. Wir sind in dem letzten Menschenalter zu einem Millionenvolk herangewachsen, von dem sich unsere Väter und Großväter kaum eine Vorstellung machen konnten. Der Geburtsüberschuß betrug 1906 die bisher unerreichte Ziffer von 910 275; das bedeutet, daß wir nahe an 1 Million jährlicher Volksvermehrung heranstreifen. Daß aber damit der Kapitalismus selbst verhältnismäßig wenig zu tun hat, ist klar. Zwar sind die Ziffern der westeuropäischen Völker im industriellen Zeitalter alle weit größer geworden als im agrarischen, und die Bevölkerungszahlen der antiken Völker verschwinden gegen den Kinderreichtum moderner Staaten. Jedoch braucht man nur an den chinesischen Osten einerseits, und an Frankreich andererseits zu denken, um zu erkennen, wie wenig der Kapitalismus von ausschlaggebender Bedeutung für eine gewisse Volksdichtigkeit ist. Allerdings ist in der Statistik sicher zu verfolgen, wie gerade Zeiten kapitalistischer Hochkonjunktur der Eheschließung am günstigsten sind. Auch zeigen gerade die deutschen Großstädte und die gewaltigen Zentren der Industrie die höchsten Heiratsziffern. Das ist ja für jedes volkswirtschaftliche Nachdenken eine selbstverständliche Tatsache, die aber dem Ethiker gegenüber betont werden muß. Denn es gibt eine Art sittlichen Spekulierens, die jede wirtschaftliche Unterlage der menschlichen Handlungen und Entschlüsse außer acht läßt, ja als eine gewisse Verunreinigung menschlichen Wollens betrachtet. Der Sozialethiker wird darum steigende Kartoffel- und Fleischpreise, wachsende Mieten, teures Brot als eine unmittelbare Beengung des Lebensraumes der Nation be-

urteilen und in ihnen, falls sie absichtlich hervorgerufen oder nicht rechtzeitig gehemmt worden sind, ein direktes Verbrechen gegen das Leben sehen. Alle Wirtschaft eines Volkes ist bestimmt, den Lebensunterhalt zu erleichtern und zu vermehren. Sie hat ihren Sinn nicht als Gütererzeugung, sondern als Schöpfung von Lebensspielraum für tausende von empfindenden, handelnden Menschen. Erst von der Bevölkerungsfrage aus gesehen gewinnen Bank, Syndikat, Markt, Preis warme Lebensfarbe.

Nun wird mancher einwenden: „der Kapitalismus hat die Hände nötig, darum hat er die Menschen treibhausartig vermehrt. Es ist aber nur eine Häufung von Ungesundheit, wenn auch Menschen produziert werden, wie Waren, ohne Rücksicht auf Bedarf.“ Solchen Einwänden gegenüber muß man zunächst den Ausgangspunkt der Anklage feststellen. Lautet sie, wie bisher angenommen, auf Unterwühlung der Ehe durch den Kapitalismus, so ist diese Anklage insoweit abgewiesen, als die Zahl der Eheschließungen nachweisbar sich vermehrt hat, statt sich zu mindern. Stellt man nun im Handumdrehen die Vermehrung der Menschen selbst als sittlich bedenklich in Frage, so hat man den vorigen Standpunkt verlassen und geht von einer anderen Fragestellung aus, die wir nachher beantworten werden, ob es überhaupt vorteilhaft ist, daß die Menschen sich bei uns so stark vermehren. Zunächst sei aber darauf hingewiesen, daß in den großen Menschenmassen des deutschen Reichs zunächst ein erfreuliches Zeugnis für seinen wachsenden Wohlstand liegt. Denn während sich früher die Auswandererziffern auf Hunderttausende beliefen, zählen sie heute nur noch nach Zehntausenden. Es ist für ein starkes Volk sicher eine unentbehrliche Notwendigkeit, daß sich seine Nachkommen über die Erdkugel ausbreiten und überall als Pioniere heimischer Kraft und Unternehmungslust ein Stück Erde erobern. Eine gewisse Höhe der Auswanderung gehört geradezu zu den gesunden Eigenschaften eines jungen, triebkräftigen Volks, wenn auch die Klage um so viele Abtrünnige, die mit ihrem Besten nur fremde Kulturen düngen, nicht ungehört verhallen darf. Aber jede übermäßige Auswanderung ist ein Zeichen, daß es im eigenen Haus nicht wohl bestellt ist, und ein Volk, das auf Selbstachtung hält, ist sich zu gut, um nur fremden Völkern zum Aufstieg zu verhelfen. Ferner muß darauf hingewiesen werden, daß eben mit der kapitalistischen Welt auch die Aussichten der Frau, zur Ehe zu gelangen, trotz allen Einwänden größer geworden sind. M. Weber hat in

ihrem ausgezeichneten Buch über Ehefrau und Mutter, dessen Lektüre jedem Sozialethiker unentbehrlich ist, die Statistik geprüft und gefunden, daß von 1000 weiblichen Personen verheiratet waren oder sind, im Alter von 30—40 Jahren 802 (1871), 833 (1895), 40—50: 866, 891, 50—60: 881, 896. Somit dürften auch hier die Anklagen gegen die kapitalistische Entwicklung als solche eingeschränkt werden. Endlich hängt die Zahl der unehelichen Geburten nicht mit dem Kapitalismus zusammen. Ihre Ziffer ist gerade in den Jahren steigender Konjunktur zurückgegangen. Es wirkt vielleicht auf manchen unüberlegten Bußprediger ernüchternd, wenn er sich durch die Statistik belehren läßt, daß die 11 % der unehelichen Geburten im Zeitraum der Jahre 1900—1904 auf 8 ½ % zurückgegangen sind, ein Rückgang, an dem besonders Bayern und Württemberg stark beteiligt sind, wenn freilich auch das erstere mit Sachsen zusammen noch die höchsten Beteiligungsziffer aufweiset. Vor allem wird es aber den Sozialethiker erfreuen, zu hören, daß gerade die industriereichsten Gebiete Rheinlands und Westfalens mit 2,6 % bezw. 3,8 % die niedrigsten Quoten der unehelichen Geburten aufweisen, während viel ländliche Gebiete, wie Württemberg, mit die höchsten Ziffern erbringen. Freilich steht Berlin mit 16 % auch noch über Bayern, und das industriereiche Sachsen zeigt die bedauerliche Höhe von 13 %. Aber all diese nüchternen Erwägungen drängen doch zu dem Schluß, daß speziell die großkapitalistische Entwicklung in ihren Zentren die Eheziffer hebt, statt zu senken, und den Raum der unehelichen Geburten einengt. Wir bitten darum, manche gutgemeinte Kapuzinade über die Verderbtheit der industriellen Viertel auf das richtige Maß zu beschränken. Allerdings kann in der Zahl der unehelichen Geburten die Ausbreitung des unehelichen Geschlechtsverkehrs nicht erfaßt werden. So ist es trotz geringer Geburtenzahl doch möglich, daß eine Unterwühlung und Zerstörung der ehelichen Geschlechtssittlichkeit vorhanden ist. Aber wir meinen, jener Rückgang der unehelichen Geburtenziffer zeigt zum mindesten soviel, daß der Weg zur legitimen Ehe leichter beschritten werden kann und auch beschritten wird, als früher.

Diese ganze Erörterung führt uns schon auf eine Spezialfrage, inwieweit die modernen Eheverhältnisse vom sittlichen Gesichtspunkt aus reformabel sind oder nicht. Wir haben es zunächst noch mit volkswirtschaftlichen Betrachtungen zu tun und erheben hier die grundsätzliche Frage:

bedeutet solch wachsender Kinderreichtum, wie wir ihn haben, überhaupt einen Vorteil für unser Volk? Haben die neumalthusianischen Bestrebungen, welche eine Verringerung der Nachkommenschaft herbeiführen, nicht Recht vor dem Forum einer gesunden Volkswirtschaft, welche lieber darauf ausgeht, wenigen das Leben erträglich zu gestalten, als es vielen zur Last zu machen? Es tut immer gut, sich daran zu erinnern, daß es ein Pfarrer war, der die Lehre von der absichtlichen Bevölkerungsminderung im Namen der Sittlichkeit und des Volkswohls verteidigte und verbreitete. An Malthus knüpft ja alles an, was auch heute noch für Eindämmung der Nachkommenschaft geschieht und angepriesen wird. Der Hausvater handelt sträflich leichtsinnig, der nicht für den nötigen Unterhalt des Hauses sorgt; ist es nun nicht genau so sträflich, wenn er mehr Kinder zeugt, als er eigentlich unterhalten kann? Ist das Volk nicht ein Narr, das sich mit den Sorgen steigender Schullasten und wachsender Unterhaltsfragen beschwert, statt daß es sich in der Kinderproduktion ebenso einschränkt, wie ein vorsichtiger Volkswirt in der Warenproduktion? Ja, wird es nicht zum Verbrecher, wenn es Hunderte und Tausende in die Welt setzt und alle Gedecke an der menschlichen Tafel sind schon vergeben?

Wenn das letztere richtig wäre, sicher. Aber wir vergessen, daß jeder Mensch zwar einen Mund zum essen, aber zwei Hände zum arbeiten mitbringt. Geschichte und Erfahrung lehren, daß gerade die kinderreichsten Völker die arbeitsamsten sind. Der Arbeitsprozeß erweitert und vertieft sich, je höher die Tausende steigen, die er umfaßt. Der Nahrungsspielraum selbst ist auf der Erde ein durchaus elastischer. Die Schätze der Natur sind noch lange nicht am Erschöpftwerden. Was das eine Land nicht bringt, gibt das andere. Selbst Kriege schließen ein Volk nur für kurze Zeit ab und die Volkswirtschaft, die immer mehr auf eine gemeinsame große Weltwirtschaft hindrängt, hat gar kein Recht, politische Notzeiten als Maßstab der Völkerentwicklung zu verwerten. Wir sehen von der politischen Niederlage eines Volkes ab, das einfach um seiner sinkenden Geburtsziffer willen von dem Rang eines Großstaates allmählich in die Reihe der Kleinstaaten herabsinkt. Wir lassen es ganz dahingestellt, ob der Zusammenhang zwischen der höchsten Selbstmordziffer und den geringsten Geburtenziffern in einer Reihe französischer Departements nachweisbar ist. Schon die Tatsache ist erschreckend, daß im Jahre 1907 45000 Ehen in Frankreich mehr als im Jahre 1890 geschlossen wurden und die relative

Bevölkerungszunahme trotzdem in den Jahren 1901—1907 von 18 pro 10000 Einwohner auf 5 herabsank, während Italien 106, England 121, Deutschland 199 Geburtenüberschuß zählte. Gewiß kann sich Frankreich eines steigenden Rentnerstandes und einer höheren Zahl alter Leute freuen, gerade in den kleinbürgerlichen Kreisen. Allein nicht nur politisch, sondern auch volkswirtschaftlich wirkt eine solche Volksverminderung auf die Arbeitskraft. Das Geld trägt keinen Namen und wandert von einem zum andern. Die Sorge des Wachsens ist gering gegen die Sorge des Sterbens. Nur das lebendige Leben trägt die Eigenart des Wollens und Handelns, des Empfindens und Schaffens von Geschlecht zu Geschlecht.

Man wirft uns ein: „Ihr beweist immer mit Frankreich! Solche Zustände wollen wir auch nicht. Aber die deutschen Zustände stellen das Extrem nach der andern Seite hin dar. Da sind neomalthusianische Gedanken volkserhaltend.“ Ach, diese neomalthusianischen Gedanken sind schon so verbreitet, daß man dazu gar nicht mehr helfen muß. Das Bauernweib weiß davon gerade so gut, wie die gnädige Frau, und beide handeln in tausend Fällen danach. Es fragt sich viel eher, ob nicht eine bewußte antimalthusianische Bewegung in unserm Volk einsetzen müßte. Denn die deutsche Geburtenziffer sinkt nicht in dem oder jenem Jahr zufällig, sondern regelmäßig. 1895—1900 zählten wir noch 197 auf 10000 1900—1905 nur noch 144. Was uns trotzdem den höheren Geburtsüberschuß bringt, das ist die sinkende Sterblichkeitsziffer. Der Bevölkerungsüberschuß ist eine Folge sorgsamer Hygiene der Säuglinge, aber keine Folge wachsender Lebenskraft starker Familien. Die Sterblichkeit ist von 20,8 auf 19,2 gesunken. Das bedeutet einen Sieg der Hygiene und eine gewisse Entlastung des Gewissens gegenüber der entsetzlichen Volksschuld, die uns aus den langen Kindergräberreihen unserer Friedhöfe immer entgegen starrt. Übrigens ist in Frankreich die Säuglingssterblichkeit wesentlich geringer, als in Deutschland und es ist wohl zu bedenken, daß die Grenze, um die der Tod mit sich handeln läßt, ziemlich beschränkt ist. Ein Zukunftsvolk muß darauf acht haben, daß es seine Machtquellen dem Leben selbst verdankt. Auf den ständigen Rückgang der Sterblichkeit zu spekulieren, ist unrichtig, und es gibt sehr zu denken, daß innerhalb Preußens nur Westpreußen, Posen, Schlesien und Westfalen steigende Geburtenziffern aufzuweisen haben, die teilweise sogar dem slavischen und nicht dem germanischen

Element zu gute kommen. Halten wir nun diese Entwicklung für gesund? Wir appellieren gar nicht an die Tatsachen der Geschichte, die ihre Lehre deutlich in die Jahrhunderte eingegraben hat, wonach fallende Geburtenziffer ein Altwerden und Versinken der Völker bedeutet. Wir machen uns die Sache selbst klar. Wachsende Kinderzahl eines Volks bedeutet wachsenden Volksreichtum. Denn die Möglichkeit intensiver und extensiver Volkswirtschaft ist erst dann gegeben, wenn die lebendigen Kräfte ihre Ansprüche verdoppeln, ihre Arbeit verdreifachen, mit ihren Gaben wuchern und das Volk selbst immer vor neue Aufgaben stellen. Vermehrung der Volkszahl ist deshalb sittliche Pflicht. Sie steigert die Möglichkeit zu geistigem, sittlichem, wirtschaftlichem Aufstieg. Wir halten es für eine unbedingte Pflicht der Sozialethik, antimalthusianisch zu wirken.

„Also“, sagt man uns, „hast du gar kein Verständnis für die Sorgen der einzelnen Familien und die mannigfachen Beschwerden der Frauenwelt. Es ist eine Rücksichtslosigkeit gegen viele Mütter, mit solcher Forderung an sie heranzutreten.“ Dem verschließe ich mich gar nicht. Ehe wir aber diese Fragen der einzelnen Lebensführung in der Ehe berühren, verweisen wir noch kurz auf die Erfahrung, daß kinderreiche Familien durchschnittlich ein glücklicheres Kinderleben zeigen, als kinderarme. Es ist auch gar nicht richtig, daß die Sorgen sich gewissermaßen geometrisch mit der wachsenden Kinderzahl mehren. Ein einziges Kind macht oft mehr Sorgen in früher und später Jugend, als eine Kinderschar. Aber es handelt sich bei diesen Erörterungen nicht um die privaten Wünsche des Einzelnen. Es muß einmal mit aller Schärfe gesagt werden, daß die Sorge für den Nachwuchs keine Privatliebhaberei einzelner Ehepaare ist. Wo in einem Volk die Meinung feststeht, daß die Erzeugung von Nachkommen nur ein Privatabkommen zweier Menschen sei, da geht schließlich das Gefühl der Volksverantwortlichkeit zu Grund. Die Ehe ist eine soziale Einrichtung und Staat und Volk haben das sittliche Recht, zu verlangen, daß man sich dieser sozialen Verpflichtung erinnere. Das schließt gar nicht aus, daß im einzelnen Fall mit aller Rücksicht zu Werk gegangen wird. Die Volkswirtschaft hat nur das Recht zu verlangen, daß ihre Glieder sich über ihre Handlungen von solchem Standpunkt aus Rechenschaft geben. Trotzdem gilt es, was wir a. a. O. ausführten, jeden einzelnen Fall zu berücksichtigen. „Es gibt Fälle, in welchen es Sünde wäre, die Frau weiterhin mit

Geburten zu belasten. Da soll man den offenen Mut haben, die Geburten zu verhindern. Besser so, als daß man sich heimlich über diese Dinge unterhält und jedermann doch voraussetzt, daß sie getan werden. Wo Krankheit oder auch Schwachheit vorliegen, bedürfen sie des Schutzes in jeder liebevollen Rücksicht. Nur daß man auch hier nicht wieder mit dem Ellenmaß verfahre und die Geheimnisse des Hauses und der Familie rücksichtslos auf die Straße trage. Wo aber nur die eigene Bequemlichkeit es für angenehmer hält, keine Kinder zu bekommen, da gilt die ernste Betonung des Naturtriebs, dessen tiefen Sinn wir gerade aus der gesamten Völker- und Staatengeschichte verstehen gelernt haben. Die Menschen sollen sich vermehren. Es ist Zerrüttung aller natürlichen und damit sittlichen Grundlagen des Zusammenlebens der Menschen, wenn der Naturtrieb nicht mehr seine volle Rolle spielt." (Traub, Pfarrer und soziale Frage 104.)

Große Widerstände für die Freude am Familienleben und wachsenden Volkstum liegen in den wirtschaftlichen Verhältnissen. Es ist eine leidige Tatsache, daß die Haushaltungen im deutschen Reich abnehmen. Der Prozentsatz der Fremden innerhalb der eigenen Haushaltungen wächst. 1905 betrug die Zahl der Fremden, die in anderen Haushaltungen leben, allein 5,8 Millionen. Das sind ungesunde Zustände. Das Familienleben selbst leidet darunter und der Teil, der freiwillig oder unfreiwillig auf die Ehe verzichtet, begibt sich der Verantwortlichkeit, die ihm gegenüber der Volkswirtschaft zukommt. Es entstehen Disharmonien in der Einheitlichkeit des Sinns, den ein Volksdasein für den einzelnen Bürger haben muß, will es nicht langsam zermürben. Alles was geschieht, um dem Schlafgängerunfug ein Ende zu machen, Ledigenheime zu schaffen, das Heiraten möglichst frühzeitig zu ermöglichen, das alles ist die beste Hilfe, um ein gesundes Wachstum des Volkskörpers zu verbürgen. Damit hängt aufs engste die Wohnungsfrage zusammen. Wer für eine steigende Bevölkerung des Volks eintritt, an der Wohnungsfrage aber achselzuckend vorübergeht, beweist wenig volkswirtschaftlichen Scharfsinn. Ich denke noch nicht einmal an die unverhüllte Kinderregulierung, welche sich die Hauseigentümer anmaßen. Es ist doch unerhört, daß der Privatnutzen, der möglichst wenig Unbequemlichkeit haben will, kommandiert: Keine Kinder! Man kann es in allen Kreisen erleben, daß Kinder geradezu ein Hemmnis auf der Wohnungssuche sind. Welche brutale Rücksichtslosigkeit steckt in solchem Gebahren! Mehr als Anpreisungen von Vorbeugungsmitteln schaden derartige Er-

fahrungen des täglichen Lebens. Vor allem muß der starke Zusammenhang zwischen Wohnungselend und Prostitution erkannt werden. Wir reden nicht von den elenden Quartieren dieser „elendesten unter den Frauen" selbst. Wir denken vielmehr an die bedeutende Tatsache, daß gerade in kinderreichen Proletariervierteln sich die Prostituierten am meisten niederlassen. Es hängt dies zusammen mit dem ganz unhaltbaren § 180 R.St.G.B., der gerade diesen nach den letzten Groschen ausschauenden Familien die Unterkünfte für eine Prostituierte als Geldquelle ermöglicht. Vor allem denke man an die entsetzlichen Feststellungen aus der Wohnungsstatistik über das Zusammenleben, Zusammenschlafen der Kinder beiderlei Geschlechts mit Mann und Frau in einem Raume und einem Bett. Daß sich Kinder von 12—14 Jahren vor Gericht wegen Blutschande rechtfertigen müssen, ist die schärfste Anklage für unterlassene Wohnungspflege. Besonders Frauen können da als Wohnungsinspektorinnen viel Gutes leisten. Aus der Wohnungsnot erklären sich auch, teilweise wenigstens, die fabelhaften Binnenwanderungen. Es ist berechnet worden, daß jährlich etwa 4 Millionen Menschen ihren Wohnsitz wechseln. Das ist eine weit über das gesunde Maß hinausgehende Freizügigkeit. Nicht daß wir in dem Rechte zum Wechsel etwas ändern wollten; der Wechsel selbst darf nicht ausgeschaltet werden und gehört mit zur Belebung des Volkskörpers. Aber die Not zu wechseln soll abnehmen. Allen diesen und ähnlichen Fragen geht die Wohnungsfürsorge zu leib. Sie ist etwas vom Notwendigsten in unserer Zeit. Es ist ein erfreuliches Zeichen, daß die Zuwanderung zu den Großstädten, abgesehen von Berlin, etwas ins Stocken geraten ist. Das gibt den Großstädten Zeit, ihrer gewaltigen Aufgaben Herr zu werden. Zugleich ist es ein Anzeichen, daß die Freude auf dem Land zu wohnen zunehmen kann, weil auch dort Verdienst und Erwerb sich hebt. Die Zukunft wird das platte Land noch vielmehr in den Umkreis der städtischen Kultur ziehen müssen, um die Vorteile des großstädtischen Lebens in weitem Umkreis zu genießen, ohne die Nachteile zu vermehren.

In all diese Fragen greifen die modernen Bestrebungen der Sexualreform ein. Es handelt sich dabei vorzüglich um zwei Punkte: die Kritik an der modernen monogamischen Rechtsehe und die Stellung zur Prostitution. In dem einen sind alle ernsten Sozialethiker eins, daß die monogamische Form der Ehe einen solchen Fortschritt in der Geschichte der Menschheitsentwicklung bedeutet, daß hinter sie nicht

mehr zurückgegangen werden darf. Die Kritik wendet sich vielmehr dagegen, daß nur der Schein der Monogamie von Staat und Kirche gewahrt werde, sie selbst aber mit ihrem Wissen oder gar durch ihr Verschulden vollständig ruiniert sei. Was etwa von Seiten der Rassenerziehung bisher gegen die Monogamie im Grundsatz vorgebracht worden ist, erscheint uns zu vereinzelt, als daß wir darauf eingingen, wenn auch die ganze Frage ohne eindringliche Forschung biologischer Probleme nicht gelöst werden kann. Wir können in diesem Zusammenhang die Fragen nur soweit berühren, als sie mit der volkswirtschaftlichen Entwicklung selbst zu tun haben. Da stellen wir (im Anschluß an das oben zitierte Buch von M. Weber) folgende Punkte fest: Die Abhängigkeit der Frau in „Geschlechtssklaverei" hat mit dem Kapitalismus, überhaupt mit irgend einer Wirtschaftsform, nichts zu tun. Auch der Zusammenhang der Einehe mit der Privateigentumsordnung ist ein durchaus loser, und es ist wohl zu beachten, daß sich die rechtliche Monogamie auch in Zeiten des Kommunismus findet. Vor allem aber muß auf ein doppeltes verwiesen werden. Das Aufsteigen der monogamischen Eheform verursacht eine Hebung der Frau. Eine Frau, die sich lebenslänglich durch Vertrag binden kann, steht weit höher, als eine, die nur auf Zeit rechtliche Formen übernimmt. Das darf das Frauengeschlecht nie vergessen. Jeder Aufstieg ist sicher mit Opfern erkauft, aber trotzdem bleibt es ein Aufstieg, und für die Frau ist die Monogamie als Rechtsform eine Hebung ihrer Geschlechtsehre. Dazu kommt das andere, daß die „legitime" Ehe, die so sehr angefochten wird, ein Werk der Frau selbst ist. Ihr mußte in dem Augenblick, als die Vererblichkeit des Vermögens in Frage kam, daran liegen, daß ihren Kindern das bewahrt bleibt, was sie selbst in Schweiß und Mühe erarbeitet hat. Auch das darf nicht vergessen werden. Trotzdem hat die Frau von heute nicht nur volles Recht, sondern auch reichen Anlaß, sich über die Rechtsform der monogamischen Ehe aufzuhalten und an ihrer Reform zu arbeiten. Dies geschieht, wenn dem kapitalistischen Zug insofern entgegengearbeitet wird, als jede Kaufehe d. h. reine Geldehe als unmoralisch gebrandmarkt wird. Es ist zwar nicht so, als ob derartige Ehen erst heute Mode geworden wären. Beim Freien kam meist Hof zu Hof, Stall zu Stall und erst in letzter Linie Bursch zum Mädel. Aber ein Volk, das die biologischen Grundgesetze so vergißt, um von den sittlichen Grundsätzen ganz zu schweigen, daß es die moderne Geldehe solchen Umfang nehmen und tausend gesundheit-

liche, sittliche Schäden durch die standesamtliche Beglaubigung zuzudecken sich gewöhnt, nimmt Schaden an seinem inneren Mark. Auch muß besonders durch Fortbildung des Ehegüterrechts und rechtliche Höherhebung der Stellung der Ehefrau, durch Erleichterung der Ehescheidung, die nicht auf das bloße Moment nachweisbarer ehelicher Verschuldung beschränkt werden kann, und endlich durch Mutterschaftsversicherung und grundsätzliche Verbesserung der rechtlichen Lage des unehelichen Kindes die sittliche Verantwortlichkeit in der *Öffentlichkeit* wachsen. Viel falscher prüder Idealismus in der öffentlichen Behandlung unseres ehelichen Lebens kommt am klarsten zum Ausdruck in der unbarmherzigen Roheit, mit welcher jeder sittliche Defekt gedeckt wird, sobald er in der legitimen Ehe sich schützen läßt. Die §§ 361[6] und 180 des Strafgesetzbuchs sind unglückselige Paragraphen, die das Eheelend vieler Mädchen auf dem Gewissen haben. Alle diese verschiedenen Reformen und was hier noch weiter erstrebt werden soll, müssen von dem klaren Willen getragen sein, die Sicherheit und Tiefe der geistigen Persönlichkeitskultur in der monogamischen Rechtsehe zu verankern. Die Ehe bleibt eine soziale Einrichtung. Als solche steht sie über den Launen und Liebhabereien der einzelnen Männlein und Fräulein. Ihr Boden bleibt, trotz aller falschen Phantastik, aber nur in desto ernsterem Sinn *heiliger* Boden; denn hier stehen wir an der Quelle der Volkskraft. Viel ungesundes Zeug, das nicht einer großen freien Liebe, sondern nur vergänglichen Passionen zu gute kommt, benimmt manchem das klare Auge für die Ehe als oberste Stätte gemeinsamer Verantwortlichkeit. Physische und ethische Kraft erprobt sich nicht im Wechsel aller möglichen Lebenslagen, sondern in der langsamen gegenseitigen Erziehung zwischen Mann und Weib zum Menschenideal.

Abgesehen von diesen grundsätzlichen Erörterungen erscheinen uns jene Reformen nur dann gerechtfertigt, wenn sie die Klassenunterschiede nicht verfestigen helfen und ihre Früchte nicht nur einzelnen Privilegierten zu gute kommen. Jede Maßregel ist geradezu daraufhin zu erproben, und sie wird „sozial" wirken, nur wenn sie den Abstand der ehelichen Probleme in den verschiedenen Klassen verringert und nicht erweitert. Vor allem treten sie in zweite Linie gegenüber dem großen Kampf gegen die Prostitution. *Die Tatsache unserer heutigen umfangreichen Prostitution ist und bleibt das beschämendste Erlebnis unserer christlichen Kultur. Es gibt keine*

Ehereform, welche ihre Gesundheit nicht daran erprobt, ob sie der Prostitution Abbruch tut oder nicht. Zunächst gilt es sich klar zu machen, daß die heutige Prostitution ein wirtschaftlicher Faktor ersten Ranges geworden ist. Einmal leben davon eine große Zahl von Menschen. Wir denken gar nicht an die Hunderttausende von Mädchen selbst und an ihre direkte Bedienung. Wir erinnern vielmehr an die Mietseinkünfte, die aus diesem Gewerbe gezogen, an den Grundbesitz der damit verbunden, an die Cafés, die davon leben, nicht zu vergessen die Wäsche-, Kleider- und Schuhgeschäfte, Weinhandlungen, Möbel- und Instrumentenfabriken, Zeitungen, Pensionate, Juwelierläden, Konditoreien, die von dem Strom des rollenden Geldes berührt werden, der in Jammer und Elend zusammengeflossen ist. Das ist das Entsetzliche, daß tausende an den Dirnen verdienen, die sich doch empören würden, wenn man ihnen irgend welchen Vorwurf in sittlicher Beziehung machte. Ein Arbeitsabend muß der besseren Dirne mindestens 100 M. einbringen, sonst kann sie ihre Gläubiger nicht befriedigen. Sie wird ausgebeutet. Was wunder, daß sie selbst ausbeutet. Damit kommen wir zum andern. Wie viel Geld wird mittelbar oder unmittelbar in unserem Volk für die Prostitution ausgegeben! Rechnen wir für die 50000 Prostituierten Berlins auch nur 20 M. pro Abend im Durchschnitt, so kommen wir pro Abend auf 1 Million M. Aber mag diese Rechnung stimmen oder nicht: die Summe der Gelder, die in die Prostitution fließt, ist eine enorme. Nun sind wir nicht der Meinung, daß sie erst mit dem Kapitalismus erwachsen sei und, wenn man ihn vertilgt habe, auch die Prostitution verschwinde. Das ist ein unrichtiges geschichtliches Urteil. Wohl aber hat die Flüssigkeit und Leichtigkeit unserer geldwirtschaftenden Zeit auch dieses Gewerbe in ungewohntem Maß befruchtet. Was ist dagegen zu machen? Der Staat muß in seiner Haltung jeden Verdacht beseitigen, als ob er seine deckende Hand über der Prostitution halte. Auch dabei denken wir wieder weniger an die direkten Maßnahmen polizeilicher und rechtlicher Natur. Ob die Aufhebung der Reglementierung wirklich das lösende Wort ist, bleibt nach manchen Erfahrungen auswärtiger Länder doch zweifelhaft. Immerhin erscheint sie auch uns als ein Fortschritt. Daß die Polizei in diesen schwierigen Grenzfragen des sittlichen Lebens eine solch überragende Rolle spielt, ist bei der geringen Ausbildung dieser Verwaltung von sehr bedenklichen Folgen. Was hier eintreten muß, das

ist die öffentliche Meinung, die Gesellschaft. Der Staat erschwert ihr nur die Reform, indem auch er die bisherigen üblen Gewohnheiten mitmacht. Wir denken vor allem an zweierlei; an die Höhe des Heiratsalters und die Behandlung der Kulturkosten. Was das erste anlangt, so ist es eine Sünde an dem Volk und seiner Zukunft, wenn die Heiratsmöglichkeit infolge der pekuniären Lage in solchen Widerspruch mit dem Alter bester Zeugungskraft tritt, wie es heute in unsern Kulturstaaten Sitte geworden ist. Das bedeutet die Umkehrung der Zivilisation. Millionen, die für Krankheit, Schwächlichkeit, Irrenhäuser, Gefängnisse ausgegeben werden müssen, würden erspart, wenn das Volk statt aller Hilfsmittel der Kultur die Kraft der Natur in Gesundheit walten lassen könnte. Damit hängt zusammen, daß auch das eine große Gegengewicht, das gegen sexuelle Sünden wirkt, die Erziehung, vom Staat immer noch nicht mit den nötigen Geldmitteln ausgestattet wird. Es wäre viel besser, der Staat würde weniger in Regulativen, Vorschriften und mehr in tüchtiger Lehrerziehung, grundsätzlicher Erweiterung des Volksunterrichts arbeiten und hierfür große Summen auswerfen. Schweine und Pferde kosten heutzutage oft mehr, als Menschen, und auch innerhalb des volkswirtschaftlichen Denkens werden sie oft höher eingeschätzt. Hier muß von Grund aus Wandel geschafft werden. Ein Volk, das seine Nachkommenschaft ehrt und liebt, sorgt zur rechten Zeit für geistige Zivilisation, die die Kräfte der Natur schätzt und nicht vergeudet. Freilich kann hier kein Wandel zum Bessern eintreten, solange die Gesellschaft für Mann und Weib die doppelte Moral als Selbstverständlichkeit aufrecht erhält. *Es ist ein Schlag ins Gesicht der weiblichen Ehre, wenn man von ihr voreheliche Keuschheit verlangt, von dem Mann aber das Gegenteil erwartet.* Ja man erwartet es! Viel weniger soziale, pekuniäre Hindernisse sind es, die den Mann heute oft für das eheliche Leben unfähig machen, als die schon in der Schulzeit ihm beigebrachte Meinung, daß er kein rechter Kerl ist, solange er bei keinem Mädchen war. Nicht um der Geschlechtsreife, nicht um des Zeugungstriebs, sondern um dieses kindischen Stolzes willen, der den Mann schon im Knaben lockt, um ihn zu töten, pflegt unser Geschlecht heute seine doppelte Moral. Wir erhoffen von der Frauenwelt eine Kräftigung der Männersittlichkeit. Die Frage der Prostitution liegt zum großen Teil in ihrer Hand und ist eine Sache der selbständigen, in ihrer Ehre und darum in ihrem gleichen Recht voll anerkannten Frau.

Nur so bekommen wir Zustände, in denen die oberste Frage der Volkswirtschaft wieder ihren alten Rang einnimmt: die Frage nach dem Menschen. Denn der Mensch ist das oberste Wirtschaftsgut, nicht Gold, Eisen, Kohle, Weizen, Wolle oder Erz. Wenn sich von 1879—1898 allein in Preußen 1708 Schüler das Leben genommen haben, so eröffnet sich vor uns ein wirklicher Abgrund, vor dem wir nicht scheltend über Sünde, sondern bußfertig über die Gestaltung unseres sozialen Milieus für Besserung arbeiten wollen. Man hat die Erziehungskosten für einen Staatsbürger auf 500 Mk. jährlich geschätzt. Das bedeutet auf das Volk berechnet etwa die dreifache Summe von alledem, was in dem Sachvermögen des Volkes an einzelnen Gütern steckt. Und dabei sind die „unschätzbaren“ geistigen Güter einer Menschenkraft gar nicht in Anschlag gebracht, sondern nur die Rohkosten im wahrsten Sinne des Worts berechnet. Trotzdem so wenig Rücksicht auf Menschen und Menschenleben! Wir reden hier nicht nur von der Erhaltung der Volksgesundheit im weitesten Umfang. Der Schweiz kosten ihre kropfleidenden Idioten jährlich allein 200000 Franks. Jede Million zur Erhaltung der Gesundheit spart 2 Millionen Rente. Wir denken an die ganze Rolle, die der Mensch in der Wirtschaft eines Volkes zu spielen berufen ist. Die Menschenproduktion — nicht im Sinn eines neugierigen Spiels, auch nicht als bloßes biologisches Experiment — sondern als die erste Pflicht der Volkswirtschaft wird viel zu gering geachtet. Was nützen alle Fortschritte technischer Kultur, wenn sie nicht der Zivilisation des Menschengeschlechts und seiner Höherentwicklung dienen! Gerade darum wünschen wir eine aufsteigende Linie der Bevölkerungskurve. Sinkende Geschlechter verfeinern die Bildung einer Anzahl Individuen auf Kosten der Gesamtheit; steigende Geschlechter verbürgen die Gesundheit des Volkskörpers selbst, indem sie durch Kraft und Arbeit den Glauben an die Zukunft rege und wach erhalten. Um des Volkes willen muß die Ehe dem Menschen wieder als Jungbrunnen zurückgewonnen, die Prostitution grundsätzlich — nicht mit Polizei und Strafe, sondern vor allem durch geistige Entwicklung und sittliche Erziehung — bekämpft und die Volksgesundheit als grundlegendes Gut der nationalen Wirtschaft anerkannt werden. Auch sterbende Völker moralisieren; aber es ist eine Moral der Enttäuschung. Lebendige Völker atmen in gesunder Sinnlichkeit, wie die Vögel des Waldes in der Morgenluft. Darum brauchen wir keine neue Moral,

sondern Verwirklichung der Moral. Darin liegt stets eingeschlossen der sittliche Fortschritt.

Wagner Grundlagen der Volkswirtschaft. O. Mayr Bevölkerungsstatistik. Lamprecht Deutsches Wirtschaftsleben. M. Weber Ehefrau und Mutter. Potthof Der wirtschaftliche Wert des Menschen. Sexualprobleme von Dr. Marcuse. Die neue Generation von H. Stöcker v. Ehrenfels Sexualethik. Forell Die sexuelle Frage. Anthropologische Revue.

---

§ 26.

Zur Frauenfrage.

Die Idee des Klassenkampfs hat bedauernswerten Erfolg in der Spaltung der Frauenbewegung aufzuweisen. Wir haben es heute mit einer proletarischen und einer bürgerlichen Frauenbewegung zu tun.

Zunächst erscheint die proletarische Frauenbewegung einheitlicher und sympathischer. Sympathischer deshalb, weil die proletarische Frau an der Seite ihres proletarischen Mannes kämpft. Es ist geradezu Programm dieser Frauenbewegung, nur im Bund mit der großen Arbeiterbewegung den Kampf aufzunehmen. Auch alle Gründungsversuche von weiblichen Gewerkschaften werden von diesem prinzipiellen Gedanken getragen. 1906 waren 118000 Frauen in freien Gewerkschaften organisiert, denen 21000 christlich organisierte gegenüber standen. Mann und Weib gehen geschlossen vor. Sie kennen als Proletarier nur einen Feind, das Kapital. Sie arbeiten gemeinsam an dessen Sturz, nicht um es zu vernichten, sondern um es zu beherrschen. Deshalb sieht die proletarische Frau in der bürgerlichen Frau nur die Anhängerin einer bestimmten Klasse. Nicht die Frau ist es, mit welcher sie Gemeinschaft haben will, die Klassengenossin allein ist ihrer wert. Die Motive des proletarischen Frauenkampfs sind wirtschaftlicher Natur. Er hat sein Ende erreicht, wenn diese wirtschaftlichen Ursachen aufhören zu wirken. Ist es dem in sich geschlossenen Proletariat gelungen, die Kapitalherrschaft zu beseitigen, dann beginnt die goldene Zeit. Arbeiterin und Arbeiter können sich dann zu Menschen bilden. Freies Menschentum winkt als einheitliches Ziel. Die proletarische Frau will nicht als Frau, d. h. als eigenes Geschlecht eine besondere Aufgipfelung ihres bestimmten Frauenwertes er-

zielen, so wenig wie sie dem Mann eine männliche Vorherrschaft einräumt. Mann und Frau gehen gewissermaßen unter in dem befreienden Menschenideal. In diesem verhältnismäßig einfachen Schema verläuft der Gedankengang der proletarischen Frauenbewegung. Er entspricht dem wirklichen Verhältnis von Mann und Frau in der lohnarbeitenden Welt, das auf beiden Seiten wesentlich die gleichen Bildungselemente aufweist. Der Unterschied der Gedankenwelt zwischen dem Fabrikarbeiter und der Fabrikarbeiterin, dem Kätner und seiner Frau, dem Landarbeiter und der Landarbeiterin ist nicht wesentlich. Sie haben miteinander auf der Schulbank gesessen, wie sie jetzt in der Weberei oder auf dem Feld miteinander arbeiten. Eben dieser Arbeitszusammenhang ist der ausschlaggebende Gesichtspunkt. Die Arbeit der proletarischen Frau entspringt aus der wirtschaftlichen Not. Man ende diese Not und die Frau gewinnt Zeit und Raum, die menschlichen Kulturwerte zu pflegen. Und doch steckt in diesem Gedankenzusammenhang viel sittlicher Verzicht auf beiden Seiten. Um der Gemeinsamkeit des Befreiungskampfs willen vergißt man hier die Lohnunterbietung vonseiten der Frau und dort die Führerrolle des Mannes. Ein Ziel eint sie.

Die moderne Arbeiterin ist mit der Spinnmaschine geboren. 1809 hatte diese schon 66 000 weibliche Arbeitskräfte in ihren Dienst gestellt. Der mechanische Webstuhl, die Plattstichstickmaschine, die Strickmaschine, die Nähmaschine mußten sich rentieren; gierig griffen sie nach billigen Arbeitskräften. Die Frauen hörten ihren Ruf. Es öffnete sich ihnen die Möglichkeit, die Einkünfte des Hauses zu vermehren und sich selbst etwas zu verdienen. Es ging wie ein Sturm durch die Städte. 1839 zählte man in England unter 419 560 Fabrikarbeitern bereits 242 296 Frauen. Die Frau gehörte nie zu den faulen Teilen des Volkskörpers. Spätere Zeiten werden erst schildern, welche Summe von Arbeitsleistung man dem weiblichen Geschlecht dankt. Allein die Erwerbsarbeit war zunächst eine häusliche geblieben. Jetzt strömte die Frauenarbeit in das großindustrielle Leben hinein und wurde von dort teilweise wieder in die Hausindustrie zurückgedrängt. Die Frau war aber zur Arbeiterin geworden, ob sie dort oder hier arbeitete. Noch ist die Zunahme der Frauenarbeit in Industrie und Handel im Wachsen; sie vermehrt sich rascher, wie die Bevölkerung. Nur die Zahl der Landarbeiterinnen und Dienstboten nimmt erheblich ab. Dabei ist zu beachten, daß Deutschland den größten Prozentsatz verheirateter Arbeiterinnen in der Landwirtschaft, Frankreich

dagegen in der Industrie aufweist. Im ganzen ist die Zunahme der verheirateten deutschen Arbeiterinnen in Landwirtschaft und Industrie eine raschere gewesen, als die der ledigen. Von dieser gesamten Entwicklung erwartet die proletarische Frauenbewegung eine Befreiung der großen Volksarbeit aus der Gefolgschaft des Kapitals. Daß „das Weib, dieses konservativste Element im Völkerleben, zu einem strebenden und denkenden Menschen wird“, das betrachtet die bekannte Darstellerin der proletarischen Frauenfrage, Lily Braun, als die revolutionärste Tatsache. Es bedürfte also nur der Aufklärung und Einsicht in die Verhältnisse, der Zusammenfassung aller weiblichen Arbeitskräfte mit den männlichen, um die Neugestaltung des sozialen Lebens herbeizuführen.

Lassen wir die Richtigkeit dieser Gedanken auf sich beruhen. Wir müssen zuerst erkennen, warum die Frau solch begehrte Arbeitskraft im Industriezeitalter geworden ist. Die Antwort ist einfach und schrecklich zugleich: Weiber sind billiger, wie Männer. Wie erklärt sich diese geringere Entlohnung? Sie kann nicht mit physischer Minderwertigkeit der Kraftleistung zusammenhängen. Nicht auf physiologische, sondern auf soziale Gründe stützt sich die Minderbewertung weiblicher Arbeit. Die Frauen haben jahrhundertelang im Haus gearbeitet; geldliche Lohnverhältnisse überblickten sie wenig. Sie waren gewöhnt, in abhängiger Stellung zu leben. Die Einzelhaushalte ließen die Frauen nicht zur Erkenntnis ihrer gemeinsamen Interessen kommen. Vor allem aber hatte keinen öffentlichen Wert, was die Hausarbeit der Frau umschloß. Die Arbeit der Hausfrau wird nicht bezahlt. Dadurch erscheint sie dem geldwirtschaftlich rechnenden Menschen überhaupt minderwertig. Es ist auch schwer zu berechnen, was die umsichtige Behandlung der Hauswirtschaft wert ist. Oft zeigt sich der Wert erst bei der traurigen Entdeckung des Verlustes. Diese Gewohnheit, die Hausfrauenarbeit als eine Selbstverständlichkeit, gewissermaßen als eine Art Spiel anzusehen, hat mit dazu beigetragen, die Frauenarbeit als solche zu entwerten. Dazu kommt das andere. Der Umfang der Hauswirtschaft verringerte sich mit der Zeit. Backen, Buttern, Weben, Spinnen, Kleidernähen, oft Stricken und Waschen rückten allmählich aus dem bescheidenen Raum des Hauses in den öffentlichen Geschäftsbetrieb. Was wurde noch alles in unsern großelterlichen Häusern mit eigener Hand hergestellt, und heute wäre es Zeitvergeudung, wollte man diese Arbeiten wieder für das Haus zurückerobern. Mit

solcher Arbeitsentlastung ging aber keine Vertiefung der eigentlichen Hausarbeit Hand in Hand. Man verlor Arbeit, die das weibliche Geschlecht immerhin wertvoll und unentbehrlich gemacht hatte. Dadurch entging ihm selbst sittliche Widerstandsfähigkeit. Das alte Arbeitsgebiet war wesentlich geschmälert, die Fähigkeit zu neuen Arbeitswerken noch nicht gewonnen. Man verstehe uns recht! Wir sind der festen Überzeugung, daß in der bürgerlichen, wie in der proletarischen Frauenbewegung praktisch die intensive und extensive Arbeit des Hauses unterschätzt wird. Theoretisch wird sie zwar anerkannt. Aber man stellt nicht genügend in Rechnung, daß die Hausarbeit selbst vertieft, vor allem nach der Erziehungsseite hin unendlich bereichert werden kann und deshalb die Ansprüche an die Arbeitskraft wachsen. Wir denken vergleichsweise an die wirtschaftliche Entwicklung des Landbaus. Seine intensive Kultur wird dadurch ermöglicht, daß er alle industriellen Nebenberufe abwirft und sich auf reine Landwirtschaft besinnt. Ähnlich auch bei der Hausarbeit der verheirateten Frau, die eine Kinderstube besitzt. Die Entlastung der Frauenarbeit durch die öffentlichen Industrien verringert die mütterliche Hausarbeit nur äußerlich. Tatsächlich trägt sie dazu bei, sie in ihren eigentümlichen Sinn und Wert zu vertiefen. Der Wert der Hausarbeit braucht nicht an der Zahl der geputzten Schüsseln und der Masse der Backwaren gemessen zu werden. Er steigt, je eigentümlicher sie die Atmosphäre des Hauses gestaltet. Das bedeutet aber dann wirklich öffentlichen, nicht privaten Wertzuwachs.

Allerdings liegen die Verhältnisse bei der unverheirateten, ev. auch verwitweten und kinderlosen Frau anders. Hier sprechen vor allem wirtschaftliche Erwägungen mit. Jede Arbeitsgelegenheit, die das Haus an die Industrie abtrat, verringerte den Lebensraum der weiblichen Arbeitskraft. So traten die Frauen auf den Plan und stellten sich zum Konkurrenzkampf. Sie kämpften nicht nur mit den Männern, deren Löhne sie unterboten; sie kämpften fast noch mehr gegen ihre eigenen Geschlechtsangehörigen. Die moderne Frauen*arbeit* leidet unter der *Frauen*arbeit; denn immer wieder findet sich eine hungernde Frau, welche um sich und ihrer Kinder willen die Arbeit noch billiger verspricht. Macht man dem Unternehmer einen moralischen Vorwurf, so beruft er sich auf das Massenangebot, das für ihn zur Versuchung wird. Läßt man sich dadurch nicht irre machen und verlangt wenigstens für gleiche Leistung gleichen Lohn, so wird der

Unternehmer kühl auf die Tatsache verweisen, daß er es in der weiblichen Arbeitskraft mit ungelerntem Arbeitsmaterial zu tun hat. Es ist ja richtig, daß die Ausbildung der Frauen für ihren Beruf durchschnittlich eine geringere ist, als die der Männer. Die Buchhalterin lernt oft 3 Monate, der junge Kaufmann 3 Jahre. Wo die Frauenarbeit tatsächlich minderwertiges leistet — und das ist ebenso häufig wie bei der Männerarbeit der Fall —, verdient sie auch nur geringen Lohn. Der springende Punkt aber ist der, daß einige minderwertige Leistungen der Frauen sofort als Vorwand für die Rechtfertigung geringer Entlohnung aller Frauenarbeit verwendet wird. Niemandem fällt es ein, um männlicher Faulheit oder Lässigkeit willen der männlichen Arbeit ihren Wertmaßstab abzusprechen. Die Frauenarbeit muß es sich aber von vornherein gefallen lassen, nicht mit dem gleichen Maßstab der Leistung gemessen zu werden. Sie gilt unbesehen als minderwertig. Solche Mißachtung der Frauenarbeit beruht auf der Vorherrschaft des männlichen Geschlechts. Der Unternehmer bezahlt schon heute den ungelernten männlichen Arbeiter in spezialisierter Facharbeit oft gleich, ja höher, wie den gelernten Arbeiter. Beim weiblichen Arbeiter hören wir sofort die Berufung auf die ungründliche Fachausbildung. Dies Messen mit doppeltem Maß hängt von der öffentlichen Wertung des weiblichen Geschlechts ab.

Von hieraus beurteilt ist es unverständlich, warum bürgerliche und proletarische Frauenbewegung einander bekämpfen. Denn beide kämpfen doch für Anerkennung des gleichberechtigten Kulturwerts der Frau für das öffentliche Leben. Wir fällen dieses Urteil nicht von historischem, sondern von logischem Gesichtspunkte aus. In der Geschichte der beiden Bewegungen mögen viele Fehler vorgekommen sein. Es muß offen zugegeben werden, daß die bürgerliche Frauenbewegung in ihrem gesamten Empfinden wesentlich hat zulernen müssen und oft im einzelnen noch umlernen muß, um die Not der proletarischen Frau zu ihrer eigenen zu machen. Die Atmosphäre in der Kochstube der Heimarbeiterinnen bleibt eine andere, wie die in dem Salon der Vorstandsdame. Darin liegt für beide Teile kein Vorwurf. Es soll nur der Ernst betont werden, der zur Verständigung über gemeinsame Fragen notwendig ist. Andererseits muß die proletarische Frauenbewegung die Energie anerkennen, mit welcher auf „bürgerlicher" Seite gearbeitet wird. Wer die Abschnitte in L. Brauns Buch liest, in welchen sie den Anteil der bürgerlichen und den der proletarischen Frau an den Berufen fein säuberlich

voneinander scheiden will, der entsetzt sich über diese Zerreißung lebendiger Zusammenhänge. Wohl haben die proletarischen Frauen ein Recht, sich über die „Schmutzkonkurrenz" mancher „höheren" Töchter und Frauen zu beklagen, welche ihnen die niedrigen Preise für ihre Heimarbeit noch drücken, weil es diesen nur auf Vermehrung des Taschengeldes ankommt. Allein gegen solchen Unfug haben gerade die bürgerlichen Frauen laut ihre Stimme erhoben. Die „bürgerliche" Frau kann sich mit Recht über das stete Mißtrauen beschweren, das ihr von der proletarischen Seite her begegnet. Gewiß wird die Klassenangehörigkeit nie überwunden; allein sie kann sich dort, wo sittliche Gesichtspunkte in Frage kommen, nicht in gegensätzlichem Kampf, sondern in reger Unterstützung der mannigfaltigsten gegenseitigen Beziehungen betätigen. Die einzige Frage ist, ob die Frauenbewegung ein eigenes Kulturideal aufzustellen imstande ist, ob sie nicht nur den Mut, sondern das Recht hat, jenseits aller Berufsfragen eine gemeinsame Forderung für die Frau als Frau zu erheben.

Die moderne Frauenbewegung hat das getan. Sie traut sich zu, eigentümliche Kulturwerte zu schaffen. Nicht neben der Welt der Männer, sondern in der gemeinsamen Welt will sie sich als Frau mit ihren eigenartigen Werten durchsetzen. Deshalb verlangt sie alles, was zur Ausbildung freier Persönlichkeit dienlich werden kann. Die ihrer Eigenart bewußte selbständige Frauenpersönlichkeit erscheint als Ziel der Entwicklung. In ihr liegt die Bürgschaft einer eigenartigen Darstellung der Kultur, die nicht mehr nur männliche Art, sondern zugleich das Beste des weiblichen Charakters an sich tragen soll. Nicht um Herausbildung eines allgemeinen Menschentums, sondern um bewußte Wiedergeburt der Frauenwerte wird gekämpft. Nur ganze Frauen können ganze Männer verlangen und umgekehrt. Die natürlichen Geschlechtsunterschiede, welche einen verschiedenartigen Aufbau der gesamten Struktur bedingen, sollen nicht verwischt, sondern gerade in ihrer Art gestärkt, auf den Höhepunkt geführt und dadurch zu tiefster Ergänzung und gegenseitiger Bereicherung benützt werden. Die Gleichwertigkeit der Frau im gesamten Kulturleben soll erstrebt werden.

Wie soll sich der Sozialethiker demgegenüber verhalten? Er wird die Bewegung mit Freuden begrüßen. Freilich sind die Ziele begrifflich nicht faßbar genug; sie drücken Werte aus, die erst geschaffen werden müssen. Allein die einzige Tat-

sache, daß sich die Frauenwelt anschickt, ihren Weg selbst zu suchen, ist einer der bedeutendsten Wendepunkte moderner Sozialgeschichte. Würde es ihr gelingen, die gesamte Frauenwelt zu umspannen und in ihr eine Sehnsucht nach höheren Werten wachzurufen, so müßte man der Bewegung erst recht dankbar sein. Bedingung bleibt, daß Ernst und Nüchternheit die Oberhand behalten. Die Frauenbewegung schleppt noch viel unklares und verschwommenes Gedanken- und Menschenmaterial mit sich. Sie wird sich auf einen langen Weg der Geschichte einrichten müssen, nicht um der bösen Männer willen, sondern um der innerlichen Schwachheit vieler Frauen selbst willen. Deshalb verdienen die führenden Frauen die wärmste Teilnahme. Wir streiten nicht um Endziele, wir verlangen nur, daß man auf dem Weg der Entwicklung die sittlichen Kräfte nicht außer acht lasse, sondern erst voll entbinde und alles auf die Wirkung nach wachsender Gemeinsamkeit hin schätze. Ein großes, was wir von der Frauenbewegung erwarten, ist die sittliche Neugeburt der Männerwelt. Je energischer die Frau ihre Gleichwertigkeit zum Ausdruck bringt, desto schärfer wird die Prüfung der Gleichung selbst ausfallen. Die „Achtung vor der Persönlichkeit" — das ist der Inhalt der Frauenpredigt, die in verschiedensten Tönen der heutigen Kulturwelt zugerufen wird. Damit ist die sozialethische Grundforderung ausgesprochen, von der auch unsere Ausführungen getragen sein wollen.

Es erübrigt noch, einzelne Wege zu besprechen, die einem neuen Ziel entgegenführen sollen.

Das erste ist die Regelung der Arbeit. Sie muß unter der Parole „Gleiche Leistung, gleicher Lohn" stehen. Das Wirtschaftsleben krankt an der Ungerechtigkeit, Frauenarbeit a priori schlechter zu bewerten. Wirft man uns ein, die Erhöhung ihres Lohns hätte die Folge, daß niemand mehr Frauen einstellen würde, so kann das ruhig abgewartet werden. Die Frau wird lernen, sich nicht durch Billigkeit ihrer Ansprüche, sondern durch die Tüchtigkeit ihrer Arbeitsleistung zu empfehlen. Wenn es der deutschen Frau bereits 1895 geglückt war, den vierten Teil der erwerbenden Stellen unserer Volkswirtschaft in Händen zu halten, so ist ihre wirtschaftliche Macht heute schon derart, daß sie nicht ersetzt werden kann. Bedenkliche Folgen möchten sich für die Männerarbeit ergeben. Sie würde einem schärferen Konkurrenzkampf ausgesetzt werden. Doch ist die Volkswirtschaft selbst dadurch nicht bedroht. Denn der Aufstieg zum höheren Lohn setzt ja immer die größere Leistung

voraus. Nur auf Grund von Leistungen wird es den Frauen in den Berufen gelingen, sich zu heben, und den Männern ihre Kraft zu bewähren. Zudem wachsen die Arbeitsstellen mit der Vergrößerung des Konsums, die durch höheren Lohn ermöglicht würde; die Verdichtung des Arbeitsnetzes nimmt zu und gewährt immer reichlichere Arbeitsgelegenheit, je mehr qualifizierte Arbeit auf dem Boden der Volkswirtschaft erscheint. Zufällige und vorübergehende Verschiebungen innerhalb einer Branche beweisen nichts gegen eine Ausdehnung der Berufsgelegenheiten überhaupt. Die Männer werden nicht zu kurz kommen, auch wenn die Frauen sich weitere Gebiete erobern. Freilich muß die Frau lernen, die Gründe für ungleiche Entlohnung wegzuräumen, soweit diese auf ihre eigene Rechnung zu stehen kommen: nämlich Unfähigkeit zur Organisation, mangelnde Arbeitskontinuität, kulturschädliche Bedürfnislosigkeit. Es bedarf stetiger Aufklärung und fortgesetzter Bildung des Frauengeschlechts, diese Mängel auszugleichen.

Deshalb ist dem Drängen des Frauengeschlechts nach Eröffnung neuer Berufe nichts in den Weg zu legen. Die Berufslosigkeit ist das sittlich verderblichste in der Welt und kein Charakter hält es auf die Dauer aus, arbeitslos zu sein. Wenn die Frauenwelt sich dagegen wehrt, Arbeitslosigkeit als ein Schicksal hinzunehmen, erblicken wir darin einen großen sittlichen Fortschritt. Auch muß ihr die Wahl der Berufe grundsätzlich freistehen. Ein Mädchen, das keinen Geschmack an der Krankenpflege hat, handelt nicht „unchristlich“, wenn es einen anderen Beruf ergreift. Eine Diakonisse ist an sich nicht christlicher, als eine Ärztin, so wenig wie ein Theologe gegenüber einem Juristen. Es handelt sich nur darum, den Beruf zu wählen, welcher der eigenen Begabung am meisten entspricht. Daß die Frauen zu gewissen Berufen der Erziehung, der Pflege, der Verwaltung mehr Geschick haben, wie zu andern, ist eine Tatsache. Es bedeutet deshalb eine naturgemäße Einschränkung, wenn sie besonders diesen Berufen sich widmen. Grundsätzlich aber muß das Betriebsfeld für jeden offen stehen. Wir betrachten diese Forderung als sittliche, im Interesse der Ausbildung der Persönlichkeit und des gemeinen Nutzens. Freilich möge sich die Frauenwelt darin nicht täuschen, daß der Beruf selbst mit seiner Mechanik und seinen technischen und gesellschaftlichen Vorteilen nicht von selbst das Glück bringt. Ich wünschte, daß die Frauenwelt auf eine ihrer Hauptfähigkeiten nicht verzichtete, nämlich „neue“ Berufe zu schaffen,

die vielleicht keine Etikette tragen, darum aber Lücken ausfüllen und höhere Werte schaffen, als die vorhandenen. Wir begründen die Forderung nach neuen Arbeitsfeldern nicht mit der Not. Die wirtschaftliche Not, in welcher Tausende von Frauen vermöge der Bevölkerungsverhältnisse und der Heiratshindernisse sich befinden, ist vorhanden. Sie erklärt die Macht, mit welcher die Forderung auftritt. Sie rechtfertigt auch vorübergehende Maßregeln. Aber sie vermag nie grundsätzlich eine Entscheidung oder ein Bedürfnis als sittliches zu begründen. Darum gewinnen wir die innere sittliche Freiheit, dem Notstand vieler bürgerlicher Frauen abzuhelfen, nur dadurch, daß wir das sittliche Recht jeder Persönlichkeit auf Arbeit anerkennen.

Hier ergibt sich eine gewisse Verschiedenheit der proletarischen und bürgerlichen Frauenbewegung. Jene sieht die Industriearbeit allerdings als Mittel der eigenen Befreiung, eigentlich aber nur als Durchgangsstadium an; diese erblickt in der Berufsarbeit der Frau eine bleibende Bereicherung des Frauenlebens und damit einen Beitrag zur Kultur. Dieser Widerspruch wird gewiß in der praktischen Bewegung zu Verschiedenheiten führen. Er rührt aber zuletzt nicht aus grundsätzlichen Erwägungen her; vielmehr ist er bedingt durch die augenblickliche wirtschaftliche Notlage, einerseits der Ausbeutung weiblicher Arbeitskraft in kapitalistischen Unternehmungen, andererseits der Verringerung der Verheiratbarkeitsziffer. Sehen wir von diesen Mißverhältnissen ab, so muß stets die Frauenbewegung darüber einheitlich denken, daß sie für die Angehörigen ihres Geschlechts das sittliche Recht auf Arbeitsmöglichkeit gerade so in Anspruch nimmt, wie für das männliche Geschlecht. Dazu kommt, daß an zwei Punkten die beiden Bewegungen die Gemeinsamkeit ihres Interesses praktisch erproben können. Die Eröffnung neuer Berufe bedeutet eine Minderung des Angebots ungelernter Arbeit in den niederen sozialen Schichten. Die Arbeitsgelegenheit verteilt sich, die vermehrten Bildungsmöglichkeiten heben den Wert der weiblichen Arbeitskraft. Dadurch sinkt der Prozentsatz rein ungelernter, also billigster Arbeitskräfte und der Wert der Frauenarbeit als solcher steigt. Dazu kommt, daß beide Bewegungen in allem, was Arbeiterinnenschutz umfaßt, zusammengehen müssen. Denn dadurch hebt sich die Achtung vor der Frau, der Sinn für Selbständigkeit und Recht breitet sich unter den Frauen aus, sie gewinnen ein Verständnis der gemeinsamen Forderungen und einen Einblick in die volkswirtschaftlichen Zusammenhänge. Das sozialdemokratische

Programm aus dem Jahre 1899 betr. Arbeiterinnenschutz umfaßt die Forderungen, die jeder Sozialethiker anerkennen muß: Absolutes Verbot der Nachtarbeit für Frauen; Verbot der Verwendung von Frauen bei allen Beschäftigungsarten, welche dem weiblichen Organismus besonders schädlich sind; Einführung des gesetzlichen Achtstundentags für die Arbeiterinnen; Freigabe des Sonnabendnachmittags; Ausdehnung der Schutzbestimmungen für Schwangere und Wöchnerinnen auf mindestens einen Monat vor und zwei Monate nach der Entbindung; Ausdehnung der gesetzlichen Schutzbestimmungen auf die Hausindustrie; Anstellung weiblicher Fabrikinspektoren; Sicherung völliger Koalitionsfreiheit für die Arbeiterinnen; aktives und passives Wahlrecht für die Arbeiterinnen zu den Gewerbegerichten.

Der letzte Punkt enthält eine Forderung von grundsätzlicher Wichtigkeit. Der Kampf um das politische Wahlrecht erscheint manchem Ethiker gefährlich, mindestens als ein Überspringen der Grenzen rein sozialethischer Erwägung. Grundsätzlich bedeutet es aber eine sittliche Schwäche, zwar ein Ziel empfehlen, die Mittel dazu aber verweigern. Es gehört zu den Anormalitäten, die mit der Schätzung des weiblichen Charakters zusammenhängen, daß wir Arbeiterinnen haben ohne Vertretung im Gewerbegericht, Geschäftsinhaberinnen ohne das Recht, die Börse zu besuchen, Armen- und Waisenpflegerinnen ohne Stimmrecht, Lehrerinnen, die noch nicht allgemein volles Recht der Vertretung in der Schulverwaltung besitzen. Die Frage ist nun diskutabel, ob solchen Mißständen allein auf dem Wege des politischen Stimmrechts abgeholfen werden kann, oder ob hierfür andere Wege sicherer und leichter betreten werden mögen. An sich halten wir Forderung des Wahlrechts für notwendig. Die Frauenbewegung hat nur die ungeheure Verpflichtung, ihre Anhänger für solches Wahlrecht reif zu machen. Gerade die „männliche Linie“ der Wahlrechtsverteidiger wird sich dagegen wehren, daß ihre Stellung bedeutend erschwert wird, wenn die Masse der Einwände gegen allgemeines Wahlrecht infolge ungelernter und unreifer politischer Frauenarbeit gesteigert wird.

Trotz alledem ist jene Forderung unumgänglich, will die Frauenbewegung Einfluß auf die rechtliche Gestaltung ihrer Lage gewinnen. Das Recht der Frau als Mutter und Ehefrau bedarf einer energischen Fortbildung. Vom Standpunkt erweiterter Persönlichkeitsbedürfnisse muß der Sozialethiker gerade diesen Kampf unterstützen. Wir können hier alle Forderungen betr. der bürgerlichen Gesetzgebung unmög-

lich im einzelnen besprechen; genug, daß der Gedanke der Rechtsreform heute von der Frauenbewegung so entschieden vertreten wird. Jede Bewegung des Rechts nach der Gerechtigkeit hin ist ein Stück neuer Lebensgemeinschaft. Allein die einzelnen rechtlichen Reformbestrebungen bedeuten stets nur eine Teilreform auf bestimmten Gebieten der Eigentums-, Erwerbs-, Arbeits-, Ehefragen. Gesetzt aber sie würden alle auf dem Weg der Gesetzgebung im fortschrittlichsten Sinn erledigt, so würden diese Gesetze doch nur *für* die Frau, aber *ohne* Zutun der Frau gegeben werden. Sie stellen Zuwendungen an die Frau dar, aber sie wären keine verantwortlichen Handlungen der Frau, weil sie ja von der gesetzgebenden Verantwortlichkeit ausgeschlossen ist. In Arbeiterfragen wird jede gesunde und unparteiische Sozialethik anerkennen, daß das, was für die Arbeiter geschieht unter ihrer gesetzlichen Mitverantwortlichkeit zu geschehen hat. Wohltun bedeutet zwar zwischen Persönlichkeiten die feinste Blüte des Handelns; denn zwischen feinen Charakteren gehört zu beidem viel sittliche Kraft, zum geben, wie zum annehmen. *Zwischen Ständen, Berufen, Klassen gibt es aber keine Wohltaten, sondern Rechte.* Jedes Recht setzt Verantwortlichkeit voraus; ihm muß die Pflicht entsprechen. Solange ein Mensch innerhalb einer politischen Gemeinschaft keine politischen Rechte genießt, wird er auch als Person nicht voll gewertet. Es ist denkbar, daß er diese Rechte als einzelner oder als Stand verscherzt hat. Tatsache ist, daß die gesamte Entwertung des Menschen sofort erscheint, wenn er im Staatswesen ausgelöscht ist. Unsere Frauen werden vom Strafrichter als vollgültige und verantwortliche Personen beurteilt. Das größte Recht der persönlichen verantwortlichen Freiheit, das Recht der Wahl ihres Mannes, erkennt die Gesellschaft wenigstens theoretisch der Frau zu. Allein die Behauptung ihrer Persönlichkeit im politischen Gemeinwesen ist ihr untersagt. Das sind Widersprüche, an deren Beseitigung der sozialethisch empfindende Mensch arbeiten muß.

Sollte die Erweiterung der Rechte nur Herrschaftserweiterung bezwecken, dann wäre sie sittlich gerade so zu verwerfen, wie der Wunsch einer Klasse, sich an die Stelle der andern zu setzen und die alte Ungerechtigkeit in neuer Auflage zu betreiben und zu verewigen. Ist jedoch das Verlangen nach Rechtsebenbürtigkeit der Ausdruck wachsenden Verantwortlichkeitsgefühls, so bedeutet es einen ungeheuren sittlichen Fortschritt. Dann wird es sich geltend machen besonders in der Neugeburt der *allgemeinen Bildung.*

Das Frauengeschlecht sehnt sich heute nach gründlichem Wissen. Es empfindet die Zurücksetzung stark, die in der bisherigen Art des Schulbetriebs lag. Tüchtige Fachausbildung wird hier an den Ernst der Arbeit gewöhnen müssen und die Bildung nicht als Spielerei, sondern als tiefe Lebensaufgabe erfassen helfen. Freilich hoffen wir mehr, als wie eine Verdoppelung der Schüler. Wir halten den Lehrbetrieb in unsern männlichen Schulen gleichfalls für sehr reformabel und die Sehnsucht mancher Frau wird stark enttäuscht, wenn sie einmal die Schattenseiten des akademischen Unterrichts kennen lernt. Es handelt sich also um eine allgemeine Reform des Bildungswesens überhaupt. Die erwarten wir gerade im Zusammenhang mit dem Drängen der Frau nach umfassender Bildung. Gerade der Kapitalismus hat die Mittel zur Hebung des Frauengeschlechts bereitzustellen. Er tilgt dadurch manche frühere Schuld. Freilich hoffen wir viel mehr noch. Wir verlangen, daß den Menschen der Zukunft, ob Mann oder Weib, mehr freie Zeit zur eigenen Verfügung und Bildungsmöglichkeit offen stehe. In Amerika und England soll es oft vorkommen, daß der Mann seine Zeit zwischen Geschäft und Sport aufteilt, der Frau aber die Pflege der geistigen Interessen bleibt. Wir neiden ihr diese Stellung nicht, um sie zu verdrängen, wohl aber um dasselbe Recht der Bildungsmöglichkeit auch für den Mann zu fordern. Die Kultur der geistigen Werte muß eine gemeinsame Schöpfung beider Geschlechter bleiben. Sie darf nicht in Frauenhände gleiten und nicht von Männerfaust erdrückt werden. Dann erhoffen wir eine Zukunft freier Bildungsmöglichkeit für beide Geschlechter außerhalb der Berufsarbeit. Dazu können uns die beiden großen Bewegungen des Jahrhunderts am besten helfen: Arbeiterbewegung und Frauenbewegung.

Literatur: Mayreder Die Kritik der Weiblichkeit. St. Mill Die Hörigkeit der Frau. Secretan Das Recht der Frau. Bulling Die Rechte der unehelichen Kinder nach dem Bürgerl. Gesetzbuch. Gerock Frauenabende. Gnauck-Kühne Die soziale Lage der Frauen. Cohn Die deutsche Frauenbewegung. H. Lange Entwicklung und Stand des höheren Mädchenschulwesens in Deutschland. Luise Otto Das Recht der Frauen auf Erwerb. Olberg Das Elend in der Hausindustrie. Dyhrenfurth Die hausindustriellen Arbeiterinnen. Lily Braun Die Frauenfrage. Gerhard u. Simon Mutterschaft und geistige Arbeit. Alice Salomon Die Ursachen der ungleichen Entlohnung von Männer- und Frauenarbeit.

Zeitschriften: Die Frau. Die Gleichheit. Die Frauenbewegung.

---

§ 27.

Rückblick und Ausblick.

Wir sind zu Ende. Es lag uns daran, die umfassenden Fragen über Reichtum, Eigentum, Wirtschaft in den Bildern bestimmter einzelner erwerbender Stände zu erfassen und sie dadurch persönlich zu gestalten. Damit drängte freilich der Reichtum des praktischen Lebens so stark in die Darstellung herein, daß er manchmal den Rahmen der sittlichen Betrachtungsweise zu sprengen drohte. Doch erreichten wir zwei wertvolle, wenn nicht neue, doch wieder erprobte Resultate. Einmal ist es ein Irrtum, zu meinen, man könnte eine Berufsethik schreiben. Die Ethik erfaßt den ganzen Menschen und zwingt ihn, in jedem Beruf sittlicher Mensch zu bleiben. Die Kunst des sittlichen Lebens ist überall die gleiche. Dazu kommt, daß keine Technik und keine Wirtschaft die sittlichen Kräfte ersetzen kann. Denn Ethik ist treibende Macht, nicht rückständige Gewalt. Sie veranlaßt den Fortschritt im materiellen und geistigen Leben. Das Böse bringt sein Programm zu Ende; das Gute kommt ans Ziel. Das Gute ist ein grenzenloser Prozeß und ist nie mit dem Erreichten zufrieden. So wirft die Ethik in das Wirtschaftsleben der Völker den unstillbaren Drang nach Reform. Ein sittlicher Mensch ist nie fertig; ein wirtschaftendes Volk erfährt von der Ethik her den immer erneuten Anstoß zur Weiterarbeit. Zugleich beginnt die Ethik die Auslese unter den wirtschaftlich Tüchtigsten. Es ist immer noch an dem, daß Ehrlichkeit, Wahrhaftigkeit, Geschicklichkeit, Treue, Mut die einzigen Pfeiler des volkswirtschaftlichen Gebäudes sind, auf die man sich verlassen kann. Ethische Volkswirtschaft ist nichts altmodisches. Denn sobald wir von Volkswirtschaft reden, überwiegt bei jeder Maßregel die Rücksicht auf das Ganze. Unternehmerökonomie muß zur Nationalökonomie werden. Darin erblicken wir die Macht ethischer Gedanken.

Der Kapitalismus bedeutet auf dem Weg volkswirtschaftlicher Entwicklung eine Station gewaltigen Fortschritts. Er hat trotz vieler, starker Mängel das wirtschaftliche Leben der Völker, ihr materielles und geistiges Wohlsein gehoben. Vor allem hat er den Völkern die Predigt von der Notwendigkeit der Produktionssteigerung und Leistungsfähigkeit so eindringlich wie möglich

gehalten. Er muß uns als bleibende Wahrheit wachsender sittlicher Volkswirtschaft die Mahnung hinterlassen, zuerst an die Produktion des Volkes, dann erst an seine Konsumtion zu denken. Allein der Kapitalismus hat seine eigenen Grundlagen über den Haufen geworfen: die Freiheit der Konkurrenz ist zum Schattenbild geworden; man liebt zu herrschen, statt zu konkurrieren. Die Freiheit des Vertrags zwischen Verkäufern und Käufern ist bei den Großunternehmungen moderner Art ebenso Einbildung, wie der freie Arbeitsvertrag zwischen Großunternehmertum und Arbeiterschaft. Daran lesen wir, wie an einem Barometer, die Entwicklung ab: *die Produktionsherrschaft im Interesse des Privateigentums gerät in gefährliche Spannung mit der Produktionssteigerung im Interesse der Volkswirtschaft.* Allerdings ist das Produzenteninteresse des Arbeiters durchschnittlich größer, als sein Konsumenteninteresse. Es kann ihm gleichgültig sein, ob er ein seidenes Band für 15 Pfennige oder zu 5 Pfennigen ersteht; von der Produktionsmenge der Seidenfabrik dagegen hängt sein materielles Wohl und Wehe ab. Allein die Volkswirtschaft, gerade in ihren produzierenden Teilen, trägt einen Mischcharakter. Die Industrien selbst sind einerseits Konsumenten von Eisen und Kohle, andererseits Produzenten von Maschinen, Möbeln, Instrumenten usw. Deshalb liegt in der Hebung der Konsumtion im weitesten Sinn des Wortes gerade das intensivste Produktionsinteresse. Der Kapitalismus aber hat diese volkswirtschaftliche Aufgabe zu gering angeschlagen, im einzelnen ihr direkt zuwidergehandelt. Durch Staat und Arbeiterschaft mußte er an seine volkswirtschaftlichen Verpflichtungen gemahnt werden. So haben wir heute gerade so wenig eine rein kapitalistische Wirtschaftsordnung mehr, wie wir eine rechtlich unbeschränkte Eigentumsfreiheit kennen. Es gilt nun, neuerwachsende Kräfte mit den Wirtschaftsformen zu verbinden und das volkswirtschaftliche *konstitutionelle Regiment grundsätzlich an Stelle des absolutistischen und patriarchalischen* zu setzen.

Daß alle Entwicklung gerade infolge des rasch anwachsenden Kapitals *zu kollektivistischen Gebilden drängt*, sieht jeder. Langsam wird die Wirtschaft im ganzen umgestaltet, ja in einzelnen Partien sogar in rasendem Tempo. Der revolutionäre Kapitalismus verfällt seiner eigenen Konsequenz. Die privaten Betriebskonzentrationen, die Verstadtlichung und Verstaatlichung der einzelnen Unternehmungen, die immer erneuten Anläufe zur Regelung der Produktion,

die internationalen Vereinbarungen über Preisgestaltung, die Erfolge der Gewerkschaften und Genossenschaften — das sind alles neue Farben des volkswirtschaftlichen Gemäldes. Ergänzen wir sie durch gesetzliche Festlegung der Arbeitszeit, durch Ausschaltung von Lohnschwankungen infolge der kollektiven Arbeitsverträge, durch Ausdehnung der geistigen Bildungsmittel im weitesten Umfang, so gewinnen wir eine Reihe neuer Linien, die zu einer andersartigen Wirtschaftsordnung führen. Wie dieselbe im einzelnen aussehen wird, weiß niemand. Auch die kommende Entwicklung wird ihre Entwicklungsfehler haben. Je mehr sie sich dem reinen Kommunismus nähern würde, desto ärmer würde die Entwicklung. Je mehr gesunde kollektivistische Kräfte sich durchsetzen, desto weiter wird der Raum für persönliche Entwicklung, falls die sittlichen Gedanken in gleichem Maß an Leben gewinnen.

Man klagt über die materialisierende Richtung unserer Zeit. Es mag etwas Wahres daran sein, obgleich jedenfalls wir Deutsche materialistische Zeiten hinter uns haben, die schlimmer gewesen sind. Geradezu falsch wird der Vorwurf, wenn die Beschäftigung mit den Produktionsbedingungen der Volkswirtschaften als materialistische Sinnesrichtung gedeutet wird. Die ökonomische Geschichtsauffassung hat uns geradezu von einem Wahn befreit, wenn sie auch grundsätzliche Fehler einseitiger Beobachtung hat. Solange nämlich die Völker über ihre Abhängigkeit von den Produktionsbedingungen nicht unterrichtet sind, solange sind sie elend und in materialistischem Stumpfsinn befangen. Lernen sie die ungeheure Abhängigkeit von der Gesamtwirtschaft erkennen, so ist ihnen zugleich die Möglichkeit gegeben, diese Abhängigkeit in bewußte Herrschaft zu verwandeln. Pascals berühmtes Wort gilt mutatis mutandis auch hier: Der Mensch ist elend, weil er es ist; aber groß, weil er weiß, daß er elend ist. Der Grundfehler der ökonomischen Geschichtsauffassung besteht nur darin, daß sie als der letzte Schluß der Weisheit gelten will. Als Zwang zur bewußten Herrschaft und klaren Regelung der volkswirtschaftlichen Verhältnisse hat sie dem Denken der Menschen großen Dienst geleistet.

So möchten wir sagen, hat der Kapitalismns dem Menschen den greifbaren Mut gegeben, die Volkswirtschaft bewußt in die Hand zu nehmen. Bedeutet er als Ganzes eine bessere Wirtschaftsordnung für wachsende Völker, wie die vorhergehenden feudalen, handwerkerlichen Wirtschafts-

perioden, so gibt uns das wieder Mut, an noch bessere Wirtschaftsordnungen zu glauben und die Menschen für fähig zu halten, sie in eigene Verantwortlichkeit zu nehmen. Damit ist die Erkenntnis, zu welcher die ökonomische Geschichtsauffassung verholfen hat, in die Tat umgesetzt. Je geordneter, zielbewußter die wirtschaftliche Unterlage des Völkerlebens geregelt wird, desto weiter dehnt sich der Raum für persönliche Freiheit. Man fürchtet von kollektivistischen Bestrebungen eine Einengung des persönlichen Entwicklungsgebiets. Weit gefehlt! Die größte Freiheit herrscht dort, wo die Beschränkung der Freiheit am berechenbarsten ist. Je verwickelter die Verhältnisse liegen, die den Menschen beherrschen, je mannigfaltiger die Möglichkeiten sich gestalten, von denen die Freiheit des einzelnen beeinflußt werden kann, desto geringer wird das Ausmaß von persönlicher Freiheit. Eine klare Beschränkung des eigenen freiheitlichen Machtbereichs läßt man sich lieber gefallen, als viele unklare, undeutliche Möglichkeiten von Fesseln. Je deutlicher der Raum abgezirkelt ist, der gemeinsam geregelt wird, desto höher wächst die Freudigkeit, sein eigenes Ich im übrig gebliebenen Raum zu betätigen, weil man sich hier frei von jeder Einmischung weiß. So kann persönliches Glück gerade erblühen, wenn die Grundlagen des wirtschaftlichen Lebens klar geregelt sind. Damit soll nicht gesagt sein, daß die kollektivistischen Tendenzen gefahrlos sind. Wir sehen eine Reihe großer Gefahren, weil die Menschen noch nicht geschult genug sind, den Geist des Kollektivismus, wie er mitten in der jetzigen kapitalistischen Produktion sich enthüllt, zum eigenen Besitz zu machen. Er wird kaum die Kraft haben, sich gegen den rohen degenerierenden Kommunismus abzugrenzen. Allein wir wollen nie den sittlichen Mut verlieren, wenn wir eine andere Wirtschaftsorganisation heranwachsen sehen. Der Pessimismus ist stets reaktionär. Wir sehen das Gute wie das Schlimme, aber unterstreichen jenes, um es zu stärken und zu bewahren.

Alles hängt davon ab, daß das Recht fortschreite. Recht ist nichts anderes, als Machtnorm. Wer die Macht richtig gebraucht, der übt Recht aus und schafft neues Recht. Jede Macht ist in Gefahr, sich zugleich als einzigen Gesetzgeber aufzuspielen, mag es nun ein Verein oder Syndikat, eine Genossenschaft oder ein Großunternehmer, Kirche oder Staat sein. Rechtsträger entstehen aber nur in der Gemeinschaft, die das Maß des „Richtigen“ regeln lehrt. Von hier

aus fällt Licht auf die verschiedentlich gestreifte Frage, ob Individualethik oder Sozialethik. *Der sittliche Wille bleibt stets Einzelwille.* Auch die Gerechtigkeit wird schließlich im Herzen des einzelnen geboren. Allein *der Inhalt und die Richtung dieses Willens muß gemeinschaftlich bestimmt sein*, will er sittliche Geltung beanspruchen. Es gibt keine Tat des Menschen, welche den Zustand der übrigen völlig unbeeinflußt lassen könnte. Deshalb muß die Reflexion auf die Wirkung der Tat in den sittlichen Willen selbst aufgenommen werden. Jeder Wille bleibt psychologisch betrachtet individuell und die Entscheidung über die ursprünglich gewollte Richtung des Willens fällt in das Gewissen des einzelnen. Allein die Richtung selbst ist sittlich nur bestimmt, wenn die Tat der Gemeinschaft dient. Es gibt kein sittliches Handeln, das nicht sozial gerichtet wäre; es gibt kein sittliches Denken, über dessen innerstes Geheimnis nicht der einzelne allein richten könnte eben nach sozialen Maßstäben. So handelt es sich lediglich nur um eine verschiedene Betrachtungsweise verschiedener Stadien des Wollens, wenn man von Individual- oder Sozialethik spricht.

Die Hauptsache ist, daß die Ethik *die Verbindung mit den tatsächlichen Lebens- und Entwicklungsbedingungen nie verliere.* Ihre Werte und Güter liegen zwar höher, als alles, was wir erklären können. Der Charakter des Unbedingten, der dem Sittlichen unentbehrlich ist, drückt sich aus in dem unendlichen Reiz zum dauernden sittlichen Fortschreiten und in der steten Unzufriedenheit mit dem erreichten sittlichen Zustand, aber nicht in dem Verzicht auf Anknüpfung an die gegebenen Mächte des Lebens. Alle sittliche Arbeit und Entwicklung muß an dem gegebenen Stoff und mit den vorhandenen Mitteln des geschichtlichen Lebens arbeiten. So lange die Ethik sich berufen fühlt, das Märchen von der guten alten Zeit als letzte Weisheit zu behaupten, wird sie nie zu einer wirklichen Geltung kommen; denn die Wurzeln ihrer Kraft liegen nie in dem, was war, sondern in dem, was sein wird. Der Zukunftsgedanke als ruhelose Macht des Ideals und als Mut zu augenblicklichen und immer neuen Opfern ist der Träger jedes sittlichen Handelns. Volkswirtschaftliches Handeln ist sittlich, wenn etwas um der Zukunft des Volkes willen geschieht. Der Kapitalismus hat die Völker *formell gewöhnt, mit der Zukunft zu rechnen*; er liebt Überraschungen und treibt unaufhörlich in die Weite. *Dieses Triebs muß die Ethik Herr werden*, indem sie die Gedanken der privatwirtschaftlichen Unzufrieden-

heit umbiegt zu dem Willen, die ganze Volkswirtschaft zu einer fröhlichen, segensreichen Zukunft der Völker zu gestalten. Mut, Liebe, Opfersinn bleiben die Kräfte jeder Entwicklung. Die Ethik hat sie zu bewahren, zu begründen, nach allen Gesichtspunkten hin als die lebendigen Mächte des Fortschritts zu erweisen. Die Volkswirtschaft wird ihr stets dankbar sein, weil sie nur dadurch vor eigenem Zerfall behütet wird. Es gab Zeiten, da waren die Menschen abhängig von Dingen. Damals waren sie Sklaven. Nachher kamen die Gedanken und nahmen sie in ihren Bann. Da wurden sie gefangen geführt in ein fremdes Land. Erst wenn die Dinge beherrscht werden vom Gedanken und der Gedanke sich erwärmt und belebt an den Dingen, dann wachsen die Kräfte. Kräfte gilt es zu schaffen dem Volk und dem einzelnen, Kräfte aus der Erde zum Himmel. Darum muß der Geist wach werden, der sich all die Errungenschaften des Kapitalismus unterjocht und durch steten Kampf mit der Fülle des materiellen Fortschritts nur seine eigene Stärke immer neu erproben soll. Die Menschen leben von Geist und nicht von der Wirtschaft. Diese muß so geordnet werden, daß der Geist wieder Flügel bekommen kann. So hatte Jesus nicht Unrecht, als er sagte: Gott oder Mammon! Wenn die Seele des Volks krankt, hilft kein noch so fein durchdachter Apparat materieller Wohlfahrt. Nicht die Zeit ist es, welche die Ewigkeit trägt; nur da werden die Zeiten groß und die Völker in ihnen über das gewöhnliche Maß erhoben, wo die Kräfte ewiger Wahrheit leben.

Literatur: Staudinger Wirtschaftliche Grundlagen der Moral. F. J. Schmidt Zur Wiedergeburt des Idealismus. Losch Nationale Produktion. Simmel Soziologie.

Sachverzeichnis.

Druckfehlerverzeichnis.

Leider haben sich noch folgende Druckfehler eingeschlichen:

Seite 4 Zeile 13 von oben Grundsälzen, statt: Grundsätzen.
„ 7 oben im Titel § 1 kapitalischen, statt: § 2 kapitalistischen.
„ 8 Zeile 23 von oben welchen, statt: welchem.
„ 10 „ 3 „ „ Technicker, statt: Techniker.
„ 13 „ 3 „ unten wirtschaftliche, statt: wirtschaftlichen.
„ 24 „ 24 „ oben in, statt: in ihn.
„ 30 oben im Titel Kapitaiismus, statt: Kapitalismus.
„ 31 Zeile 15 von oben Sympton, statt: Symptom.
„ 33 „ 18 „ „ Jasubja, statt: Jasuaja.
„ 35 „ 1 „ unten nicht, statt: nichts.
„ 38 „ 8 „ „ leistungsfähisten, statt: leistungsfähigsten.
„ 45 „ 9 „ „ Ureile, statt: Urteile.

Druck von Gottfr. Pätz, Naumburg a. S.

